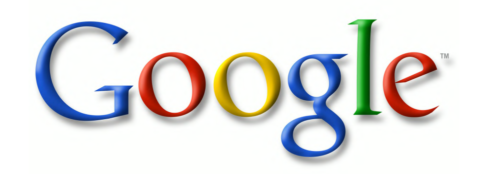
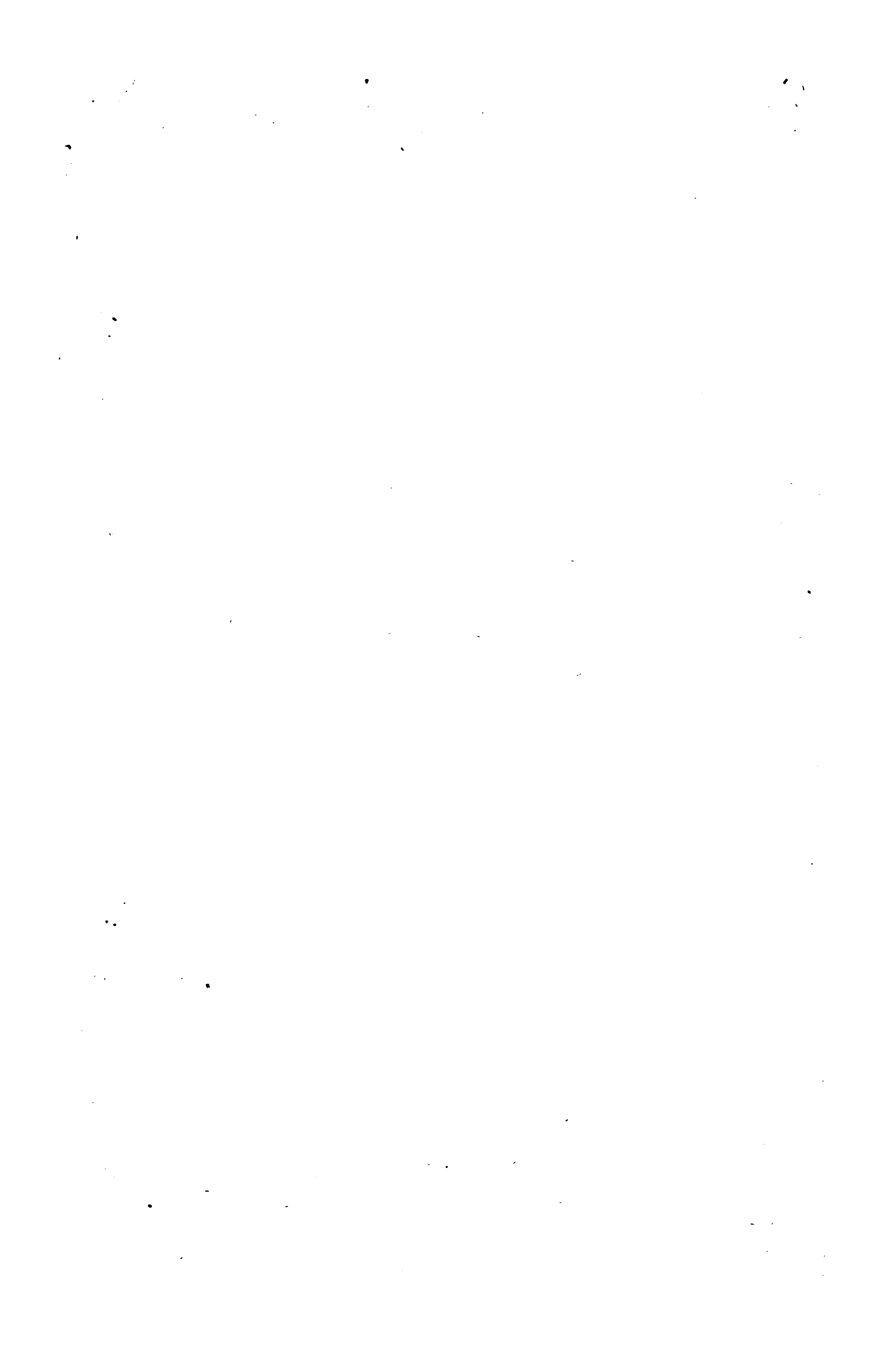






Meyer's Universum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

in

Natur und Kunst.

Octavausgabe in 5 Bänden.

Zweiter Band.

Hildburghausen.

Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1869.

Meyer's Universum

ZEHNTER BAND



BEI WIEN

HILDBURGHAUSEN
Verlag des Bibliographischen Instituts



LÜTTICH IN BELGIEN

Aus d Kunstanst d Bibl Instit in Hildbhsn   Eigenthum d Verleger

Lüttich und Seraing.

(1843.)

Alte und neue Zeit gleichen sich wie Ruhe und Bewegung. Alles ist in's Treiben gekommen: Religion und Wissenschaft, Herrschaft und Eigenthum, Ideen und Meinungen, Handel und Gewerbe. Nichts ist mehr beständig, als eben die Unbeständigkeit. — So viele Jahrtausende hüteten die Priester sorgfältig das Geheimniß der Gottheit: doch ist die Offenbarung nicht ausgeblieben, und immer allgemeiner verbreitet sich die Einsicht, daß jede Blume, jeder Thautropfen das Wesen der Gottheit entschleiere, jede Lerche von ihr predige und jedes Herz ein Tempel des Herrn sein könne, in dessen Allerheiligstes der Mensch eingehen dürfe ohne Mittler in Stola. — Jahrtausende machte man auch aus dem Regieren ein Geheimniß, und vom Minister an bis zum Kanzlisten herab glaubte jeder Theilhaber an der Herrschaft, es sei nothwendig für Staat und Völker. Possen! Jetzt sieht man die Regierungsmaschinen unter Glasgehäusen stehen; Jeder, der mag, tritt hinzu, beobachtet den Rädergang und gibt sein Urtheil. — Jahrhunderte lang hatte eine falsche, selbstsüchtige Politik die Völker in Haß gegen einander aufgezogen. Durch diesen Haß machte man sie zu blinden Werkzeugen der Mächtigen, er ward die Mutter von Mord und Raub im Großen, von dem, was in der Sprache der Politik Krieg und Eroberung heißt. Die Erkenntniß, welche die Zeit gebracht hat, nahm von den Völkeraugen die farbigen Gläser weg, welche ihnen vorgeschoben waren, damit kein Volk das andere in seiner wahren Gestalt sähe, und friedlich und einig schießen nun die Nationen wie Weberschiffchen in einander, und viele Reiche und ganze Welttheile webt der gemeinschaftliche Vortheil zusammen. Die Nationalgefühle kräftigen sich nicht nur, sie veredeln sich auch; sie sind sittlich geworden, und während sie sonst herausfordernd und aggressiv waren, wollen sie jetzt nur die Abweisung des Unrechts. Ein Eroberer wäre heutzutage eine platte Unmöglichkeit.

Noch einflußreicher äußert sich der Umschwung in den Verhältnissen des Handels und der Gewerbe. Jahrhunderte lang waren die bürgerlichen Gewerbe in enge Schranken eingeschlossen. Jedes Handwerk

stand festgewurzelt in der Gesellschaft, wie ein Baum, der von Geschlecht zu Geschlecht einerlei Früchte trägt. Staats- und Zunfteinrichtungen halfen einander, um dem Geiste des Handwerkers die Flügel zu beschneiden, damit er sich nicht über den Boden der Niedrigkeit und Geringschätzung erheben könne. Seine Bahn war lang und eng. Wer in derselben durch Zufall oder Gunst voran war, der konnte nicht überholt werden; Wetteifer war ein Unding. Da hat die Zeit dem hinfälligen, morschen Handwerksthum, unter dessen löcherigem Schirm es Niemand mehr recht behagen wollte, einen Todesengel gesendet, daß er die Erde schneller von ihm befreie; die Industrie ist gekommen, aufbauend mit der einen Hand, zerstörend mit der andern, Schrecken, Haß und Trauer aussäend unter die Schaaren, welche zu den alten Fahnen stehen, während sie den Völkern, die sie liebkosen, ihr Füllhorn reicht, und von ihnen gepriesen ist als der Stolz der Gegenwart. Der negative Theil ihres Waltens hat, es ist nicht zu leugnen, allerdings etwas Dämonisches. Er hat Millionen das letzte Stückchen Brod ohne Erbarmen aus dem Munde genommen, wird noch andern Millionen den letzten Pfennig und die letzte Hoffnung rauben, lähmt Tausenden und aber Tausenden die Hände und verdammt sie zum Müßiggange und zum Hunger. Ihn, den Handwerkerstand, trifft ein schweres Verhängniß; aber das Naturgesetz will es; es ist unvermeidlich. Damit die Lebenden Platz finden, müssen die Todten begraben werden. Jede Gegenwart wandelt auf den Grüften der Vergangenheit, und es wäre Thorheit darum der Gegenwart zu fluchen.

Die Industrie ist eine rechte Tochter des Jahrhunderts. Was das Handwerk unterdrückte, hat sie wieder aufgerichtet. Sie hat den Menschen, namentlich den begabten Menschen bürgerlicher Stände, die lange verschlossen gewesenen Laufbahnen geöffnet; sie macht es ihnen möglich, ihre Geisteskräfte und Talente in größerer Freiheit nützlich zu gebrauchen und zu einer Geltung zu bringen, die sie vorher niemals gehabt haben. Sie hat den Geist wieder der Arbeit vermählt, der durch das Zunftwesen von dieser gewichen war; sie hat gleichsam die Arbeit geadelt und durch sie ist ihr Einfluß größer als jemals geworden, sowohl auf das Glück der Individuen, als auf das Wohl der Nationen.

„Die Arbeit ziemt und ziert den ächten Mann,
Was er im Geist erschafft, formt seine Hand;
Und während er mit strengem Fleiß begründet
Sein eignes Glück, beglückt er Land und Volk."

Allerdings arbeitet jeder Industrielle zunächst nur für sich und die Seinigen: denn dazu treibt ihn seine menschliche Natur, die Nothwendigkeit, das ihm innewohnende Gefühl. Der Einzelne ist aber auch ein Theil des Ganzen und er wird auf dieses Ganze Einfluß üben, er mag wollen oder nicht, er mag eine Vorstellung davon haben, oder sie entbehren. Er

kann der Wirkung nicht entgehen, nicht einmal durch seinen Tod. Darum hilft jeder rechte Industriemann, selbst wenn er nur für sich zu sorgen glaubt, die neue Zeit hervorrufen, die im unendlich raschen Wechsel aller Zustände ihren eigentlichen Charakter offenbart. Dieser Wechsel geht fort, ohne Wiederholung, ohne sichtbares Endziel. Er gleicht dem Gang des Menschengeschlechts, dem Gang der Erde, dem Gang der Gestirne. Wie die Erde in alle Ewigkeit nicht zweimal an den nämlichen Ort im Weltraum wiederkehren kann, so wenig wird irgend eine spätere Zukunft Zustände zurückführen, welche vergangen sind.

Der Baum der alten Gewerbe grünt nie wieder. Jede Anstrengung, ihn zu erhalten, ist Unvernunft und gegen den Gang der Zeit gerichtet, den ungezüchtigt Niemand aufzuhalten strebt. Was soll der dürre Stumpf im grünen Garten unserer Gegenwart? Die Axt daran, daß er wegkomme, der das Auge beleidigt, damit nicht seine Verwesung die Luft verderbe!

Keine menschliche Macht hält die Entfaltung der Industrie auf; denn sie selbst ist eine höhere, weit stärkere Macht geworden, als die Macht der Könige. Es ist dahin gekommen, daß kein Staat es nur wagen darf, feindlich gegen sie aufzutreten. Ein solches Experiment hätte schlimmere Folgen, als der unglücklichste Krieg, als der Verlust von hundert Schlachten, als Pest und Hungersnoth. Alle Selbstständigkeit wäre verloren, alles Gedeihen und innere Leben dahin: denn der industriöse Staat saugt dem trägen ohne Umstände das Leben aus, bis er entkräftet hinstirbt.

Es wird dies von allen Regierungen erkannt, die auf der Linie der Zeit stehen. Ist einerseits keine aufgeklärte Nation mehr gewillt, sich für die bloßen Leidenschaften der Fürsten, für deren Habsucht und Ländergier, deren Stolz oder Rachsucht zu opfern, andere Nationen todtzuschlagen, oder sich todtschlagen zu lassen, wie in der dummen Zeit von gestern; so sind anderseits auch die Fürsten menschlicher und klüger geworden, und ihr Ehrgeiz sucht Bahnen auf, die nicht bloß über Todtenhügel und blutgetränkte Felder führen. Wenn sie jetzt streiten an der Spitze ihrer Völker, so sind Zollpositionen ihre festen Stellungen, der Tarif ist ihr Schlachtfeld, Zollkongresse schließen die Bündnisse und vereinigen die Interessen, Handelstraktate setzen ihre Diplomatie in Bewegung. Die Industrie und ihre Verhältnisse sind die Arena, in welcher Fürsten und Völker unblutige Kämpfe führen.

In solchem Kriege war ehedem England stets alleiniger Sieger, und darum ward es so groß. Aber das Geheimniß seiner Motive, seiner Ziele und seiner Kriegskunst ist längst verrathen; in verlorenen Feldzügen haben auch andere Völker Taktik gelernt, und der Sieg hat aufgehört, ein britisches Monopol zu sein. Großbritanniens Industrie führt auf dem europäischen Kontinente nicht mehr ein monarchisches Scepter. Alle Tage verliert es eine Provinz, alle Tage verengert sich der Kreis seiner Herrschaft, jedes Jahr ist mit Niederlagen und Verlusten bezeichnet. Sieg er-

muthigt die Sieger zu neuen Siegen. Das kontinentale Europa wird nicht eher innehalten in diesem Kampfe, als bis es das Joch der englischen Industrie gänzlich abgeschüttelt hat. Industrielle Unabhängigkeit von England ist das Losungswort des Kontinents geworden, und selbst die am längsten unterdrückten, am vollkommensten ausgesaugten Staaten nehmen es auf und rüsten sich zum Widerstande.

Am erfolgreichsten haben bis jetzt Frankreich und Belgien gestritten. Belgien zu allermeist. Dies kleine Land, das nur halb so groß als Bayern ist, hat sich, von einem weisen und guten König geleitet, binnen wenigen Jahrzehnten zum industriereichsten Staate auf dem festen Lande erhoben und sich den Namen „Kleinbritannien" verdient.

Unter den Elementen der belgischen Industrie sind die des Mineralreichs die wichtigsten; — Steinkohlen und Eisen stehen oben an. Belgien verarbeitet 85 Millionen Centner Steinkohlen jährlich, die es in seinen drei großen Kohlenbecken bei Mons, Charleroi und Lüttich gewinnt. Die belgische Steinkohlenablagerung streicht als ein fünf bis zehn Meilen breiter Streifen von der französischen Grenze gegen die Kohlenbecken des Niederrheins und Westphalens hin, und steht mit diesen wahrscheinlich in Verbindung. Das reichste Kohlenbecken ist das von Mons, welches hundert und dreißig Steinkohlenflötze über einander gelagert enthält; nach ihm folgt das der Provinz Lüttich. Es soll über 80 Flötze enthalten, von welchen 64 bauwürdig sind, die zum Theil eine Mächtigkeit von 6 Fuß erreichen. Mehr als 10 Millionen Centner Kohlen werden hier alljährlich zu Tag gefördert und über 12,000 Menschen mit 3000 Pferden finden dabei ihre Arbeit. Die größte Tiefe, in welcher hier gebaut wird, ist 1000 Fuß. In geringer Entfernung von den Kohlendistrikten hat die gütige, vorsorgende Hand des Schöpfers unermeßliche Schätze von Eisenerz in dem Schooße der Erde verborgen: so bei Charleroi, bei Namur, bei Lüttich. In diesen Städten wiegt die Eisenfabrikation so sehr über, daß fast alle übrigen Gewerbe mittelbar oder direkt mit ihr in Beziehung oder in Abhängigkeit treten.

Am meisten in Lüttich. Schon aus weiter Ferne kündigt sich diese große Stadt als eine Residenz des Vulkans an. Hunderte von thurmhohen Essen stoßen Rauchsäulen aus, welche eine schwarze Dunstwolke tragen, unter welcher die Stadt wie unter einem Thronhimmel liegt. Weit im Kreise ragen die Hohöfen, Riesenaltären gleich, von deren Zinnen Opferflammen lodern: ein zur Nachtzeit überaus herrlicher, wunderbarer Anblick!

Das Innere Lüttichs täuscht die Vorstellung nicht, welche sein Aeußeres gibt. Massive, hohe, von Rauch geschwärzte Häuser; enge, unregelmäßige Straßen; eine arbeitsrüstige, breitschulterige, grobknochige, rußige, geschäftige Bevölkerung; überall lodernde, prasselnde Essenfeuer, Gestöhn der Dampfmaschinen, Pochen der Hämmer; überall metallenes Gut, da auf-, dort abladend; rasselnde Wagen mit Eisenstäben und hoch-

gethürmte Kohlenfuhren auf allen Straßen. Architektonische Schönheit sieht man wenig; dann und wann einen mittelalterlichen Palast, eine gothische Kirche; zuweilen ein modernes Prachtgebäude, die Wohnung eines reichen Fabrikherrn: das Ganze aber ist ein Bild voller Leben und Eigenthümlichkeit, und es entbehrt nicht jene Behaglichkeit, welche dem Fleiß und der Arbeit im Gefolge gehen.

Lüttich liefert jährlich Hunderttausende von Gewehren, die nach allen Welttheilen verfahren werden; denn selbst die britischen Fabriken können mit den Lüttichern nicht Preis halten.

Die Einwohnerzahl Lüttich's ist in Zunahme und gegenwärtig etwa 75,000. Im Mittelalter war es noch viel volkreicher; im 14. Jahrhundert stellte es 24,000 Bürger vollständig gerüstet in's Feld. Fehde und Arbeit theilten damals die Zeit der Lüttischer: bald hatten sie Streit mit ihrem Bischof, bald mit den benachbarten Städten, bald mit den Fürsten Burgunds, und ihre Kriegslust und Tapferkeit machte sie zu überall gefürchteten Feinden. Aber aus diesem Hang zur Rauferei erwuchs ihnen am Ende des 15. Jahrhunderts Verderben. Die verbündeten Könige von Burgund und Schottland belagerten, um den Mord eines Lüttischer Fürstbischofs, Ludwigs von Bourbon, zu rächen, 1486 die Stadt, und nach einer langen, heldenmüthigen Gegenwehr nahmen sie den vom Hunger bedrängten Ort an einem Sonntage durch Sturm ein. Was an wehrhaften Einwohnern übrig war, wurde erschlagen, die Stadt sechstägiger Plünderung und allen denkbaren Gräueln der rohen, würglustigen Kriegshorden preisgegeben, dann an 100 Ecken zugleich angezündet und der Erde gleichgemacht. Karthago's Schicksal war nicht schrecklicher als das seinige. Bloß einige Klöster, deren Erhaltung die gekrönten Würgengel aus Frömmelei und bei Todesstrafe geboten hatten, blieben auf der Trümmerstätte stehen. Wie aber aus der Wurzel einer vom Sturme zerschmetterten Eiche wieder Schößlinge treiben, so wuchsen im Laufe der Jahre wieder die Straßen aus dem Schutte heraus, und wenn auch der Glanz der früheren Tage nicht ganz wiederkommen konnte, so ist doch die Stadt eine der blühendsten des Landes. —

Etwa eine Meile von Lüttich, hart am Ufer der Maas und am Rande eines schönen Parks, liegt ein altes Schloß bei einem unabsehlichen Mauerviereck, aus dem eine Menge schlanker Thürme, wie die Minarets einer Stadt des Orients, hervorschauen. Es ist Seraing, das weltberühmte Etablissement John Cockerill's.

Man hat Seraing das Eskurial der Industrie genannt. Es ist in der That an Umfang noch größer, als jenes berühmte Gebäude der Faulheit, obschon es nichts von der verschwenderischen Pracht verräth, die da übel angebracht sein würde, wo nur Zweckmäßigkeit gesucht wird und schick-

lich ist. Dem ursprünglichen Plane nach würde Seraing eine Bevölkerung von etwa 4000 Personen fassen können, die Familien der verheiratheten Arbeiter eingerechnet. Gegenwärtig, und seit ihm die Pflege seines Schöpfers entzogen ist, hat das Etablissement etwa 900 Werkleute, und in den dazu gehörenden Steinkohlen- und Eisengruben fahren 3—400 Bergknappen an. Cockerill's Idee war, in Seraing die Eisenfabrikation, von der Erzgewinnung an bis zu ihren höchsten Stufen und Veredlungsgraden, auf das Großartigste und Zweckmäßigste zu vereinigen. Es sind drei Hohöfen hier und im Stande, wöchentlich 3500 Centner Roheisen zu liefern, welches alle Arbeitsprozesse bis zur fertigen Locomotive durchläuft. Seraing sollte jährlich für 4 Millionen Franken Waare produziren und sich binnen 9 Jahren bezahlt machen. Jetzt fertigt es für etwa eine Million Franken jährlich, meistens Maschinen und Schienen für die Eisenbahnen. Das Roheisen wird theils in einer sehr großen Zahl von Puddlings- und Schweißöfen und auf Hämmern und Walzwerken zu Stabeisen umgewandelt, um als solches weiter verarbeitet zu werden, oder es wird, in Kupolöfen umgeschmolzen, zum Guß der Maschinentheile verwendet. Ungeheuer große, feuerfest-gewölbte Räume nehmen die Gelb- und Rothgießereien und die Schmieden ein. Alle ersinnlichen Vorrichtungen zum Maschinenbau sind hier aufgestellt: z. B. eine Menge Bohrmaschinen, Drehbänke, Metallhobelmaschinen 2c. 2c. von jeder Größe. Eisenbahnen machen alle Kommunikation schnell und leicht, und unzählige Krahnen tragen die schwersten Massen geräuschlos und ohne Anstrengung von einer Arbeiterhand zur andern. Fünfundzwanzig Dampfmaschinen strecken ihre Arme durch die ganze Anlage, und wenn Alles gleichzeitig in Thätigkeit ist, verzehrt sie die Kraft von 1200 Pferden und etwa 2500 Menschen. Disciplin und Ordnung führen überall das Ruder, und die größte Reinlichkeit geht mit ihnen Hand in Hand. Alle Maschinen glänzen so neu, als kämen sie eben fertig aus der Werkstätte. Gegenwärtig werden hier nur große Maschinen, vorzüglich Dampfmaschinen aller Art, Locomotiven für Eisenbahnen und eiserne Dampfschiffe gemacht, letztere von vorzüglicher Leichtigkeit und Dauer. Nichts aber gibt einen anschaulicheren Begriff von der enormen Masse von Maschinen jeder Art, welche aus diesem Etablissement hervorgegangen sind, als die Magazine für die Modelle. Sie allein füllen den größten Theil des Schlosses und mehre Nebengebäude an. Ein großer Saal dient z. B. bloß zur Bewahrung der Formen gezähnter Räder; alle sind nach ihren Dimensionen schön geordnet und mit fortlaufenden Nummern versehen. Die Modellschreinerei und die Formerei nehmen fünf Ateliers von 200 Fuß Länge ein, und es sind stets 30—40 Tischler, Former 2c. 2c. daselbst in Thätigkeit. Geschickte Arbeiter verdienen sich in Seraing wöchentlich 30—40 Franken; geringe werden hingegen nur mit 9—12 Franken bezahlt. Als Zweigetablissement ist die große Cockerill'sche Maschinenfabrik in Lüttich selbst zu betrachten,

wo bloß feinere Maschinen, meistens für die Spinnfabriken, gefertigt werden. Hauptabsatzwege der hiesigen Produkte sind, außer Belgien, Deutschland, Italien, Rußland, Süd- und Nordamerika. Den Ruf der Solidität hat Seraing auch nach dem Tode seines Gründers ungeschmälert behauptet.

Noch ist kein Lustrum über die Gruft desselben gegangen, noch ist das Herz nicht Asche geworden, das für alles Hohe und Große so lebendig schlug. Ueber einer Pforte liest man in einem Kranze von Sternen: **John Cockerill.** Nicht die bezahlte Hand des Steinmetzen hat sie eingemeißelt, sondern die Liebe und Verehrung seiner Arbeiter, als sie von seinem Tode im fernen Lande hörten. Um die stille Mitternacht, so geht die Sage, schreitet der Geist des großen Werkmeisters über die Höfe, und wenn er an die Pforte kommt, bleibt er stehen und sieht hinan mit dankendem Blick auf das bescheidene Denkmal freier Zuneigung. So erzählen seine Arbeiter, und die Sage ehrt sie, wie den Geschiedenen.

Der Lebenslauf Cockerill's läßt sich mit wenigen Worten andeuten. Er war ein Brite und arm; er hatte nichts, als sein Genie und das Geschick seiner Hand. Dabei war er unstät, es war für ihn kein Bleiben. Wie ein Komet schweifte er umher; als Maschinenbauer wanderte er von einer Werkstatt in die andere, befahl, und gehorchte selten, that, was er wollte. Da kamen die männlichen Jahre und mit ihnen der Drang, selbstständig zu schaffen und zu wirken. Der redliche, kenntnißreiche, geniale Mann fand Vertrauen, Glauben, Unterstützung. Er gründete ein Etablissement für Maschinenbau in Belgien und brachte es mit Adlerschwingen empor. Bald vermochte er Großes und immer Größeres daran zu knüpfen. Die Geister Boultons und Arkwrights schienen in ihm vereinigt, die glücklichste Kombinationsgabe half ihm bei Allem, was er unternahm. Sein Genie gab der belgischen Industrie ein neues Gepräge, es gab der Industrie überall, wo es wirkte, eine höhere Würdigung und Geltung. Sein Weltbürgersinn wies seiner Thätigkeit den Erdkreis an: Land und Volk waren ihm gleich; Entfernungen galten ihm wenig: entdeckte er irgendwo einen Keim zu einer großen Industrie, seiner Wartung werth, so pflegte er ihn und zog ihn auf, ganz unbekümmert, wo es war, und sich selten mehr bedingend, als das Laissez faire! Er schmolz Kupfer am Nordkap, Eisen in Dalmatien; er spann in Berlin, in Kottbus; er bauete Maschinen in Frankreich, Italien, und unterhielt Etablissements in Aachen und drei belgischen Städten zugleich. Katastrophen in Menge kamen über ihn; Stürme, Gewitter ohne Zahl: er überstand sie ungebeugt. Immer schritt er an der Spitze der industriellen Ideen voran, bald anregend, bald steuernd. Der rasche Wechsel in den Arbeitsprozessen verursachte, daß manche seiner Unternehmungen gleichsam schon während des Entstehens veralteten; in solchen Fällen besann er sich nie lange, er gab auf, sobald die Gewährschaft für ihre Dauer verloren war. Mehrmals richtete er

Neues auf und legte es kaltblütig wieder ein, ehe es werkthätig wurde. Kein Fehlerfolg erschütterte, keiner schreckte, keiner entmuthigte ihn. Seine in so vielen Richtungen schaffende, erwerbende Thätigkeit spielte gleichsam mit dem Unglück und spottete den Wechseln merkantiler Erfolge. Es war kein Geheimniß, daß er vielmals Hunderttausende verlor; dennoch erwarb er Millionen. Da kamen die Tage, wo der Körper den Geist zu zügeln anfängt, und wo der Mann so gern sich einen Plan macht zur Ausfüllung für die übrige Lebenszeit, die hinter der Gegenwart liegt: — der Plan zu Seraing wurde geboren. Ein in sich harmonisch ausgebildeter Geist spiegelte sich darin, ein Riesengeist, und ein Riesenwerk sollte es werden. Bei Lüttich, in der Nachbarschaft der reichsten Kohlen- und Eisenlagerstätten, lag ein altes Schloß mit einem Park, Seraing, die einstige Residenz der Fürstbischöfe Lüttichs: — er kaufte die Besitzung, kaufte noch Land und Wald dazu, fing an, eine Stadt zu bauen für seine Arbeiter und Werkstätten, und während auf seinen Wink über der Erde tausende von Bauhandwerkern schanzten, setzte er hunderte von Bergknappen zu seinen unterirdischen Bauten in Bewegung. Drei Millionen hat er in seine Bergwerke gegraben, aus denen er die Elemente der überirdischen Industrie zu ziehen sich vorsetzte; neun andere Millionen hat ihm Seraing gekostet. Cockerill, der Millionär, borgte noch unbedenklich Millionen, um sein großes Vorhaben durchzuführen. Schon war das Werk gelungen, fertig, produktiv, ein Wunder für Alle, die es sahen. 2000 Arbeitsleute schufen in den unzähligen Ateliers nach seinem Willen; wie ein Fürst stand er unter ihnen; wie ein Vater war er geliebt von ihnen; dem ganzen Lande war er ein Wohlthäter durch sein Wirken und noch mehr durch sein Beispiel: sein König schätzte ihn höher als einen Fürsten, und von der Welt war er höher geachtet als Könige: — da fuhr ein Blitz aus blauem Himmel herab, — die belgische Bank, das Institut, dessen Kredit Cockerill zum Belauf von mehren Millionen benutzt hatte, stürzte. — Cockerill war im kritischen Augenblicke in Norwegen mit seinen Kupfergruben beschäftigt: als er zurückkam war die Fluth nicht mehr zu gewältigen. Er rief seinen König um Hülfe an; doch — konnte oder wollte dieser nicht helfen? — König Leopold ließ den ersten Mann seines Reichs fallen. Cockerill mußte mit einem Vermögen von 7 Millionen seine Zahlungen einstellen und alle seine Anstalten und Schöpfungen den Gläubigern zur Administration überlassen. Als Rußlands Kaiser sein Unglück erfuhr, beschied er den großen Mann nach Warschau; er benutzte seinen Rath zum Bau eines Eisenbahnnetzes für das Reich, und gab ihm zu den Anstalten und zur Erzeugung des Materials für den Bahnbau Kredit bei der polnischen Bank. Eine neue, große Laufbahn schien ihm aufgethan; aber bald mußte sich Cockerill überzeugen, daß mit den persönlichen Elementen, die ihm zur Mitwirkung angewiesen waren, ein Gelingen mehr als zweifelhaft wurde. Er sah sich in einer falschen Stellung. Der Kummer darüber, noch mehr als der über sein früheres Un-

Abresc sc

STAATEN - ISLAND

Published for HERRMANN J. MEYER, No 164 William Street NEWYORK

glück, zehrten seine Kräfte auf, und er starb in Warschau, ehe er die Aufträge des Kaisers ausführen konnte.

Cockerill hat von seinen denkmalseligen Zeitgenossen noch keinen Stein, noch keine Statue erhalten. Er braucht keine. Sein schönstes Denkmal ist Belgiens industrielle Größe: denn sein Beispiel hat sie geschaffen.

Staaten-Island bei New-York.

Düsterer Urwald warf seine Schatten auf einen Boden unerschöpflicher, unbenutzter Fruchtbarkeit. Tausendjährige Eichen und riesige Ahornbäume spiegelten ihr Bild in dem Hudson, und aus der sumpfigen Niederung an seiner Mündung hoben die dunkelgrünen Kiefern ihre breiten Kronen und die Weißtannen ihre gefiederten Gipfel. Keine Axt hatte noch das Dickicht gelichtet und ein gewaltsames Verkürzen des Pflanzenlebens war nur im Kampfe der verschiedenen Gewächse um Selbsterhaltung möglich. Die hochaufgeschossenen Stämme, von rankenden Sträuchern umarmt, von Schlingpflanzen erdrosselt, von einer zudringlichen jugendlichen Nachkommenschaft beengt, starben ab; aber lange nach dem Tode kleidete sie noch das Gewand des frischen Lebens. Epheu, Winden, Hopfen, Brombeeren und andere kletternde und rankende Pflanzen wanden sich um Stamm und Aeste, und Parasiten nisteten auf jedem Zweige. Sie deckten die Leiche mit ihrem Grün zu und der wilde Wein band mit seinen Stricken den abgestorbenen Baum an den lebendigen fest und erhielt ihn dadurch aufrecht. In den prächtigen Blätterkuppeln der Waldfürsten hingen die grüne und die rothe Traube zur Speise für die Vögel, und unten weideten Bison und Hirsch, und sprangen das Reh und der Hase, und in dem Gebüsch schlüpften die bunten Eidechsen und Schlangen, und die Schaaren von Schmetterlingen und Cikaden und Libellen gaukelten um das Laub der Sträucher oder naschten an ihren Blüthen und an den Blumen der Staudengewächse, welche jede offene Stelle im Urwald schmückten. Dieser Wildniß Kind und zugleich unumschränkter Herr war der rothhäutige Mensch. In schwache Indianerstämme gespalten, hatte er seine Hütten aus Büffelhaut oder von Baumzweigen gruppenweise am Ufer des Meers oder des Flusses, oder in versteckten Waldwinkeln aufgeschlagen. Unstät wanderte er umher von einem Jagdgebiet zum andern; und die Frau, des Mannes Skla-

vin, zog ihm mit den Kindern nach. Die Natur war wie im Paradiese; des Menschen Herrschaft über sie war noch keine drückende; aber der Friede des goldnen Zeitalters wohnte nicht auf diesem Stück Erde. Tödtlicher Haß trennte die Stämme und Horden der Indianer, und der Haß erbte fort von Geschlecht zu Geschlecht. Krieg und Fehde endete niemals; die Gefahr folgte dem Menschen auf jedem Schritt, er mußte beständig auf der Hut sein oder auf der Lauer, die Freude des ruhigen Genusses und das Gefühl der Sicherheit waren ihm unbekannt. Schlau und listig, grausam und todtverachtend, rachsüchtig und tapfer, zu jeder Anstrengung wie zu jeder Entbehrung fähig und aufgelegt, war der Mensch gleichsam das reißendste unter den wilden Thieren des Urwalds; und auch seine Neigungen und Bedürfnisse waren den ihrigen gleich. Dem Indianer war die Jagd seine einzige Lust und sie gab ihm seine einzige Nahrung. Er verschmähte es, Früchte und Pflanzen zu genießen. Sein Gesetz war des Stammes Gewohnheit, sein Recht des Armes Stärke, sein Kultus die Verehrung der Naturkräfte, die Furcht war sein Gebet. Der Donner war die Stimme, der Blitz, welcher die Eichen des Waldes niederschmetterte, war die Hand des großen Geistes. —

Also waren des Hudsons Ufer beschaffen und die Menschen, die sie bewohnten, als vor 250 Jahren eine Gesellschaft vertriebener Kalvinisten aus Holland an dieser Küste landete, um sich eine neue Heimath und der Gewissensfreiheit ein Asyl zu gründen. Die Flüchtlinge errichteten auf Staaten-Island (dem sie den Namen gaben) eine kleine Faktorei für den Tauschhandel mit den Rothhäuten, und gegenüber, auf der Spitze des Hudsondelta, erbauten sie ein Dutzend Blockhäuser mit einem hölzernen Kirchlein und nannten die Niederlassung Neu-Amsterdam.

Dritthalb Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Wie klein ist diese Spanne Zeit und wie groß ist die Verwandlung! Was ist aus jenem morastigen Eiland im Hudsondelta und aus seinem Walde geworden, in dem das Geheul des Wolfs und des Bärs widerhallte? Das Paradies von Neu-England, in dem die lachenden Bilder der Gesittung in allen Farben glühen und der Reichthum und der Luxus der nahen Weltstadt Feste feiert das ganze Jahr. Die Insel ist ein Garten; Villen prangen auf jedem Hügel, und in jedem Thal und in jedem Gründchen ist das Leben der feinen Welt in anmuthigen Cottages versteckt, umgeben von freundlichen und geschmackvollen Gartenanlagen, wo sich die schönsten Kinder der Flora aus allen Welttheilen versammelt haben. Breite Fahrwege zwischen den sammtnen Greens und den wohlgepflegten Pflanzungen, oder am Saum der Parks entlang, durchkreuzen die Insel in allen Richtungen. Die Jagdlust der reichen New-Yorker, welche in Staaten-Island die fashionable Villegiatur genießen, hat Wildgehege angelegt, und wo der Bär den Rothhäuter schreckte, weidet jetzt das gefleckte Reh oder der braune Hirsch rudelweise und ohne Scheu vor dem Menschen. Der wilde Dorn-

busch hat dem Rosenparterre Platz gemacht und das hohe Schilf des Sumpfs der gefiederten Krone des Dattelbaums im Palmenhaus. Wunderbare Verwandlung! Und wir fragen: Wer war ihr Meister? Der Mensch ist die Antwort; sein „Werde!" war das Zauberwort. Auf sein Gebot bedeckte sich das niedrige Delta des Hudson mit der größten und herrlichsten Stadt der neuen Welt; auf sein Geheiß sammelten sich dort die Kaufleute aller Nationen; auf sein Geheiß segelten die Schiffe der Erde dahin; auf sein Geheiß suchen die Eisenstraßen und Kanäle den Hudson auf wie ihren Mittelpunkt, und kommen daher tausende von Meilen weit; auf sein Geheiß schwingt sich im Augenwinken der Gedanke an dem leitenden Drahte von Ocean zu Ocean; auf sein Geheiß schichten der harte Granit und der weiße Marmor Paläste auf; auf sein Geheiß flößt das Binnenland seine Wälder zu den Werften der Metropole, damit sie, als Flotten, die Meere befahren und beherrschen; auf sein Geheiß schicken die Länder der ganzen Erde die Erzeugnisse ihrer Natur, ihrer Gewerbe und ihrer Künste an den Hudson zu Markt; auf sein Geheiß entsendet die Wissenschaft ihre Schätze dahin, nicht um aufgespeichert zu werden in staubigen Bibliotheken, sondern um Frucht zu tragen dem Leben durch den Unterricht in tausend Schulen und in Anstalten, welche nützliche Kenntnisse zum Gemeingut Aller machen. Wo einst der Mensch im thierähnlichen Naturzustande hausete, da hat jetzt die höchste Verfeinerung des Lebens ihre Heimath gefunden, und wo der rohe Wille eines Einzigen im Gebiet seiner Gewaltherrschaft über Leben und Tod seiner Nebenmenschen verfügte, da thront die höchste Blüthe der Gesittung und des Rechts, die bürgerliche Selbstregierung, wahrend und schützend den Frieden, das Eigenthum und die Freiheit des Größten wie des Kleinsten; und wo einst nichts gegolten hat als die stärkere List und der stärkere Arm, die Keule und der Tomahak, da wehrt die öffentliche Meinung mit Allmacht jedem Angriff, jedem feindlichen Gelüst des Stärkern gegen den Schwächern, des Reichen gegen den Armen, der Ungerechtigkeit gegen das Recht durch tausend unabhängige Organe, und ihrem Dienste sich hinzugeben hält jedes hervorragende Talent, jeder hohe Charakter, jeder reiche Geist und jedes Genie für die höchste Ehre. Und der Mensch, der das gethan hat, der Zauberer, auf dessen Gebot diese Wunder geschehen sind, — ist nicht der Mensch mit einer Krone, nicht der Mensch mit einem Stern, nicht der Mensch in einer Livree: — es ist der freie Bürger.

Regensburg.

Ehrwürdiges Regensburg! — Wie du herrlich noch prangst an deinem Strome und in deinen Wellen dich beschaust, als freutest du dich des rüstigen Alters. Wohl dir, daß du eigene Kraft genug hast, das Versiegen starker Lebensquellen zu ertragen und die vielfachen Wunden zu vernarben, welche die harten Zeiten dir schlugen. Wohl hattest du Gott und dem Reiche ein starkes Haus gebaut: aber selbst Berge, welche die Natur auf den ewigen Vesten der Erde aufgerichtet, sind gestürzt und in Trümmer aufgelöst, wenn das innere erhaltende Leben abgestorben; und du hast wohlgethan, anstatt in Unthätigkeit zu trauern auf den Trümmern einer blühenden Vergangenheit, rasch und rüstig zu Entschluß und That dein neues Werk des Gedeihens auf die kluge, zeitige Benutzung der neuen Verhältnisse zu gründen, welche die Zeit entwickelt hat und dir bietet.

Regensburg, bis zum Fall des Reichs freie Reichsstadt und Sitz eines der obersten Kirchenfürsten, jetzt ein bayerischer Kreisort und Sitz eines dem Erzbischof von Freisingen untergeordneten Bischofs, — ist nicht bloß der ältesten bayerischen Städte eine, sondern aller deutschen Lande. Schon die Römer fanden sie, als sie diese Gegenden besetzten. Kaiser Tiber machte sie zum römischen Waffenplatze und nannte sie Tiberia Augusta. Als Rom in der Periode seines Verfalls die Donauländer an die Deutschen verlor, — hausten da nach einander mehre Stämme, und als fränkische Stadt tritt sie mit dem 6. Jahrhundert auf. Karl der Große erhob sie auf einige Zeit zu seiner Residenz; die Reichsfreiheit bekam sie 1190 vom Kaiser Friedrich I., und gleichzeitig durch die schon sehr frühe und viele Jahrhunderte lang unterhaltene innige Verbindung mit Venedig fing Regensburgs Handelsgröße sich zu entwickeln an, welche im 13. Jahrhundert die höchste Blüthe erreichte. Es war damals Regensburg Hauptplatz für den diametrischen Weltverkehr, der auf der Donau den Osten mit dem Westen verknüpfte. Regensburger Schiffer fuhren bis in's schwarze Meer und der Küste entlang nach Konstantinopel, und viele Kreuzfahrer schafften sie auf diesem Wege nach Palästina. Doch ruhete seine Handelsgröße stets auf der Venedig's, und sie sank, sobald letztere fiel und der Welthandel sich im 16. Jahrhundert neue Bahnen brach. Des 30jährigen Kriegs allgemeines Wehe, mit Pest und Brand im Gefolge, traf die Stadt sehr hart. Ihre

Bevölkerung minderte sich während dieser Unglückszeit unter die Hälfte. Erst die Herverlegung des Reichstags, der vom Jahre 1662 an seine ordentlichen Sitzungen hier hielt, öffnete ihr neue Erwerbsquellen, die sie mit dem Fall des Reichs wieder verlor. Eine kurze, für sie glückliche, aber für das deutsche Vaterland trübe Zeit, erwuchs ihr aus der Residenz des Kurerzkanzlers, der, nachdem Mainz den Franzosen abgetreten worden war, in Regensburg seinen Sitz bekam. In den Schreckenstagen von 1809 duldete Regensburg viel. Die Franzosen hatten es in Brand geschossen und geplündert. 1810 endlich kam es durch ein Diktat Napoleons an Bayern, in dessen Besitz es seitdem geblieben ist.

Die Lage Regensburg's am rechten Ufer der schiffbaren Donau ist für den Handel sehr günstig. Durch die uralte Steinbrücke wird es mit Stadt am Hof und dem linken Ufer verbunden. Die ganze Gegend ist eben so schön als fruchtbar. Eine unermeßliche Ebene breitet sich am südlichen Gestade des Stromes hin; am nördlichen steigen Hügel malerisch empor und verlieren sich an den in der Ferne dämmernden Gebirgen der böhmischen Grenze. Prachtvoll erscheint von den höhern Standpunkten die Stadt mit ihrem ehrwürdigen Dom und ihren vielen schlanken Thürmen. Der ganze Charakter der Landschaft ist deutsch, reich an schönen Baumgruppen, fetten Wiesengründen, bewaldeten Höhen, Ortschaften mit gothischen Dorfkirchen, artigen Landsitzen der Patrizier und reichen Kaufleute, und etwas weiterhin staffirt mit Ruinen von Burgen und Kapellen. In der Ferne aber ragt der hehre Tempel der Walhalla und sagt dir, daß du dich auf des Vaterlandes geweihtestem Boden befindest.

Das Innere der Stadt trägt den Stempel der alten, deutschen, großen *Reichsstädte*. Weit überhängende uralte Häuser mit Erker und ungleichen Fenstern, hohen der Straße zugekehrten Giebeln, mit Wetterfähnchen und Thurmspitzen, füllen die engen, winkeligen, doch reinlich gehaltenen Gassen der Altstadt. Hie und da guckt ein geschnitztes Heiligen- oder Madonnenbild von einer Hausecke oder über einer Pforte herab, und auf manchen Wänden sieht man alte Malereien in Fresko. Sie stellen vor die Legenden von Drachentödtern, Riesenbezwingern, dem großen Christoph, Goliath rc. (gern bezogen unsere Vorältern Profangeschichten sinnbildlich auf das Heilige) und geben vielen Häusern ihren Namen. Die Märkte sind unregelmäßig, doch einige groß, wie der Emmeran's- und Dominikanerplatz. Die älteste Straße ist die Wallerstraße, mit Ueberresten noch aus der Römerzeit; die prächtigste die Maximiliansstraße, mit durchaus neuern Gebäuden. Fast alle Kirchen sind sehr alter Gründung, und keine ist, die nicht dem Kunstfreund durch irgend ein bedeutendes Werk der Skulptur, Malerei oder Bildschnitzerei für die Mühe des Besuchs reichlich entschädigte. Aber das schönste und ehrwürdigste Denkmal deutscher Kunst ist der herrliche, weltberühmte Dom. Von ihm sagt Wiebeking (Baukunst, 1. Bd. 684): „Es ist uns noch gegenwärtig der vollgültigste Zeuge von einer

Zeit, worin die kraftvollen Magistrate einzelner Städte und ihre biederen, fleißigen und tüchtigen Bürger vom Eifer beseelt waren, großartige Bauwerke zu errichten zur Ehre des ewigen Gottes. Es war ohne Zweifel das Gefühl wahrer Gottesfurcht, welches zum Entschluß auch dieses gewaltigen Monuments begeisterte, das ebenso über Regensburg's moderne Wohngebäude hervorragt, als die Zeit alter biederer Sitte über ein verdorbenes Jahrhundert, worin die Gewalt über das Recht, Scheinheiligkeit über Moralität, persönliche Protektion über wahres Verdienst siegt, und der Egoismus alle edlen Gefühle der Dankbarkeit oder Anerkennung ächter Kenntnisse erstickt." —

Der Bau dieser Kirche, welche, wäre der ursprüngliche Plan durchgeführt worden, an Herrlichkeit den Straßburger Münster noch übertroffen haben würde, dauerte von 1273—1456. Mit der Dämmerung des Reformationslichts erlosch die opfernde Flamme, und mit dem Vertrocknen der Geldquelle hörte auch die Fortsetzung des Riesenbaues auf.

Die Thürme, die 450 Fuß hoch geführt werden sollten, waren damals noch lange nicht zur Hälfte ihrer Höhe gebracht; auch der innere Schmuck blieb unvollendet. Aber in ihrer Einfachheit machen die drei majestätischen Hallen, deren jede, 300 Fuß lang, von 60 Fuß hohen Bündelpfeilern getragen wird, einen nicht weniger tiefen Eindruck. Auf den Pfeilern ruhen die hohen Seitenmauern des Mittelschiffs, mit 20 großen Fenstern voller Schmelzmalereien, die eine sanfte, aber hinreichende Beleuchtung auf die weiten Räume werfen. Die Höhe des Mittelschiffs ist 120 Fuß; die des Chors 140 Fuß. An den Wänden hin reihen sich die Denkmäler geistlicher und weltlicher Fürsten und die der alten patrizischen Geschlechter.

Regensburg steht an Menge und Zweckmäßigkeit seiner Anstalten für Erziehung, Wissenschaft und Kunst keiner deutschen Stadt ähnlicher Größe nach. — Außer einem Gymnasium, Lyceum und Seminar bestehen eine gut eingerichtete Landwirthschafts- und Realschule, zwei öffentliche Bibliotheken, Sternwarte, historische, landwirthschaftliche, naturwissenschaftliche Vereine und eine botanische Gesellschaft, welcher eigene Pflanzensammlungen in ihrem Garten, so wie die herrlichen des fürstlichen Thurn- und Taxischen Hauses zu Gebote stehen, und die ihre Wirksamkeit weit über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitet; — Wohlthätigkeitsanstalten, zum Theil noch patriotische Stiftungen aus Regensburg's großer Zeit, sind in Menge vorhanden.

Der Regensburger lebt in der Regel einfach, und der Luxus der großen Rheinstädte ist hier nur ausnahmsweise zu finden. Kein Regensburger, sei er noch so vornehm, scheut sich zu arbeiten, und dieser rührige, rüstige, praktische Sinn ist die ächte Fundgrube des städtischen Wohls. Die Faulheit kommt hier eben so wenig auf als in Augsburg oder in Nürnberg. Ist auch in den reichen Kaufmannshäusern das Bedürfniß

nach Aufwand nicht immer fern gehalten worden, so wird man doch auch den frommen, häuslichen Sinn, herzliche Familienverhältnisse und die Neigung für Wohlthätigkeit selten vermissen. — Das Volk der untern Klassen ist kernhaft, beginnt den Wochentag mit Gebet und Arbeit und beschließt ihn selten bei Bier und Tabak, Karten und Wein. Aber den Sonntag und Feiertag gibt es halb der Kirche und halb der Fröhlichkeit hin, eingedenk des alten guten Sprüchworts: „Jedem Häslein bescheert Gott sein Gräslein!" — Für gesellige Vergnügungen der höheren Klasse wirken viele Vereine, ein gutes Theater, Konzerte ꝛc.

Regensburgs Gewerb- und Handelsverhältnisse gehen, nach langer trüber Zeit, jetzt einer schönen Zukunft entgegen. Der Ludwig-Donau-Mainkanal, welcher Nordsee und schwarzes Meer verbindet, und noch mehr der Anschluß an das deutsche Eisenbahnnetz, werden, mit der Dampfschifffahrt auf der Donau zusammenwirkend, Regensburg immer entschiedener zum großen Handelsemporium für den Süden von Deutschland machen — und mit den Worten eines Vaterlandsfreundes zu reden: „die Helden der Walhalla werden mit Stolz auf den Weltverkehr herabblicken, der sich ihrem Volke zu ihren Füßen öffnet." —

Ehe ich von Regensburg scheide, wage ich noch einen sauern Gang; ich habe mir ihn aufgespart, wie die Kinder ihren besten Bissen, bis zuletzt. Ich gehe zum Rathhaus. Mein Führer öffnet erst die Marter- und Folterkammern parterre; — schauerliche Gewölbe, mit schauerlichem Werkzeug. Dann führt er mich hinauf, schließt auf, und ich trete in den Raum, wo das heilige römische Reich — während Deutschlands langer Nacht — Tag gehalten hat fast zwei Jahrhunderte. Leer sind die Wände, leer die Tafeln, die Sessel leer. Ich schaue in den öden Saal hinein, wie *in einen* leeren Traum, gestern oder vor Jahren ausgeträumt, der, wenn er in's nüchterne Leben herübergaukelt, dieses nur stört und verwirrt.

„Ja, du bist dahin, mein Deutschland! Zertrümmert bist du, und der Deutsche hat kein Vaterland mehr!" — so klagte ich, als vor 35 Jahren der Eroberer dem Fürstenverrath am Vaterlande den Purpur umhing, auf Vasallenhäupter Kronen drückte, und erlauchte Wähler des Reichs zu König-Sklaven des Rheinbundes erniedrigte.

Wie war ich damals thöricht! — Mein blödes Auge konnte es nicht erkennen, daß ein Blitz die dürre, morsche Krone der deutschen Eiche zerschlagen mußte, auf daß die Wurzel gerettet würde vor der Fäulniß von oben und sie frische Triebe auswerfen könne in die Höhe. Regensburg, du zeugst davon! Fast 200 Jahre lang, von der ersten Sitzung an, die der Fürstenrath in deinen Mauern abgehalten, war die deutsche Geschichte ein Welken und ein Dürren, und als auf des Korsen Zauberspruch die Glieder abfielen, trennten sie sich von einem Leichnam. Der Rheinbund, in dem ich damals bloß den Zerstörer sah, er hat sich in der That nicht minder als ein Erhalter erwiesen. Er war das Magazin, das die noch

tauglichen Sparren und Balken aus dem morschen Hause aufnahm und sie vor Verderbniß bewahrte, bis die Zeit kommen würde, wo sie zusammensetzen sollten den neuen Bau, in welchem eine bessere Zeit die ersten Stunden geschlagen hat.

Ja, ich preise den Tag, an dem das letzte Buch Papier in Regensburg zum Reichstagprotokolle verdorben wurde, wie ich den Axthieb segne, welcher vom zerschmetterten Stamme das letzte faule Stümpfchen wegnahm. Aufwärts und endlos vorwärts streben die eben dadurch hervorgelockten Schößlinge, welche, wie die Zweige früher eine Krone, ein Stamm vereinigt hat, jetzt die gleiche Wurzel, der gleiche Ursprung, die gleiche Sitte verbindet. Was mir damals, in der langen Nacht, als Untergang des deutschen Sterns erschienen, war doch nur ein Sternenschneutzen, und obschon auch er einst als Abendstern leuchten wird, — denn Völkerimmortellen blühen niemals, — so erscheint doch die Bahn, die er noch zu durchlaufen hat, dem Auge in der That unendlich.

Die Tellskapelle bei Küsnacht.

Im Herzen der Schweiz, von bewaldeten Gebirgen umfangen, liegt der Vierwaldstädter See. Fünf Meilen streckt er sich aus, von Altdorf bis nach Luzern; die kürzern Arme seines Kreuzes, von Küsnacht bis bei Stanz, sind vier Stunden auseinander. Er ist schmal, oft nur eine viertel, selten eine halbe Stunde breit. Dieser See weicht keinem der Alpenbecken an Mannichfaltigkeit der Schönheiten, und jede Jahreszeit schmückt seine Landschaften mit neuen Reizen. Am nördlichen Ende, wo ihm die Reuß entströmt, herrscht das Malerische, Anmuthige vor. Niedrige Hügel mit Rebengeländen, Gruppen von Bäumen und einzelne Felspartien bilden hier gleichsam die Propyläen zu der schauerlichen Pracht der Alpenwelt, welche die Fahrt auf dem See dem Reisenden enthüllt; — denn bald steigen die Ufer empor, die einzelnen Felsgruppen rücken zu senkrechten Felswänden an einander, die Wohnungen der Menschen finden keinen Raum mehr, sie werden seltner und hören endlich auf. Schroff richten sich zur Rechten und Linken die Hochgebirge gen Himmel mit ihren Waldgürteln und ihren Felsenscheiteln. Kleine Gewölke spielen fast immer um ihre Brust. Da oben ruhen stille Matten und Sennhütten, und *zuweilen* mischt sich in das feierliche Rauschen des Sees das Geklingel einer Viehheerde oder das Horn des muntern Hirten. Höher und immer höher werden dann die Felsmauern der Ufer; oft überhängend, oft ihre Zinnen gegen einander neigend, als wollten sie zusammen stoßen. Streckenweise sind die geschlossenen Wände völlig kahl; kein Strauch kann da Wurzeln schlagen und nicht ein Grashalm kann eine Kluft finden, in die er sich festklammere. Felsgipfel recken sich auf, die niemals ein menschlicher Fuß erstiegen hat; Horststätten sind's der Adler und Geier, und nichts Lebendiges, außer ihnen, ist in der Höhe; nichts Reges auch, als der Staubbach, der über dem Abgrund herüber taumelt; nichts Lautes auch in der Tiefe, als Wogen- und Ruderschlag, oder das Geheul des Föhns, das den Schiffer schreckt. Ueber eine Stunde lang sieht man nicht eine menschliche Wohnung. Dann erscheint die erste wieder als Fischerhütte auf einem bematteten Vorsprung, und auf den Felsen in der Höhe die ersten Thiere, Ziegen, welche die sprossenden Kräuter suchen. Dann und wann sieht man wohl auch einen Wildheuer klimmen, der, an den Ellenbogen und Knien mit eisernen Hacken bewaffnet und mit einem Netz um seine Lenden gebunden, von Fels zu Fels zu kommen trachtet und um einen

Arm voll Gras das Leben wagt. Auch die Quellen werden häufiger und in weißschäumenden Kaskaden stürzen sie sich in die dunkelgrüne Fluth.

In der Landschaft um diesen See, theils in den Thälern und Gründen am Fuße des Hochgebirgs, theils auf den Alpengefilden selbst voll saftiger, nahrungsreicher Kräuter, wohin vor 1900 Jahren die Trümmer der Cimbern und Teutonen aus den Römerschlachten geflohen, leben deren Nachkommen — ein Hirtenvolk — in den heutigen Kantonen Schwyz, Unterwalden und Uri in stiller, patriarchalischer Einfalt. Unbekannt sind sie mit den unermeßlichen Fortschritten des menschlichen Geistes und dem verfeinerten Genuß des Lebens; aber rein blieb bei ihnen germanischer Sinn und germanische Sitte. Keinen Gothen, keinen Hunnen, keinen Allemannen, keinen Burgunder, keinen Franken hat es jemals nach ihren armen Wildnissen und nach dem Kampfe mit den starken Männern gelüstet. Im unverkümmerten Besitz der angestammten Freiheit und ihrer Institutionen, weideten sie von jeher ihre Heerden auf den Bergen. Man sah bis tief in's Mittelalter hinein auf ihren Höhen keine Ritterburg, keine Stadt in ihren Thälern. Lange hatten sie sogar nur eine einzige Kirche; sie stand im Muttenthale; dahin zog das Volk aus Uri, Unterwalden und Schwyz, und gleich wie nur das eine Gotteshaus alle Stämme versammelte, hatten sie auch nur eine einzige gemeinsame Obrigkeit. Dazu wählten sie, nach altdeutschem Brauch, redliche, erfahrene Männer aus ihrer Mitte.

So wurde dort germanische Art unverfälscht gepflegt durch viele Geschlechter. Als indessen der Leute zu viele geworden, so daß sie nicht mehr ein Gotteshaus fassen, daß nicht mehr ein Gericht alle Sachen schlichten und ordnen konnte, da baute sich jede der drei Landschaften am See eine eigene Kirche und wählte sich einen eigenen Landammann und Rath und Gericht. Dergestalt trennten Schwyz, Uri und Unterwalden ihr Gemeinwesen. Ueber alles Gebirg sprach damals Niemand Hoheit an, als der Kaiser, und das Volk war das wohl zufrieden, daß es des gewaltigen Fürsten Schirm genoß. Der Kaiser aber war auch zufrieden mit der bloßen Oberhoheit und ließ dem Volke die Wahl des Reichsoberrichters, der die Streitigkeiten zwischen den Stämmen als Oberinstanz schlichtete. Während in den übrigen Schweizerlanden Ritter und Klöster zu großer Macht im Volke und über dasselbe gelangten, blieben die drei Waldstätten am See reichsunmittelbar. Der Vollgenuß der Freiheit wurde, als ein Ritter des Schweizerlandes, Rudolf der Habsburger, „weil er weise und gerecht war und geliebt von Gott und den Menschen“, von den hadernden Fürsten Deutschlands zum Kaiser gewählt worden, ihnen auch feierlich verbrieft.

Aber andere Zeiten kamen, als Rudolf gestorben war. Albrecht, sein Sohn und Nachfolger, achtete, herrschsüchtigen Sinnes, der Freiheit

nicht. Da sahen Uri, Schwyz und Unterwalden Gefahr, sie traten zusammen (1291) und „in Erwägung böser Zeiten" erneuerten sie in allgemeiner Volksversammlung feierlich den uralten Bund und schwuren, fortan zu sein wie ein Leib und ein Mann und sich gegenseitig Hülfe zu leisten gegen jeglichen Antaster ihrer Freiheit, mit allem Gut und Blut. Davonher nannte man sie Eidgenossen, ein Name, den sie führen bis auf den heutigen Tag. — Albrecht, der darob Zornige, schickte Kriegerschaaren in's Land und er selbst kam nach mit gewaltiger Heeresmacht, zettelte Parteiungen unter den Schweizern an, und die halfen ihm, die Feiheit zu zerstören. Zwar wagte er es nicht, den Freibrief zu zernichten, den sein Vater den drei Waldstätten gegeben; aber er schickte ihnen zu Reichsvögten zwei harte Männer, eingeweiht in seine Pläne, welche drücken und quälen sollten, daß ihnen der trotzige Muth wegfiele und sie sich an Willfährigkeit in seinen Willen gewöhnten. Er schickte den Hermann Geßler von Brunegg und den Beringer von Landenberg. Der Geßler baute sich zur Wohnung mitten im Lande Uri eine Zwingburg. Fortan war kein Recht mehr im Lande und Geßlers Wille das einzige Gesetz.

Aber dem Volke schien leichter der Tod, als das schmähliche Joch. Die Drei, die auf der Matte im Rütli in der Nacht am 17. December 1307 ihre Hände zum gestirnten Himmel hoben und vor dem Herrn, vor welchem Könige und Bauern gleich sind, schwuren, zu ringen für die Erhaltung der Freiheit bis in den Tod; — sie wußten, daß ihr Schwur in jedem Herzen der Eidgenossen widerhallte, denn die Schmach war allen gleich und ihr Wehe fühlte Jeder. Aber der Geßler achtete keiner Zeichen und gedachte, den Hohn zur Qual zu fügen. Darum setzte er vor dem Thore seiner Burg, hart an der Landstraße, die Jeder ziehen mußte, den Hut von Oesterreich auf eine Stange, daß ihm sich Jeder verneige, der des Wegs käme; daran, so verkündigte er, wolle er erkennen, wer für, wer wider Oesterreich sei.

Und Wilhelm Tell, der Schütze aus Bürglen im Uri, trollte mit seiner Armbrust und seinem Buben vorüber, blickte hinan zum Hut, stand still und aufrecht, und neigte sich nicht. Alsbald nahmen ihn die hütenden Knechte fest und führten ihn vor den Vogt; dieser, im Uebermuthe des Tyrannenkitzels, befahl die That, die jeder Knabe weiß. Als nun der furchtlose Mann dem Geßler auf die Frage: „warum nahmst du zwei Pfeile?" zur Antwort gab: „der zweite galt dir, im Fall ich fehl geschossen!" da ließ er den Mann binden und in das Boot werfen, mit dem er nach Küsnacht zu schiffen trachtete, um ihn dort, fern von der Heimath, zu verderben. Unterwegs schickte Gott den Föhn, daß er wühle das Wasser des Sees zu Bergen auf, und in der Todesangst ließ Geßler dem starken Tell die Ketten abnehmen, das Steuer zu fassen und zu retten. Er thut's und rudert; aber, am Gestade, bei'm Arenberg, wo die nackte Felsplatte in den See tritt und jetzt das Kirchlein steht, — da der Tell hinaus

auf die Platte und das Schiff hinaus in die See! Frei war der Tell; aber wohin vor dem Vogt? Wie auch konnte er Weib und Kind als Pfand in des Tyrannen Hand lassen? wie ertragen die Schmach, die man in ihm dem freien Volke angethan? — Ihn band ein Eid! — denn (so läßt ihn Schiller reden):

„Im Augenblick — als mir die Hand erzitterte,
Als du mit grausam teufelischer Lust
Mich zwangst, auf's Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich unmächtig flehend rang vor dir:
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern,
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte. — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heilige Schuld! ich will sie zahlen."

Mit diesem Vorsatze eilt der aller Stege kundige Schütze zur Küsnachter Straße. Wo die Kapelle jetzt steht auf der Höhe, zu welcher der Weg aus der Tiefe herauf führt, da hält er an: —

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen,
Es führt kein andrer Weg nach Küsnacht — hier
Vollend' ich's. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen."

Es kommt der Vogt den Hohlweg herauf geritten. Tells Pfeil durchbohrt das Herz des Gewaltherrn und Tells Volk wird — frei. — —

Fünf Jahrhunderte sind seitdem verronnen; aber unvergessen blieb das Andenken Tells und seiner Sinnesgenossen, welche muthvoll in den Schlachten der Freiheit ihr Leben geopfert haben. Ihre Namen kamen als Ehrennamen in allen Gemeinden auf die Nachkommenschaft. Die spätesten Enkel beteten noch für sie, und das befreiete Land stiftete Altäre, wo Meßopfer dargebracht wurden für das Heil ihrer Seelen. Aehnlich haben die alten Völker ihre Helden geehrt. Wie Rom und Griechenland ihren Heroen Tempel und Ehrensäulen aufrichteten, so erbauete das fromme Hirtenvolk der Waldstätten den seinigen Kapellen an denjenigen Orten, wo sie ihre Thaten für's Vaterland vollzogen hatten, und Feierlichkeiten gedachten der Tage, an welchen sie geschehen. Noch sind in den drei Urkantonen die sogenannten Kirchzüge in Gebrauch, Prozessionen, die man dahin macht, wo die Eidgenossen die junge Saat der Freiheit mit

ihrem Herzblute düngten: — nach den Schlachtfeldern bei Morgarten, bei Sempach, bei Laupen, bei Murten, bei Granson. Aus dem nämlichen Sinne erstand dem Andenken Werner's von Stauffach, eines der drei Männer des Grütli, zu Steinen schon 1400 eine besondere Kapelle; und eine zweite, die des Winkelried, steht bei Morgarten auf der Matte. Aber vor Allen war Tell gefeiert, — dessen kühne That das Volk zuerst ermuthigte, seine Kraft zu gebrauchen und die Fesseln zu zersprengen. Uri errichtete ein solches Gotteshaus seinem Tell zu Bürglen, wo er gewohnt, und ein anderes auf der Klippe am See (auf der Tellsplatte), wo er seinen Wächtern glücklich entflohen war. Nicht minder dankbar seinem Andenken weihete ihm Schwyz eine dritte Kapelle, auf demselben Plätzchen, wo er gestanden, als er bei der hohlen Gasse zwischen Immisee und Küsnacht den Vogt durch den Pfeil erlegte. Von dieser sehen wir die treue Darstellung im Bilde.

Unverändert wie das Andenken seines Helden, so ist auch das Hirtenvolk der freien Waldstätten — das Volk von Uri, Schwyz und Unterwalden — durch die Zeiten gegangen. Fromm und gottesfürchtig ist ihm alles Große und Ehrwürdige aus den Tagen der Vorzeit überaus theuer; vor allem die Religion und die Verfassung. Beide sind ihm heilig und nach seinen Begriffen ist jede Aenderung an letzterer ein Antasten der Freiheit selbst. Mit der Muttermilch ist in dem Waldstättner die Ehrfurcht und die schwärmerische Liebe für das aus dem Alterthum durch seiner Ahnen Muth erhaltene Landesgesetz und eben so für die mit ihm engverbundene katholische Kirche aufgewachsen. Eins ist ihm so werth, wie das andere; die Zerstörung des einen ist ihm Vernichtung des andern: — daher das hartnäckige Widerstreben jener Urkantone gegen alle Neuerungen, allen Fortschritt im Schweizerischen Volksleben, und ihr ewiger Hader mit den neuerungssüchtigen Bündnern. Die Thatsache ist zu beklagen; aber das Motiv ist ehrwürdig und gut.

Die Burg von Trient in Tyrol.

Noch prangt dieser uralte Wächter an der Grenzmarke Italiens und Deutschlands auf seinem Felsen am südlichen Fuße der Alpen ganz und unversehrt, wie zu den Zeiten, als er die deutschen Kaiser mit ihrem Gefolge von Fürsten und Grafen und vielen tausend Rittern zur Krönung und Huldigung und oft zu Krieg und Schlachten nach Rom ziehen sah,

Damals gab es keine andere Alpenheerstraße aus Deutschland nach Welschland, als die über den Brenner. Sie führte durch Trient, wo zuerst der warme Hauch Hesperiens die nördischen Naturen fächelte, wo die Orange ihre goldene Frucht ihnen zuerst auf den Weg streute. Herkömmlich wurde in Trient Halt gemacht und während langer Rasttage der Vorgeschmack italischer Lust aus vollem Becher genossen. Die Burg war bei solcher Gelegenheit der Aufenthalt des Kaisers, und darum hatte sie den Rang einer kaiserlichen Pfalz. Dort empfing das höchste Haupt unter den weltlichen Herrschern die Deputationen seiner welschen Länder und Provinzen, die Boten der freien Städte und der Fürsten, die Prunkgesandtschaften der mächtigen Republiken Pisa, Genua und Venedig. Da war das weite Haus oft zu enge, die Menge der huldigenden Gäste zu fassen, und festliche Turniere, Schmaus und Gelag reiheten sich an einander in unaufhörlichem Wechsel. Wie anders jetzt! Staub ist das römische Reich und seine ganze Herrlichkeit, und in der Trienter Burg kehrt kein Kaiser mehr ein. Ein Hausvoigt wohnt jetzt oben, und steigt zuweilen noch ein fremder Gast hinan, so geschieht es nur um des schönen Ausblicks willen südwärts gegen die reichen Gefilde Oberitaliens und nach Nord in die große Welt der Alpen.

Kiel in Holstein.

Schleswig-Holstein! Ist's doch, als wäre der Laut, bei dem die deutschen Herzen so warm und so rasch geschlagen, schon kein deutscher mehr! Ist es deutsches, oder ist's fremdes Land, was die Dänen knechten? Wer kann mir's sagen? Ach! Der Deutsche kennt die Grenze seines Vaterlandes so wenig mehr, als die Freiheit.

Aber quälen wir unsern Geist nicht mit Zuständen, wo kein Fragen hilft und kein Klagen! Licht und Freiheit blieben darum doch im Reiche der Natur, und in diesem Licht wollen wir auch das Land der Holstein-Schleswiger betrachten, nicht wie einen Kirchhof der gequälten Menschen, die sich emporkrümmen zum Schöpfer, wie der zertretene Wurm, und ihm zurufen: Hast du uns darum zum Leiden geschaffen, weil uns deutsche Väter gezeugt und deutsche Mütter geboren haben?

Die von zweien Meeren, der Ost- und Nordsee, umschlungenen Länder Schleswig und Holstein sind, wie die Küsten von Hannover,

Oldenburg und Holland, einst von den Fluthen des Oceans bedeckt gewesen. Die Gewalten, welche von Zeit zu Zeit die Kruste des Erdballs verändern, indem sie Theile derselben aus der Tiefe an's Sonnenlicht heben, andere aus diesem in die Nacht der Gewässer versenken, hoben auch jenes Land aus dem Meergrund. Als die Menschen kamen und sich auf dem Lande ansiedelten, war es eine weite Moor- und Sumpffläche, bedeckt mit Seen, durchzogen von schleichenden Flüssen. Haide und Torfgewächse, niedrige Birken und Kieferholzungen waren die Bildner seiner Vegetation. Es gehörte tausendjähriger ausdauernder Fleiß dazu, die Schlamm- und Moorbänke durch Eindeichungen und Gräben zu entwässern, als fruchtbares Feld dem Ackerbau zu erobern und es vor neuer Ueberfluthung zu sichern. So sind jene reichen Landstriche der Marschen entstanden, welche das Meer und die Flüsse an der Nord und Ostsee in einer Ausdehnung von fast 100 Quadratmeilen umziehen und an deren Ränder Reichthum und Wohlhabenheit in etwa 80 Städten und Flecken und mehren tausend Gehöften ihre Wohnsitze aufschlugen.

Diese Marschen bilden eine besondere Welt für sich. Schon ihr Aeußeres zeigt sie als eine solche. Da die Marsch ein Niederschlag aus dem Wasser ist, so ist sie vollkommen flach und scheidet sich daher scharf von dem hügeligen Sandboden (dem alten Meergrund), der ihr, wie dem Fleisch die Rippe, zum Halt dient. Die Marschbewohner nennen dieses wellige Sandland die „Geest" oder „Gast". „Geest" und „Marsch" sind in den Vorstellungen der Friesen und Holsten immer Gegensätze, und ein rechter Marschbewohner glaubt wohl gar, das feste Land überhaupt bestehe aus Marsch und Geest. Die Marsch ist niedrig, eben: die Geest uneben; jene ist überaus fruchtbar; diese ist es in viel minderem Grade: die *Marsch ist* baumlos; die Wälder der Friesen und Holsten sind nur in der Geest zu finden: in der Marsch ist jede Handbreit Boden angebaut und Privateigenthum; in der Geest sind große Strecken ohne Kultur, Haide oder Moorland, und Gemeingut der Städte und Kirchspiele: die Marsch ist von schnurgeraden Deichen und Kanälen durchzogen, ohne lebendige Brunnen; in der Geest bedarf es jener Anstalten nicht, denn dort rieseln die Bäche und Quellen. Die Straßen und Wege der Marsch sind bei trockenem Wetter vortrefflich; sobald aber anhaltender Regen eintritt, wird sie zu Roß und Wagen unpassirbar. Alle Wege lösen sich dann in einen so tiefen, klebrigen Schlamm auf, daß aller Verkehr von Ort zu Ort aufhören muß. Es ist dann nicht besser in diesen gesegneten Gegenden Norddeutschlands als in den russischen und ungarischen Marschen am Don, Dniepr und der Theiß, oder an der untern Donau, in Bessarabien und der Moldau.

Ganz Holstein und so weit die deutsche Zunge in Schleswig reicht, ist Marsch und Geest. Von der jütischen Grenze ab nordwärts nimmt aber die Bodenbeschaffenheit einen andern, mehr steppenartigen Charakter an. Damit tritt zugleich das dänische Volkselement überwiegend hervor.

Holstein, der Sitz uralter deutscher Kultur, hat die reichsten Marschen, und auf großen Strichen des Landes gibt der Ackerbau, bei der sorgfältigsten Bewirthschaftung, größere Erträgnisse als irgendwo in Europa. Zunächst der Flüsse bedecken unabsehbare Wiesenfluren mit dem fettesten Graswuchs das Land, auf denen die Heerden jener kolossalen Rinder weiden, welche auf dem londoner Markte der beständige Neid des englischen Züchters sind; und wie die Heerden, so sind auch die Wohnungen der Menschen weit und breit zerstreut, und jedes Gehöft gibt, inmitten der Fruchtfelder und Weiden gelegen, einen heitern und schönen Anblick. Die Wohnungen sind, um Trockenheit für dieselben zu erlangen, auf künstlich aufgeworfenen kleinen Hügeln erbaut (Wurten oder Warten genannt), so daß jeder Bauer aus seiner Stube schon die ganze Fläche seines Besitzes übersehen kann. Das angelsächsische Sprüchwort: my house is my castle (mein Haus ist meine Burg) wird im Lande der Friesen und Angeln buchstäblich wahr. Die Häuser ragen von ihren Hügeln wie Burgen hervor und man sieht sie in der Fläche oft auf die Entfernung von mehren Stunden.

An den Böschungen dieser Wurten wird Alles gebaut, was der Friese und Holste vor der Nässe und Ueberschwemmung bewahren muß. Sie sind sein Garten. Hier und da steht auch ein schattender Obststamm auf dem trockenen Boden mit Bank und Tisch unter seinem Laubdach. Sonst sieht man weder Busch noch Baum. Die Häuser sind einstöckig, mit hohen Ziegeldächern; und über jeder Hausthür ist ein, die Hausbewohner vor den Sonnenstrahlen schützender Vorsprung oder Bogen, blendend weiß angestrichen, schon von weitem einladend und gastlich. In jedem Thürpfosten sind starke Haken eingeschlagen und eiserne Ringe, um Pferde daran zu binden; denn die Marschbewohner machen den Nachbarn ihre Besuche am liebsten zu Pferde. Selbst die Weiber reiten; — der Mann nimmt sie hinter sich auf den Gaul, wie der amerikanische Ansiedler im fernen Westen. Alle Marschländereien sind mit tiefen Gräben umzogen, um durch Kanäle und Schleusen das überflüssige Wasser dem Meere zuzuführen. Im Herbst und Frühjahr sind sie voll, — und dann ist jeder Acker eine Insel, zu der ein Bret als Steg führt. Im Sommer aber sind die Gräben trocken und mit üppigem Grün überzogen. Dann sieht man überall die Rinder in denselben grasen.

Das Volk dieses Landstriches ist der alte Heldenstamm der Friesen und Angelsachsen, welcher in den Enkeln seiner Ahnen, die England eroberten, jetzt die halbe Erde beherrscht. Und dieses Volk, der Stolz und die Kraft der deutschen Nation, geißelt der Däne, weil es sein Recht nicht lassen will und sein Volksthum nicht ändern mag, wie ein Schuft seinen Glauben, — wie ein Höfling sein Kleid.

Kiel ist der Mittelpunkt und der Träger des geistigen und materiellen Lebens Holsteins. In herrlicher Lage, an einer tiefen, weit in das Land

hineintretenden Bucht der Ostsee, wo der Eiderkanal mündet, und von der Seeseite her durch die Veste Friedrichsort vor jedem Handstreich geschützt, in einer reizenden und fruchtbaren Landschaft, ist die Stadt an Größe, Handelsthätigkeit und Wohlstand bis auf die neueste Zeit stätig fortgewachsen, und seitdem die Eisenbahnverbindungen mit der Nordsee und der Elbe ihr frische Hülfsquellen zuführten, ist der Aufschwung des Kieler Verkehrs so groß geworden, daß er die Eifersucht Hamburgs, Altona's und Lübecks erregte und alle übrigen deutschen Ostseehäfen, Stettin nicht ausgenommen, überflügelte. Seit 20 Jahren hat sich die Bevölkerung Kiels von 8000 auf 16,000 vermehrt; die Frequenz des Hafens stieg auf fast das Dreifache (von 1300 Fahrzeugen auf 3200) und in gleichem Verhältniß wuchsen Ein- und Ausfuhr bis zum Jahre 1848. Dieses war der Wendepunkt. Die deutsche Revolution riß auch Holstein mit in's Verderben, und die, nach nutzlos vergossenen Strömen Bluts, ärger als je zurückgekehrte Knechtung des Landes durch den gereizten Dänen steckte dem Erblühen Kiels ein Ziel. Kiel, das im Kampfe gegen die Unterdrückung des holsteinischen Rechts und deutschen Volksthums die größten Opfer am bereitwilligsten und freudigsten brachte, blutete an den Wunden des Kriegs auch am heftigsten und muß die Züchtigung des erzürnten Herrn am härtesten fühlen. Der Handel Kiels hob sich wenig nach wiederhergestelltem Frieden. Er hat, wie die Herzen, unheilbare Schläge empfangen, und sollte Dänemark die Zollgrenze von der Eider an die Elbe rücken und dadurch Holsteins kommercielle Verbindungen mit Deutschland mindern, so ist, so lange ein solches Verhältniß dauern wird, an ein Wiederaufkommen Kiels nicht zu denken.

Die geistige Kraft der deutschen Nationalität in Schleswig und Holstein hatte in der Kieler Universität ihre festeste Grundlage. Von dort wurde der Kampf gegen die andrängende Dänisirung der Herzogthümer beharrlich, nachdrücklich und erfolgreich geführt und von da aus gingen die Drähte über das Land, die mit einem Male das ganze Volk zum Kampf erhoben, als keine andere Weise der Vertheidigung des deutschen Volksthums gegen die Wucht des Dänendrucks mehr übrig war. Das hat der Däne nicht vergessen und er gebrauchte sein Stärker- und Siegerrecht, als er der Universität an's Leben griff und die Männer, welche ihren Ruf begründet hatten und der Wissenschaft Stolz waren, von den Lehrstühlen vertrieb oder sie verbannte. Nach dem Verlust ihrer besten Lehrer ist Kiel kaum noch von anderthalbhundert Studirenden besucht, und in dieser Zeit, wo die Gewalt Alles wagen darf, könnte es nicht verwundern, wenn man die Hochschule ganz aufhöbe, um damit den Lebensnerv der deutschen Bildung in den Herzogthümern zu zerhauen.

Die Stadt ist schön gebaut, und die reizende Umgebung, der gebildete, großstädtische Ton, der hier herrscht, das durch Handel und Gewerbe, Reichthum und Unternehmungsgeist erregte rührige Leben und die

Leichtigkeit der Kommunikationen nach allen Richtungen durch Eisenbahnen und Dampfschifffahrt, machten Kiel stets zu einem Sammelplatz des holsteinischen Adels und zum Mittelpunkt der höhern Gesellschaft, des Vergnügens und des feineren Lebensgenusses. Der Herzog von Holstein-Glücksburg, der, reich begütert, sich an der Stelle des alten abgebrannten Schlosses in Kiel eine prachtvolle Fürstenburg erbaute, gab in diesen Kreisen den Ton an und wurde die Spitze der deutschen Opposition gegen die Dänisirung des Landes. Auch das ist nun anders. Die herzogliche Familie ist nicht viel besser daran, als die Andern, auf welchen die volle Wucht des Siegerarmes lastet.

Wie wird dies Trauerspiel ausgehen? Wann wird der Ebbe die Springfluth folgen und was wird diese bedecken und zerstören? Das Volk der Friesen und Angeln hat schon viel Schlimmes erlebt und Hartes erduldet, und seine starke, lebenszähe Natur schützt es vor der Möglichkeit, daß es unter dem Druck und Schmerz zum Tod erstarre. Aber wie uns ein Schauer überläuft bei den Leiden dieses edlen Stammes, so zittert auch der Gedanke bei der Vorstellung von den Uebeln, welche einem Rückschlag der Woge folgen müssen.

Treryn-Castle in Cornwall.

Ein britisches Uferbild, — herrlich und groß! Schäumend, wirbelnd und tobend rollt die Brandung des aufgeregten Elements empor und wirft ihren weißen Gischt den Felsen in's Antlitz, deren gezackte, zerrissene Zinnen in den Wolken zu schweben scheinen. Sechs bis sieben hundert Fuß steigen sie senkrecht hinab bis zu den Wogen. Ihre Aehnlichkeit mit alten Burgen und Mauerresten ist so täuschend, daß ihnen das Volk Namen gab, die der Form entsprechen. So heißt die Felsmasse, welche dreigipfelig in der Mitte unsers Bildes aus der Brandung emporsteigt, Treryn-Castle, oder die Burg des Zauberers Treryn, der in den Legenden von Cornwall eine ähnliche Rolle spielt, wie Rübezahl in denen des Riesengebirges. Der Geolog erkennt jedoch auf den ersten Blick, daß der einzige Meißel, der diese Formen bildete, der Zahn der Zeit gewesen, und das Zauberschloß keine andern Bauleute hatte, als die Elemente.

Burg und Bad Liebenstein

im Herzogthum Meiningen.

Thüringen, du holdes Land,
Wie ist mein Herz dir zugewandt!
Silbern springt in deinen Gründen
Mancher frische Labequell,
Und durch deine Thäler winden
Bäche sich so klar und hell!
Und des Rasens Teppich breitet
Bunt sich zwischen Waldessaum,
Daß der Fuß des Wand'rers gleitet
Stets auf hundertfarb'gem Raum.

Thüringen, du holdes Land,
Wie ist mein Herz dir zugewandt!
Alte wunderbare Sagen
Nachts durch deine Wälder gehn,
Horch! von ihnen rauschen, klagen
Alte Wipfel auf den Höh'n,
Auf den Bergen, in den Gründen,
Und wohin das Auge blickt,
Hat mit ihren Duftgewinden
Poesie das Land geschmückt.

So spiegelte das schöne Land, in welches unser Stahlstich uns führt, sich in der Seele eines Dichters wieder, Ludwig Storchs, der so stolz auf sein Thüringen war! Thüringen selbst ist das Spiegelbild Deutschlands, dessen Herz es genannt wird.

Ein Blick auf die Landkarte von Thüringen zeigt uns das bunte Staatenbild im Kleinen, welches von der deutschen Karte im Großen vorgeführt wird. Zwischen Preußen und Bayern, Sachsen und Hessen eingeklemmt, lassen innerhalb dieses Bereichs die Ländchen ihre Grenzlinien so harmlos durcheinander laufen, wie der spielende Griffel des Erbrechts in der Hand des Zufalls sie gezogen hat. Da findet sich jedes Landes Farbe in allen übrigen in größeren und kleinren Tupfen wieder, Gebietstheile, Enklaven, Parzellen überall, und selbst in den hell= und dunkelblauen Meeren von Bayern und Preußen schwimmen noch thüringische Farbeninseln. Das dunkelblaue Meer greift aber tief hinein in das alte Thüringerland, es hat den größten Theil der wellenförmigen Ebene überschwemmt und bildet auf der andern Seite des Gebirgs noch dunkelblaue Landseen (Schleusingen und Ziegenrück). Die Vielgetheiltheit Deutschlands ist in seinem Herzen am vollendetsten ausgeprägt.

Diese Vielgetheiltheit, welche dem deutschen Reiche so viel Unheil, dem deutschen Volke so viel Schmerz und Trübsal bereitete, die deutsche Geschichte zu einem so traurigen Buche macht, ist in dem kleinen Thüringen, welches keine Ansprüche auf politische Wichtigkeit erheben konnte, in

vieler Beziehung dem Land und Volk zum Vortheil gediehen. Hat die oft beklagte Vielstaaterei schon in den meisten größeren deutschen Ländern wenigstens dahin geführt, daß die Förderung und Verallgemeinerung der Bildung des Volks sorgsamer und erfolgreicher bearbeitet wurde, als in allen großen Nachbarstaaten, die sammt und sonders in dieser Hinsicht tief unter Deutschland stehen, so ist dies im höchsten Grade der Fall in dem Thüringerlande. Alle dazu gehörigen Staaten und Staatentheile (circa 200 Quadratmeilen) sind allerdings nur von ungefähr 1¹/₅ Million Menschen bewohnt, aber unter diesen ist kein einziger Erwachsener von geistig gesunder Organisation zu finden, der nicht wenigstens lesen und schreiben könnte. Selbst das höchste und versteckteste Bergdörfchen hat seine gute Schule, und selbst im strengsten Winter laufen und steigen die Schaaren der Kleinen aus den vereinzelten Weilern, Höfen, Fabriken und Mühlen nach diesen Bienenstöcken der ersten Weisheit. Jedes Städtchen hat seine Sonntagsschule, seinen Gesellenverein, seine Liedertafel, denn gesungen wird überall; und jede der Residenzen, Exresidenzen, Haupt- und Gelehrtenstädte ist im Besitz von Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, welche, wenn sie in einer Hauptstadt vereinigt würden, den Schätzen der mächtigsten Staaten an Reichthum gleichkommen würden. Weit über eine Million Bände zählen die öffentlichen Bibliotheken der Hauptstädte Thüringens, die Kunst- und Naturaliensammlungen (man denke nur an Gotha, Weimar, Jena, Meiningen, Rudolstadt, Koburg!) messen sich, vereint, mit denen mancher großen Königsstadt. Thüringens Produktion auf dem Felde der Kunst und der Literatur beträgt an Menge und Werth beinahe die Hälfte von der des österreichischen Kaiserstaats, die von Mailand, Wien und Venedig ausgenommen. Außer diesen Städten kann sich keine andere Stadt Oesterreichs mit der literarischen und artistischen Produktion von Gotha, Weimar, Jena und Hildburghausen messen. In der Geschichte der deutschen Literatur bleibt dem Thüringerlande der Ruhm, daß die höchste Blüthe derselben in ihm gepflegt wurde. Nicht Preußen, sondern Thüringen verdient den Ehrennamen des Landes der Intelligenz.

Auch auf Gewerbe und Verkehr erstreckt sich der wohlthätige Einfluß der geistigen Aufgewecktheit der Bewohner dieser Kleinstaaten. Thüringen ist als Gebirgsland sehr stark bevölkert. Auf den 77 Geviertmeilen, welche die thüringer Berge bedecken, wohnen über 300,000 Menschen, trotz dem, daß der Waldboden die Hälfte jenes Flächeninhalts einnimmt. Da muß die Hand das verdienen, was das Land nicht gibt; daher das rege Manufaktur- und Fabrikleben in allen Thälern und wasserreichen Gründen des Gebirgs. Ueberall Pochen und Hämmern, Glühen und Blasen, Räderkreisen und Rauchwirbeln, hohe Schlöte und rauschende Wehre, springende Minen und Fäustelschlag tief im Schooß der Erde und hoch am schwindelnden Felshang. Eisen und Gewehre, Messer und Scheeren, Glas, Porzellan und Steingut, Papier und Schwamm, Pech und Olitäten, Schie-

fertafeln und Spielwaaren gehen aus Thüringen hinaus in die Welt. Der thüringer Balsamsträger war einst eine oft ersehnte Erscheinung in jedem Haus und eine sehr beliebte Figur auf den nürnberger Bilderbögen. Und wie arbeiten die Schneidemühlen für die Schiffswerften der Nordsee! Ueber 400 Sägen rasseln zwischen den Wäldern. Der Glashütten sind über 20; ebenso der Porzellanfabriken, für welche wieder mehr als 1000 Porzellanmaler beschäftigt sind, von dem einfachen Mann an, der die blauen Schnörkel auf die wohlfeilsten Tassen malt, bis zu jenen Künstlern, welche mit den Porträts von Luther und Napoleon, dem alten Fritz und Paganini, Hecker und Haynau die Pfeifenköpfe hundertweise zieren. Die nährende Brust von Land und Volk des Gebirgs ist aber und bleibt der Wald. Da rauchen die Weiler allerwärts, Holzflöße schwimmen auf den Flüssen, die Achse seufzt unter der Last der Nutzhölzer, die in die Manufakturen, und des Brennholzes, das in die Fabriken wandert. Ein charakteristisches Stück des Waldes ist auch der Vogelhandel, in dessen Hauptort, Breitenbach, durchschnittlich 4000 Singvögel, besonders Finken, schlagen und zwitschern, während Waltershausen als hohe Schule der Gimpel (Dompfaffen) in ganz Thüringen berühmt ist.

Sogar die vielen schönen Straßen und Wege, welche Thüringen und sein Gebirg nach allen Richtungen dem Verkehre öffnen, verdanken theilweise Entstehung und Erhaltung der Vielstaatenschaft des Landes. Wie über die Alpen Heerwege, so waren es hier nicht selten Lustwege, sogenannte Alleen, welche einen Verkehrsstraßenbau einleiteten. Die Nothwendigkeit, entlegene Jagdschlösser durch bessere Straßen sich näher zu bringen, ist früh eingesehen worden und hat viel Gutes gestiftet. Daß der Handel gute Wege braucht, dieser Lehrsatz hat zwar viel später Anerkennung gefunden, ist dafür aber weltherrschend geworden. Die vortrefflichsten Straßen besitzt das preußische Thüringen, das rings um den Kyffhäuser, wo Kaiser Friedrich Barbarossa auf bessere Zeiten wartet, den reichen Aehrenschmuck der goldnen Au entfaltet. Die 60,000 — 100,000 Eimer thüringischen Weins aber, welche den Bergen um Jena, Naumburg und Freiburg entquellen, vermehren den Ruhm der Saale und der Unstrut fast in gleicher Weise, wie die 10,000 Centner wasunger Tabaks den der Werra.

Wir haben das Anerkennungswerthe anerkannt, uns des Guten im und am Lande gefreut; verschweigen wir nun auch nicht das, was auf ein anderes Blatt gehört. Was in Thüringen Großes geschah, aus Thüringen Großes hervorging, war nie thüringisch, sondern es war entweder deutsch, wie die große Literaturepoche in Weimar, oder gehörte der ganzen Welt an, wie Luthers Reformation. Was aber bloß und allein thüringisch war, trug den Charakter der Verhältnisse des Landes, es blieb kleinlich. Thüringen, das deutsche Land der Mitte, ist das Heimathland der Kirchthurmspolitik und der wohlgepflegten Mittelmäßigkeit. Die beschränk-

ten Verhältnisse und Beziehungen der Staaten wirken in einzelnen Richtungen auf die Begriffsgestaltung und Willensrichtung der Köpfe ein. Die Grenzpfähle stehen so eng, daß sich die Leute nicht frei bewegen, sondern immer wie mit der Befürchtung, man könne bei einem kräftigen Schritt einem difficilen Nachbar in's Gebiet stolpern. Wer Großes, mehr als Thüringisches, in Thüringen anstrebt, hat einen schweren Stand, es wäre denn, er hätte einen Beschützer von Oben, oder die Begabung, sich von Unten den gegebenen Verhältnissen scheinbar anzuschmiegen. Wer mit offenem Schritt sein fernes unverhülltes großes Ziel verfolgt und dazu das Unglück hat, auch mit seiner Lebens- und Staatsanschauung die deutlich angestrichenen Grenzpfähle zu überspringen, für den steht das Prokrustesbett bereit. —

Thüringen, und besonders der Thüringerwald, ist während der schönen Jahreszeiten reich an nordischem Besuch. Da flötet die weiche Sprache des Ostseebewohners, da singt der süße Sachse, da klappert die berliner Zunge, bauschige Reifröcke rauschen den Wasserfällen des Gebirgs zum Trotz, der Zwicker sitzt im verzerrten Auge, und das milde Urtheil der großen Welt findet Alles so passable, so nett! Die Natur bleibt aber ewig gesund und jung und schön, da lacht die grüne Erde den blauen Himmel so offenherzig an, wie die Augen der schmucken, starken Kinder des Gebirgs dich anlachen, die Berge tragen ihre Buchen-, Eichen- und Tannenkronen stolz auf den Felsenstirnen, und die Wiesen der Thäler schmücken mit der buntesten Pracht sich und die Quellen und Betten ihrer köstlichen Gewässer. Diese Natur macht sich gar nichts daraus, ob die zweibeinige bezwickerte, verputzte und verzerrte Unnatur noch so wohlwollend und herablassend auf ihr herumsteigt. Ich höre eine Stimme vom Südabhang des Gebirgs her, die singt, was wahr ist:

Der Thüringerwald
Ist im Winter gar kalt,
Und die Bäume ganz weiß
Und die Wege voll Eis!

Ihr Leutle, packt auf
Und geht emal 'nauf,
Wenn's Frühjahr zur Nacht
Die Thürle aufmacht!

Die Blümle! Die Gründle!
Die Wälder! Die Berg'!
Was ist da der Mensch
Für ein lausiger Zwerg!

Die besuchtesten Punkte des Gebirgs sind im östlichen Theile die kaiserliche Schwarzburg und das Felsenspalier des Schwarzathals, die prachtvolle Klosterruine von Paulinzelle, Blankenburg mit den Trümmern des Greifensteins, die Saalestädte Saalfeld, Rudolstadt und Jena mit ihren reizenden Umgebungen; nach Westen hin lockt Ilmenau mit Elgersburg,

da hebt das Gebirg seinen Rücken immer höher, läßt das erzdröhnende Suhl tief im Thal erblicken, zeigt den Oberhof auf der Schulter und setzt die hohe Sturmhaube des Inselsbergs auf, dessen steinerne Helmspitze jetzt einen weiten Blick über das Berg- und Hügelmeer in die ebenen Lande hinaus gewährt. Herabwärts geht's durch das Felsen- und das Drusethal, da winkt schon wieder Reinhardsbrunn mit der frischen schönen Schminke auf der uralten Haut, und dort die berühmte frische und frohe Salzmannschaft in Schnepfenthal, und weiter Eisenach mit seinen Kunst- und Naturmerkzeichen der Sage und der Geschichte: Hörselberg und Wartburg, Venusreich und Sängerkrieg, Tannhäuser und Luther! Und wandeln wir von da schnurgerade nach Süden, so tritt uns in Wilhelmsthal der Geist Karl Augusts und seines Goethe entgegen, noch weiter ragen die Trümmer der Burg Altenstein über den Bergwaldsaum empor, und endlich empfangen und umfangen uns heitere Anlagen, zeigen sich bald leise, bald kräftige Nachhülfen kunstreicher Menschenhand bei den Bildungen und Gestaltungen der Natur, und wir sind, wohin unser Stahlstich uns ruft, im Bade Liebenstein und am Fuße der Anhöhe, welche die Burgreste gleichen Namens trägt.

An einer schönen Stätte auf heimischem Boden soll man den Leser nicht schriftlich herum-, nicht jede Einzelheit ihm beschreibend vorführen. Man soll ihm nicht mehr sagen, als nothwendig ist, um ihn von der Scholle weg, vom Kanapee empor, aus der Arbeitsstube heraus zu reißen, ihn in den Wagen oder in die Reiseschuhe zu bringen, ihm die Familie oder den Reisestock allein mitzugeben. Nun komm' und sieh dich selber um! — Aber beleben muß man ihm vorher die Gegend mit den Gestalten der Sage und der Geschichte: dann wird sie ihm leichter selbst heimisch, und manchen Baum, manchen Quell, manches alte oder neue Gemäuer oder Gebäude begrüßt er wie einen alten Bekannten, wenn in seinem Gedächtniß ein Bild der Sage oder der Geschichte mit dem Namen desselben verbunden ist. Folgen wir heute dieser weisen Lehre, die wir uns selbst gegeben haben.

Du bist so gefällig, lieber Leser, auf der Straße von Obergrumbach herzukommen. Von da wandelst du in einer schattenkühlen Allee zwischen freundlichen Häusern und Parkanlagen zu den Hauptgebäuden des Badeorts Liebenstein. Drehe dich auf einem Absatz herum, so fliegen liebliche Wiesenflächen, der bewaldete Berggipfel, herrliche Baum- und Felsenpartien und der Bergformenreichthum des Thüringerwalds als Hintergrund wie ein rasch abgerolltes Panorama an deinen Augen vorüber, und du weißt, daß, wie mir ein Fremdenführer sagte, du eine Figur bist in einem reizenden Idyll, welches eines göttlichen Dichters Laune in ein erhabenes Epos verwebte. Jene Allee führt dich vor das Fürstenpalais, das sich durch Glaskuppel, Säulen, Balkon und geschmackvolle Blumenumkleidung

auszeichnet. Dem Palais gegenüber, im sogenannten Langen Bau, kannst du ein Zimmer finden; ist's da nicht mehr möglich, so kommst du im Kurgasthause oder in einem der anmuthigen Häuser des Dorfs unter. Jetzt weiter! Neben dem Fürstenpalais siehst du das Theatergebäude; da erblickt man das Brunnenhaus und einen Theil des Dorfs. Vor dem Kurhaus ist ein prächtiger Platz, da geht's allen fünf Sinnen so gut, daß der ganze Mensch froh wird. Das Auge erfreut sich am Blick in das heitere Werrathal, die vortreffliche Musik der herzoglichen Kapelle von Meiningen entzückt dein Ohr, dieselben Lüfte, welche über die klaren Gewässer hin und zwischen den rauschenden Blättern der Bäume hindurch wehend, so erfrischend auf dein Gefühl wirken, tragen die Wohlgerüche des Blumenflors dir zu, und wenn gar an Sonn- und Feiertagen die bildschönen Töchter des Gebirgs kommen und in ihrer malerischen Tracht vor dir dahinschreiten, und die kräftigen und sonoren Stimmen des steinbacher Singvereins unter den Baumhallen aufsteigen, da muß auch dein Geschmack eine stille Freude empfinden über die perlende Gottesgabe! Wenn dies nicht, so bist du ein krankes Menschenkind, das in die Wanne gehört, und dahin wollen wir sogleich gehen. — Da sind wir wieder am Theatergebäude, und mit diesem ist das Badehaus verbunden. Hier findest du Wannen von inländischem Marmor, eine Douche, ein Gasbad; auch Sool- und Seesalzbäder sind da zu haben. Zum Trinken des Heilquells gehen wir in das Brunnenhaus, ein heiteres Rund, von einer Kolonnade umgeben, welche die Glaskuppel trägt. Die Quelle, zu welcher eine Steintreppe mit Geländer führt, strömt binnen 4½ Minuten ¼ Eimer Wasser aus, und keineswegs von dem Wasser, welches „es freilich nicht thut!" Der Surborn (Sauerbrunnen), wie er im Volksmund heißt, ist ein klares, farbloses, starkperlendes, erdig-salinisches Eisenwasser von salzig-prickelndem, tintenartig-zusammenziehendem Geschmack. In einem Pfunde desselben haben berühmte Sachverständige 26 Kubikzoll Kohlensäure, 2 Gran kohlensaures Eisen, 2½ Gran Kalkerde und 2 Gran schwefelsaures Natron gefunden. Es nimmt somit unter den Eisenwassern Deutschlands eine vorzügliche Stelle ein, ist in Ansehung des Geschmacks dem von Pyrmont und Driburg fast gleich, verändert seine Eigenschaften nicht, wirkt (getrunken oder zugleich zu Bädern gebraucht) reizend, stärkend und zusammenziehend auf das Gefäßsystem, die Muskeln, Fasern nnd Nerven, die Schleimhäute, die äußere Haut, und schafft bei hypochondrischen, hysterischen und vielen andern Uebeln Heilung. Wem dies Alles nicht genügt, wer sein Heil auf kaltes Wasser setzt, der findet rechts vom Kurhaus die Gebäude der mit allem Nothwendigen, mit Apparaten zu Regenbädern, aufsteigenden Douchen, Quellbädern, Theil- und Sturzbädern, ausgestatteten Kaltwasser-Heilanstalt. Nur Eines findet er in Bad Liebenstein nicht: Spielhöllen! Wer die sucht, muß anderswohin gehen, und „Niemand gibt ihm das Geleit."

Weil nun, ob dieses Spielhöllen-Mangels, die Kurgäste nicht nur volle Zeit zum Gesundwerden, sondern auch zum Naturgenuß haben, so wollen wir rasch an Allem vorbeifliegen, was dem liebensteiner Gast jene „Salons de jeu", zu deutsch „Bänke der Schande" ersetzt. Da gehen wir vom Kurhaus gleich zum Erdfall, einer amphitheatralischen Riesenlaube mit Springquell, Grotte und Bierkeller, einem Feenpalast, wenn er bis hoch zu den Wipfeln der Bäume mit tausend Lampen geschmückt ist. Von da zum Burgberg schreitend gelangen wir zum Bernhardsplatz mit der Fernsicht auf weite blaue Gebirgszüge, und von diesem aus am Tannenwäldchen hin zur Burg, deren Trümmer stolz auf einem Dolomitfelsen thronen. Die Landschaftsbilder durch die Fensterhöhlen sind so in keiner Gemäldegalerie wieder zu finden. Zwischen der Burgruine und dem Bernhardsplatz führt ein Waldpfad zum Felsentheater, das vom edlen Mosengeil (dem ersten deutschen Stenographen) in „Abendglockenwehmuthsschauern" zur stillen Kirche erhoben wurde. Durch den Hain des Burgbergs herabsteigend werden uns die etwaigen mathisson'schen Burgtrümmerreime vom Au- und vom Zigeunerbrunnen weggeschwemmt. Wir stehen an der Kaltwasser-Trinkpromenade und verfolgen sie bis zum Wernersplatz. Noch weiter, als da, reicht der Blick bei der Mooshütte am Aschberge: dort liegen über 37 Orte dir zu Füßen. — Von Liebenstein eine gute Viertelstunde ostwärts wandernd, stehen wir vor dem Eingang in das Thüringer Thal mit dem Eselssprung, einer hufähnlich eingepreßten Vertiefung in einen Fels, von welchem Dr. Luther, nach andern Sagen Christus selbst, auf einem Esel reitend hinab gesprungen ist. Wer von Liebenstein aus Glücksbrunn (Schloß und Ort mit einer großen Maschinen- und Kammwollspinnerei, nebst Musterwirthschaft) und Schweina (einen ansehnlichen Marktflecken) besucht, dem erscheint zwischen den mächtigen Granit- und Dolomitfelsen im Westen das Bild eines steinernen Riesen, der in seinen Mantel gehüllt dasitzt und einen hohen Pokal vor sich hält. Diese Bedeutung jenes Felskolosses erkannte zuerst ein Dichter, der's verstand, und erzählt, der greise Zecher habe auf dieser Stelle mit goldenem Wein das schön blühende Land leben lassen und sei, den Becher in der Hand, gleich dageblieben. Denn:

„Er stieg nicht mehr herunter
Vom Felsenthron in's Thal.
Er saß, ein steinern Wunder,
Hoch droben im Morgenstrahl. —

Der Wand'rer, freudeglühend,
Schaut noch den Becher so,
Die Auen liegen blühend,
Noch seines Segens froh!"

In der Nähe des glücksbrunner Schlosses ist abermals ein schattenkühler Erdfall, uns aber nur des starken Baches wegen interessant, der aus einer Grotte dort hervorbricht. Könnten wir diesem Bache von da in seinem unterirdischen Felsenbette aufwärts folgen, so gelangten wir in die prächtigste Halle der großen Höhlen, die am 28. Juni 1798 hier ent-

deckt worden sind und über deren, bei voller Beleuchtung, bezauberndes Innere ich gar nichts verrathe. Hier gilt's, unvorbereitet genießen! — Zu den Herrlichkeiten des Bades Liebenstein gehört aber auch noch das Sommerschloß Altenstein mit seinem großartigen Naturparke und dazwischen den nirgends störenden Gebilden der Menschenhand. Haben wir auf dem Gipfelpunkte des Thurms der alten Burg das Rundbild mit ruhigem Auge umgangen, so verlassen wir die Terrasse und besteigen den Felskegel der Ritterkapelle, schlendern an der großen Linde vorüber zum Wasserfall und zur Sennhütte, lassen uns von da auf die Teufelsbrücke verführen. Von da ist nicht weit zur Stätte der Rauenburg, wohin die Sage jene „lebendige Mauer" verlegt. Heller leuchtet durch die Geschichte der Bonifaciusfels und die Bonifaciuskapelle. Ein Denkmal der Kindesliebe ist der Blumenkorb auf 60 Fuß hohem Felsobelisk; von da führt ein Schattenweg und ein Grottengang zur Rotunde mit ihrer Ueberraschung. Aber der imposanteste der altensteiner Felskolosse steht am Abhang des nach Glücksbrunn hinab abgedachten Bergvorsprungs: der Hohlenstein, so genannt wegen einer thorartigen Höhlung am Fuße, in welcher eine doppelte Aeolsharfe ihre elegische Zauberei treibt. Wenige Schritte von hier erblicken wir das Morgenthor zwischen den ungeheueren Felsmassen, und wer den Abend auf herzerhebender Höhe will scheiden sehen, der steigt da hinauf.

Dies Alles schmiegt sich dem liebensteiner Bade als Zubehör an. Für den rüstigeren Wanderer bieten sich Berg- und Thalfahrten vom größten Interesse. Nur Tagereisen sind es, die ihn führen nach Marienthal, Salzungen und Krainberg, nach Wilhelmsthal und zu der Wartburg, auf den Inselsberg und in das Drusenthal, nach Wallenburg, Stahlberg und Schmalkalden, nach Meiningen und zum Landsberg. Und wenn der in Liebenstein Genesene aus Dankbarkeit gegen den Thüringerwald den ganzen Rennsteig entlang läuft, so wird auch dieser Lauf ihn nur zu neuem Danke gegen das schöne Thüringen und sein gemüthbeseligendes Bad verpflichten.

Da hat der Leser eine lange Reihe von Namen, aber hinter jedem steckt ein Lockvogel, dem man getrost folgen darf. Belebt sind die meisten dieser Punkte durch zahlreiche Sagen, von denen manche Hand in Hand mit der Geschichte gehen, andere zu ihr hinführen. Die Erzählung derselben würde ein Buch füllen, und wir haben nur Blätter zu bieten. Es müssen ein Paar Andeutungen genügen. Den thüringischen Sagenmann, L. Bechstein, kann der Badegast ohnedies immer hier an der Quelle begrüßen.

Der Gast hat vor Allem die Aussicht, sehr reich zu werden, wenn er die weiße Frau erlöst, die auf der Burg einen großen Schatz hütet. Auch die liebensteiner Teufelsmahten sind berühmt. Der Teufel hat in Einer Nacht die ganze Flur mähen müssen und ist darüber in Verzweiflung ge-

rathen, nach Salzungen entflohen und dort in einen tiefen Tümpel — die Teufelskutte — gefahren. Da steckt er noch. Tief im Wald bei Altenstein ist die Stätte, wo die Burg Altringelstein stand. Da sprang eine geraubte Braut glücklich hinab; ihr zu Ehren heißt der Bach, der dort fließt, der Brautborn. Aber auf der Stätte selbst geht eine schöne Jungfrau mit einem Schlüsselbund um; von den Flachsknoten, die sie dir etwa anbietet, nimm ja, das wird lauter Gold! — In den verschütteten Kellern dieser Burg liegen ungeheuere Fässer voll des besten Weins; das Holz der Fässer ist verfault, der Weinstein umzog das edle Naß fest mit einer krystallenen Haut. Bei Glücksbrunn geht gar ein goldener Hirsch um: der zeigt den Reichthum an, der in den verlassenen Schachten der Berge der Erlösung harrt; und wie geht's gar in den Gruben um! Da gibt es Gnomen und Gnomiden, winzig klein und riesengroß, und schöne und schreckliche Geschichten in Menge. Ueber'm Luthersbrunnen unter dem Gerberstein haben Nonnen, deren Kloster einst dort stand, auch einen großen Schatz vergraben. Eine der Nonnen hat sich dorthin verwünscht und läßt sich als schöne weiße Jungfer sehen. Sie ist besonders Kindern gut und gibt ihnen Beeren und Kirschen und Blumen. Erlöst ist sie noch nicht, ebenso wenig wie ein häßliches Kleeblatt im Flußberg, hoch im Gebirg über Liebenstein: ein Metzger und Wirth, ein Müller und ein Grenzsteinverrücker; die sind von einem „Jesuiter und Pöpelsträger" dort in ein tiefes Loch gebannt und spielen Karte und raufen sich bis in Ewigkeit. Und was in und bei den großen und kleinen Seen Alles vorgeht! Wie herrlich schauerlich ist das! Gar neckische Streiche üben auch die Wichtelmännlein aus, die in den Grotten und Höhlen hausen. Aber der Bonifaciusthurm, der an dem Bonifaciusfels sich anlehnt, zeigt dir die wahrhaftigen Fußstapfen eines großen Mannes, und der Luthersfuß, der in einem Stein bei Glasbach sich abgeprägt hat, gibt dir einen Wink, daß Möhra in der Nähe ist und die Luthersbuche und die Lutherquelle, und wie hoch der Mann im Volke steht, daß er nicht nur ein Held der Weltgeschichte, sondern auch der Sage geworden ist.

Dagegen liegt die Geschichte von Burg und Bad Liebenstein etwas abseits vom breiten Strom der Weltgeschichte, von dem nur hie und da eine Welle verheerend in das Thal schlug. Wer die ersten Steine zum Bau der Burg hat anfahren lassen, weiß Niemand. Vielleicht war es der Rheinpfalzgraf Siegfried, der es mit den thüringischen Grafen gegen Kaiser Heinrich IV. hielt. Einen solchen Erbauer kann sich jede Burg gefallen lassen, denn er wird von den Chronisten als der „allerfreudigste und beherzteste Fürst" gepriesen. Eine andere noch glänzendere Möglichkeit ist die, daß vor den henneberger Grafen, denen das nahe Laudenbach gehörte, des berühmten Minnesängers Otto von Bodenlaube Saitenspiel auch in diesen Hallen erklang. Aus der Blüthezeit des Ritterthums besitzt man nichts Schriftliches über Liebenstein; erst gegen das Ende des 14. Jahrhun-

derts beginnen die Urkunden mit den üblichen Erb-, Schenk-, Pfand- und Lehenbriefen. Recht hell wird der Burg Geschichte erst durch die Flammen des Bauernkriegs. Ringsum brannten viele Klöster und Schlösser, auch widerspenstige Dörfer, nach dem kräftigen Spruch der Bauern: „Mit gethan oder todt geschla'n!“ Einer der Junker vom Stein zu Liebenstein hörte damals die Pfaffen in Barchfeld nach Anleitung seines Textes Joh. 21, wo Petrus sagt: „Ich will fischen gehen“, den Bauern predigen, daß die Fürsten und Herren gleich den Hechten seien, welche die andern Fische auffressen. In der gerechtfertigten Angst seines Herzens gab der Junker sofort, noch an der Kirchthür, seinen Bauern vollkommene Fischereifreiheit in allen Gewässern seines Gebiets. Und das ganze Dorf zog zum Fischen aus, und der Junker unterschrieb die 12 Artikel des Aufruhr-Manifestes. Als aber die böse Schlacht von Frankenhausen geschlagen war, kam das strenge Gericht auch über die Bauern dieser Thäler, und es blieben ihnen — so spottete der Junker — von den edelmännischen Fischen viele Gräten im Halse stecken. Im schmalkaldischen Krieg rettete sich die Burg durch ihre stärkere Befestigung. Damals saß droben Junker Asmus von Stein, ein Lehensmann des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen, der durch die grumbachschen Händel Land und Freiheit verlor und nach achtundzwanzigjähriger Gefangenschaft in Oesterreich gestorben ist. Nachdem sein Vetter August, der Kurfürst von Sachsen, mit dem Reichsheer Gotha, des Herzogs Residenz, genommen hatte, ward auch Liebenstein belagert. Erst nach drei Monaten gelang die Erstürmung der tapfer vertheidigten Burg. Asmus fiel im Kampf, die Burg wurde zum größten Theil zerstört und der Glanz des Hauses war erloschen. Nur einen Theil der Güter konnte Asmus' Wittwe erhalten, und stellte den Liebenstein nothdürftig wieder her. Ihre Nachkommen hetzte der dreißigjährige Krieg mit über die Schlachtfelder, die Familie schwand zusammen, so daß im Jahr 1676 nur noch eine alte Majorin mit zwei Dienerinnen in den öden Räumen saß. Da fiel die Burg an Herzog Ernst den Frommen, der sie Eulen und Sperbern, Schatzgräbern und Teufelsbannern zum Nachtquartier überließ. Stürme und Wetter fraßen am Dach, bis die Wolken in's Gemäuer hineinschauen konnten, und so entstand die schöne Ruine, wie sie der Leser auf unserem Bilde über den Bergwald emporragen sieht.

Aber ein schöner Zug der Geschichte ist es, daß die Söhne der beiden Unglücklichen, durch deren Mißgeschick der Glanz Liebensteins auf dem Berge erloschen war, sich die Hand reichten, um ihn im Thale zu erneuen. Ein Sohn jenes Asmus, Hermann, wurde der Liebling des Herzogs Johann Kasimir von Koburg und Eisenach, eines Sohns jenes Johann Friedrichs des Mittlern. Hermann bewog den Herzog, den Sauerbrunn unter Liebenstein zu gebrauchen. Derselbe sprudelte damals aus einem Morast bei einem kleinen Teiche unter einem hohlen, überhängenden Weidenbaum

hervor und war von jeher von den Landleuten als ein gesundes Wasser getrunken worden gegen allerlei Krankheiten. Die Heilkraft des Quells schrieben diese jedoch dem alten Weidenstock zu, der mit Gewalt entfernt werden mußte. Man legte die Quelle frei, die 13 Fuß unter dem Morast aus reinem Kies hervorquoll, gab ihr eine schöne Umfassung mit Geländer und Treppe, und schon 1610 erschien die erste gelehrte Schrift des Magister Libavius über den „Kasimirianischen Gesundbrunnen zu Liebenstein", der Herzog mit zahlreichem Hofstaat, großem Marstall und fünf Hofnarren belebten das bis dahin so stille Thal und zogen vornehme Gäste allerwärts herbei, und Liebenstein war für jene Zeit ein berühmter glänzender Badeort. Da kam der dreißigjährige Krieg, der etwas mehr auf dem Gewissen hat als Liebensteins Verfall. Erst zu Anfang des folgenden Jahrhunderts suchte ein Herr von Fischern das Bad wieder zu heben, erbaute daselbst ein Schloß, das jetzige Kurhaus, pflanzte die wohlthätigen Baumgruppen vor demselben und zog glücklich die fürstlichen Nachbarn wieder als Gäste zur alten Quelle. In seinen jetzigen Stand wurde der Badeort erst gesetzt, nachdem er durch Kauf in den Besitz des herzoglichen Hauses von Sachsen-Meiningen gekommen, und das geschah am 1. März 1800. Herzog Georg, ein Fürst, von welchem sich das Volk noch heute so viel Edles, Originelles und Handfestes erzählt, daß auch er einst ein Mann der Volkssage werden wird, ist der Restaurator des Bades. Er zauberte in die frische Waldnatur ringsum den blühenden Garten. Sein Nachfolger pflegte des Vaters Werk mit Liebe, die Umgebung gewann an Schmuck, das Bad an Reichhaltigkeit und zeitgemäßer Verbesserung der Anstalten; noch im Jahr 1846 wurde sogar 105 Fuß tief eine im Freien springende Mineralquelle erbohrt. Natur und Kunst haben ihre Pflicht gethan, sie spenden Segen für Leib und Seele, und keine Hölle vergiftet Heilung und Heil.

Der Gollinger Fall und das Thal der Ache in Tyrol.

Oft schon betrachteten wir Landschaften der vaterländischen Alpen; doch stets bleibt die Freude an ihnen neu; denn aller Eintönigkeit fremd, sind ihre Reize so mannichfaltig, wie das Kleid, welches die Vegetation dieser Bergwelt verlieh. Wie dort bald schwarze Cypressen eine Villa überragen, bald sich das schirmende Dach der Rebe über die lange Thalfläche hinbreitet, bald düstere, bemooste Tannen über den Pfad nächtliche Schatten werfen, bald sich über Bergrücken das Labyrinth der Krummholzkiefer hinstreckt, bald die einsame Zirbel und der Zwergstrauch der Alpenrose die Schluchten schmückt, bald aller Baumwuchs fehlt und nur das grüne Sammet der Matten die Wände des Gebirgs bekleidet: — so wechselvoll sind auch die Gestaltungen der anorganischen Natur. Die Grundtypen derselben sind zwar nicht zahlreich, aber in ihrer Zusammensetzung entwickeln sie einen Reichthum der Formen, der an das Unendliche grenzt. Jede Lokalität des Gebirgs hat ihr eigenthümliches Gesicht und jedes Gesicht seine eigenthümliche Schönheit. —

In den Thälern der Alpen sind die interessantesten Naturscenen an einander gereiht, wie die Perlen zur Schnur. Nicht nur in jenen berühmten, die das Große mit dem Reizenden vereinigen, und wo Natur und Kunst sich die Hände gereicht haben, um entzückende Bilder zu schaffen; wie z. B. im Thale der Etsch und in dem wie ein Garten angebauten, 30 Meilen langen Thale des Inn; auch viele kleinere sind nicht minder reich ausgestattet, und oft haben diese für den Naturfreund noch den Vorzug, daß er da in engem Raum nahe bei einander findet, was dort weit aus einander liegt. Die Stille, den Reiz der Einsamkeit und der Abgeschlossenheit sucht er vergeblich in den großen Thälern, in denen eine dichte Bevölkerung lebt. Die kleinen muß er hinauf wandern, will er eingehen in die einsamen Kämmerchen der Hochalpenwelt, in das Allerheiligste des Gottestempels, wo, wie einst Moses auf dem Sinai, der Mensch emporgezogen wird zum Schöpfer und des Herrn Stimme vernehmlich hört.

Wer von Salzburg am frühen Morgen aufbricht und über Hallein das Salzachthal hinaufwandert, erreicht nach sechs Stunden den Flecken Golling. 7000 Fuß hohe Bergreihen fassen das Thal hier zu beiden Seiten ein, verbunden durch eine Felswand, durch die der Strom eine enge

Pforte brach. Es ist der Paß Lueg. So blühend und lachend wie bisher die Gegend gewesen, so wild und wüst ist sie jetzt geworden. Die Salzach wälzt ihre grünen, schäumenden Wogen über große Felstrümmer hin, und bald hoch auf Mauern an Abgründen weg, bald durch gesprengtes Gebirg, bald unter einsturzdrohenden, weitüberhängenden Felsen fort zieht nun der Weg. Dumpfer Donner dringt in's Ohr des Lauschenden. Er ahnet es schon, des Gollinger Falls ferne Stimme ist es. Erwartung beflügelt den Fuß; bald ist die Felsecke erreicht, wo der Weg sich plötzlich wendet, noch ein Schritt, und er steht, von Staunen festgebannt, vor der Scene, die unser Bild so trefflich darstellt.

Anfangs wagt man kaum, nur hinauf zu schauen zur hohen Kluft, durch welche die Ache ihrem Felsenhause entspringt. In weitem Bogen schießt die mächtige Gletscherfluth, dunkelgrün, mit blendendweißem Gischt durchwirkt, über die plötzlich abgebrochene Steinwand. Als wollte er die Fliehende erhaschen, tritt ihr ein Fels entgegen; aber kühn entschlüpft sie durch einen zweiten Sprung, mit dem sie den Abgrund erreicht. Ungeheuere Rauchsäulen wirbeln aus demselben empor und die Wände ihres Kerkers hinan, wie Dankopfer ihrer Erlösung. Und doch ist Erlösung und Tod auch da eins; denn die Ache vermengt sich unterhalb des Sturzes mit der Salzach und verschwindet. —

Hast du mit mir an der Ache Sterbebett gestanden, so führe ich dich nun auch in das stille Alpenkämmerchen, wo sie geboren wird. Drei Stunden über Gastein liegt ein Hochalpenthal, das Naßfeld. Leise wie eine Schlange windet sich dort die Ache auf der Matte, welche die Tauernkette, der Rathhausberg und andere Bergriesen umgürten. Am obersten Ende des Thals erhebt sich die Terrasse eines Felsen. Es ist das Fußgestell des ungeheuern Höllkahrgletschers, der unter den kleinern Eismassen, die rechts und links herabhängen, wie ein König unter seinen Dienern thront. Ueber jede Wand stürzen Giesbäche, Quellen rieseln von jedem Felszacken auf den immergrünen Teppich. Doch die Wiege der Ache ist weiter oben. Durch eine Schlucht führt ein schmaler Pfad hinauf zu einer kleinen Alpe auf dem Rücken eines Felsen, den ein Gletscher überragt, und hier, aus dessen krystallenem Bauche, springt die Quelle schäumend hervor. Diese kleine Matte ist zugleich die letzte Staffel des organischen Lebens. Kein Baum, kein Strauch stört; denn in der That ist die Natur hier so schön, daß jedes verhüllende Blatt ihr nur an Reiz entziehen würde.

Dem Himmel näher, zieht es uns unwillkührlich zu ihm empor. Kein tobendes Geräusch bricht unsre Andacht, kein donnernder Wasserfall hallt; aus der Ferne nur, aus unerreichbaren Höhen, spricht die Natur noch zu uns mit der verklärten Stimme der Staubbäche. Glockengeläute der Heerden auf dem Naßfelde tönt zuweilen herauf, doch kaum vernehmlich. Alles feiert. Die Gletscher leuchten in der Abendsonne, und ihre Spitzen erscheinen wie Signale aus einer fernen, seligern Welt. Umge-

ben von den äußern Zeichen des Todes und der Erstarrung jubelt doch Alles: Wie groß ist der Schöpfer und wie herrlich! —

Die Sonne sinkt tiefer; jetzt ist ihr letzter Strahl von den Zinnen des Gebirgs gewichen. Verwandelt sind sie, wie ein Mensch, von dem Tugend und Glaube geflohen ist. Bleich und kalt grinsen sie uns jetzt an, wie der Tod. Noch einmal, noch ein paarmal, wie das Gewissen im Gefallenen, ruft, nach dem ersten Erbleichen, das Abendroth auf Augenblicke eine feuerige Röthe auf die erblaßten Wangen der Berghörner zurück, dann sinkt der graue Nebelschleier der Nacht auf sie herab, schneller noch als auf die Tiefe. So stürzen hohe, reichbegabte Menschen, wenn sie den rechten Pfad verlassen, tiefer in des Verderbens Abgrund, als gemeine Buben.

Schauerlich wird's uns nun auf der Höh', und schnell schlagen wir den Pfad ein, der herunter zur gastlichen Senne des Naßfeldes führt. Dort erwartet uns ein Sitz am erwärmenden Feuer, ein Labetrunk, den indeß der Senner bereitet hat, eine lange Reihe von Wundergeschichten und Sagen vom verwünschten Kaiser des Unterbergs und seinen Schätzen, und der Nixe der Achenquelle, die im Zwielichte goldene Kühe auf ihrer Alpe weidet, tischt er auf, und mit geöffneten Sinnen horchen wir ihm zu, bis er, müde, zur Ruhe ladet.

Baireuth.

In Kulmbach verließ ich die Eisenbahn, miethete einen Wagen und fuhr nach Baireuth. Es war eine stille, warme Nacht. Die Sterne sahen hell und freundlich vom tiefblauen Himmel auf die schlafende Erde herab und ihr Licht spielte mit den Wellen des jungen Main, an dessen Ufer die Straße sich hinzog. Johanniswürmchen funkelten aus dem Grase oder haschten sich in den Büschen, mit denen der Nachtwind bald leiser, bald lauter kosete, und dann und wann sang das rauschende Wehr einer Mühle seinen Choral vom Thal herauf. Alles war Friede, Alles athmete Liebe. Ich lag ausgestreckt im offenen Wagen, begrub Augen und Gedanken in die dunkle Tiefe des Weltraums und überließ mich meinen Träumen. — Gott ist die Liebe. — — Die Liebe regiert das Universum, die Liebe hält die Welt in ihren Bahnen, der Geist der Liebe beseelt

die ganze Erde. Dieser Gedanke scheuchte allen Haß aus meinem Herzen. Ich hörte den Geist der Liebe rauschen im Strome, ich hörte ihn plätschern im Bach, ich sah ihn auf den Bergen, ich lauschte auf ihn in den Wipfeln der Wälder. Ich fühlte mich nicht mehr einsam; ich hatte keine Sorge mehr um irdisches Gut, ich dünkte mich so reich, so selig! Warum sind solche Stunden so selten und warum vergehen sie so schnell? — Ich träumte noch, da hörte ich meinen Wagen auf dem Straßenpflaster rasseln; ich fuhr auf, ich war in Baireuth. —

Vor hundert Jahren nannte man Baireuth das fränkische Paris, und es hatte sein Versailles und St. Cloud, nur im verjüngten Maßstabe. Noch trägt Baireuth das Hofkleid. — Die Stadt (die 20,000 Einwohner zählt) ist heiter und weitläufig gebaut, offen nach allen Seiten und mit Anlagen, Alleen, Promenaden, Springbrunnen, Statuen verschönert, ihre Hauptstraßen sind gerade und breit; die Friedrichsstraße ist sogar prächtig und die Staatsgebäude: Schloß, Kanzlei, Opernhaus, Reithaus mit dem Theater, Marstall, Jagdzeughaus rc. sind große, massive Bauten im Roccocostyl aus Ludwigs XIV. Zeit. An schönen Partien in der Umgebung fehlt's den Baireuthern nicht. Der Umkreis der Stadt ist geschmackvoll angelegt, und prächtige Chausseen führen nach den ehemaligen Lustschlössern der Markgrafen. Drei Viertelstunden entfernt ist die Eremitage mit ihrem 84 Morgen großen Park und den hundert architektonischen Spielereien fürstlicher Vergnügungssucht; mit Tempeln, Grotten, Ruinen, Wasserfällen, Wasserkünsten, japanischen und chinesischen Häuschen, Felsenpforten, Meiereien, einer Einsiedelei für 24 Waldbrüder, — mit deren Tracht sich der Hof maskirte, wenn er anwesend war, — und obschon unter'm Zahne der Zeit Manches wieder verschwand, so ist doch noch genug übrig, um einen Begriff von der albernen Verschwendung und Verschleuderung des Volksvermögens zu geben, welche damals an den Höfen der kleinen Fürsten herrschten, die sich als Affen des 14. und 15. Ludwig gefielen. — Da sehen wir z. B. einen „Sonnentempel“, dessen Aufbau 100,000 Thaler verschlungen hat, und in demselben einen mit Krystall und Glas ausgelegten Saal, der am Tage durch das Sonnenlicht von Oben, des Nachts durch 1000 Wachskerzen erleuchtet wurde. Was der dunkle Schooß der Erde an Glänzendem, Funkelndem verbarg, was daraus kunstreiche Menschenhände Bewundernswerthes bilden konnten, vereinigte dieser Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelsteine bedeckten die Wände aus Jaspis; tausend Kleinodien und Gefäße standen umher; Kolibri's zwitscherten auf silbernen Bäumen, und Kakadu's wiegten sich hin und her auf goldenen Stäben. Die acht Marmorsäulen, welche die Kuppel dieses Saals tragen, haben allein über 8000 Louisd'ors gekostet. Und in diesen Räumen führten Ausgelassenheit und nackte Lüderlichkeit das Scepter, und die Laster des Hofs richteten die Sitten des Volks zu Grunde. Von den Markgrafen Georg Wilhelm

und Friedrich wurden für unnütze Luxusbauten, Schlösser, Marställe, Komödien- und Opernhäuser, Wasserkünste rc. 3½ Millionen Thaler vergeudet, welche der Steuerexequirer den gedrückten und verarmten Unterthanen schonungslos abpreßte, und als die Steuerkraft derselben erschöpft und das Land ausgesogen war, borgte man bei den Juden. In solcher Weise sind die meisten sogenannten Landesschulden in den kleinern deutschen Staaten entstanden, und wir, die lebende Generation, haben noch Steuern zu zahlen und zu arbeiten für jene fürstlichen Thorheiten im vorigen Jahrhundert. — Das romantische „Sanspareil", das zweite Lustschloß der Baireuther Fürsten, ist noch schöner gelegen, obschon weniger üppig ausgestattet. Da hat die Natur mit ihren Felsen, Bächen, Grotten, Wiesen und Wäldern das Beste gethan und mit unvergänglicher Hand geschmückt. — Das dritte Schloß der Lust ist die „Phantasie", eine Stunde von der Stadt, an der Bamberger Straße. Es ist Eigenthum des Herzogs Alexander von Würtemberg, und dieser hat es verstanden, die Kunst mit der schönen Natur geschmackvoll zu verbinden. Der Park ist groß, vortrefflich in Anlage, sorgfältig erhalten, und die Gewächshäuser bergen einen berühmten Schatz der kostbarsten Pflanzen. Im Schloß ist eine Bibliothek aufgestellt, welche die vorzüglichsten Werke der neuern Literatur in den lebenden Hauptsprachen enthält und deren imposantes Lokal mit einer anzuerkennenden Humanität den Einheimischen und Fremden offen steht. Andere Räume des Schlosses enthalten Sammlungen von Gemälden, Statuen, Münzen, Alterthümern, Kupferstichen, und jedem anständigen Reisenden ist der Genuß bereitet, sie mit Muße zu sehen und zu bewundern. —

Doch was sind alle diese prächtigen Schlösser gegen das kleine Haus, wo ein schlichter Mann wohnte, an dessen Hand der Name Baireuth durch die Ewigkeit geht? Was sind diese prächtigen Denkmäler und Statuen gestorbener Fürsten gegen den einfachen Grabstein mit der Aufschrift: Jean Paul Friedrich Richter? Ein Paar Schläge an der Uhr der Jahrhunderte werfen alle jene Schlösser und Monumente in den Staub, und die Hand der Zeit wischt die unbedeutenden Menschen, die sie errichteten, noch früher von den Blättern der Geschichte; aber in Jean Paul lebt eine goldene Zeit, die nicht rostet, ein Frühling, der nicht abblüht, eine ewige Jugend. Und an dieser hat nicht nur ganz Deutschland, es hat die ganze Menschheit Theil. Jean Paul lebt jetzt schon dem zweiten Geschlecht, und er steigt und wird fortsteigen mit jedem Menschenalter in der allgemeinen Liebe und Verehrung. So lange es Menschen gibt, wird Jean Pauls Flammengeist nie verlöschen, so wenig wie der Geist Homers und Shakespeares. Wenn einst zerbrochen sind alle Schwerter und alle Kanonen umgegossen zu Ehrensäulen großer Menschen, und alle Völker in Frieden leben mit einander und glücklich sind in der Liebe und

in der Freiheit: da wird noch die Dankbarkeit Tempel bauen über die Bildsäulen der hohen Priester der Humanität, und Jean Paul wird den allergrößten erhalten. Jean Paul — sagt Börne — hat zwar nicht allen seinen Zeitgenossen gelebt; aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren werden. Jean Paul sang nicht in den Palästen der Reichen; er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Fürsten, er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die weichen Töne seiner Harfe. Als der Dichter der Freiheit steht er in seiner Zeit fast allein da. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volks. Er findet seine Schmerzen, er stachelt seinen Zorn, er weckt seine Hoffnung. Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinst, wirft sich an dein Herz und sagt: ich komme, mit dir zu weinen. — Träumt deinem guten Engel, — so steht Jean Paul vor seiner Wiege, — und wird dir's kalt und frostig in der Einöde deines Herzens, — so sucht er dir die Oasen, die versteckten Paradiese, auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter, und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten Funken und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Aber er rettet den einzelnen Menschen nicht nur; er rettet das ganze Volk. Er sagt ihm, daß die Freiheit nicht darin bestehe, daß es ohne Gesetze lebe, sondern, daß Jeder sein eigener Gesetzgeber sei. — Jean Paul ist der Sänger der Tugend und der Sittlichkeit. Nie schmückte er die Sünde mit den Blumen seiner Worte, nie bedeckte eine unedle Regung das Gold seiner Reden. Er war der Streiter Gottes für Religion, Recht, Wahrheit und Freiheit, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens unrechtes Gut! Wo er das sah, — da war er ein Donnergott; er war eine blutige Geißel im Strafen, ein David, wenn er niederschleuderte den Riesen Hochmuth, ein Simson, wenn er die Schlauheit, die Arglist, die Untreue schlug, ein Herkules, wenn er den Betrüger, den Lügner, den Unterdrücker, den Tyrannen von seiner Höhe in den Staub zog. —

So war Jean Paul. — Fragt ihr, wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? — so sage ich euch: — Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. —

Der Göltzschthal-Viadukt.

(1849.)

Eisenbahnen, Dampfschifffahrt und Telegraphie sind die Riesenkinder der Zeit, — die Trias, unter deren Gesammtwirken das Kulturfortschreiten der Menschheit sich in immer rascherem Takte bewegt. Deutschland namentlich könnte durch die Eisenbahnen unermeßliche Vortheile ziehen, wenn der Ausbau eines verständigen Bahnnetzes geschehen wäre; denn in den bis jetzt in Betrieb befindlichen Strecken sind bloß Fragmente desselben zu erkennen, und wichtige Linien sind noch gar nicht begonnen. Die Eisenbahnen allein können den Vortheil von Deutschlands centraler Lage im Herzen Europa's zur vollen Geltung bringen und den Welthandel wieder in die Bahnen leiten, welche er seit einem halben Jahrtausend verlassen hat.

Werfen wir, um dessen klar zu werden, einen Blick auf den Gang des Weltverkehrs.

Das Alterthum kannte nur eine Hälfte der Erde. Europa, Asien und bis zum Aequator hin Afrika machten den Kreis des geographischen Wissens der Vorzeit aus. — Das Mittelmeer war für die drei Kontinente das gemeinschaftliche Herz. Alle meist-civilisirten Nationen wohnten an seinen Küsten. Von ihnen drang nord- und westwärts die wandernde Kultur in das Innere Europa's. Jenes Meer war der Hauptschauplatz des Verkehrs der alten Welt. Sydon, Tyrus, Karthago, Massilia, Athen, Korinth, Syrakus waren um seine Ufer versammelt; seine Wogen trugen die Handelsflotten der Erde. Der Landhandel aber bewegte sich auf Karavanenstraßen in den Kontinenten.

In diesem Zeitraume, welcher zwei Jahrtausende umfaßt, war Deutschland eine Terra incognita und in der Geschichte des Handels ein leeres Blatt.

Erst nachdem die germanischen Völker mit ihren östlichen und nördlichen Nachbarn (den Barbaren nach klassischem Ausdruck) von der großen Völkerwanderung in Bewegung gesetzt wurden, Roms Welherrschaft zerschlugen und — gegen Sieg und Eroberung — der Besiegten Kultur empfingen; — erst nachdem auch die griechische Welt untergegangen war in sittlicher Verderbniß und durch's Schwert einfallender Völker; — erst nachdem der letzte Schild älterer Kultur, das Khalifat, zerbrochen und der Welttheil preisgegeben war den Länderverwüstern und Völkervertilgern, die an der Spitze wilder Nomadenstämme auszogen zur Zerstörung der Reiche; — erst nachdem der Flügelsame der Civilisation, aus Asien herübergeweht, in Italien auf's Neue Keime trieb und Wurzeln schlug und Lombarden und Veneter die abgerissenen alten Fäden des Welthandels

wieder aufgenommen und neue Anknüpfungspunkte im Norden gefunden hatten: erst dann gewann das europäische Centralreich — Deutschland — im Weltverkehr Bedeutung. Die Beherrscher des letztern, Venedig und Genua, bahnten mitten durch Deutschland die Straßen für den Waarenaustausch zwischen Nord und Süd. Augsburg, Nürnberg, Erfurt, Basel, Straßburg, Köln, Gent, Brügge, Hamburg und Lübeck wurden Hauptstapelplätze und Mittelpunkte des Glanzes und des Reichthums.

Einige Jahrhunderte dauerte diese Blüthe. Am Schluß des 15. Jahrhunderts geschieht aber Etwas, wunderbar und ungeahnet, was Alles verwandelt und umkehrt. Der Kompaß wird erfunden, und verschwunden ist der Schrecken der Meere. Vasco de Gama umschifft Afrika und zeigt den Seeweg nach Indien; Columbus aber durchkreuzt den Ocean und — des Erdballs andere Hälfte ist gefunden. Eine totale Umwälzung im Gange des Weltverkehrs ist die nächste Folge. Das alte Kontinentalsystem, das auf dem Landtransport ruhte, wird verlassen; das neue, das oceanische, welches das Meer vorzugsweise als Handelsstraße nützt, erhält Geltung.

Das neue System erlangte schnell seine Ausbildung durch die Erweiterung der geographischen und nautischen Kenntnisse und die Verbesserung im Schiffbau; die Erfindung der Versicherungsanstalten gegen Seegefahr geht mit ihm Hand in Hand. Die dadurch hervorgebrachte Wohlfeilheit der Seefrachten bricht dem kontinentalen System vollends den Hals. Venedigs und Genua's Macht, da die Quellen ihres Reichthums versiegen, verfällt, und die raubsüchtigen Horden der Türken und Araber bringen die alten Wege des Landtransports nach und von Indien ganz in Verruf. Plünderung der Karavanen, sowohl in Asien als in Afrika, schrecken von ihrem Betreten ab, und das mittelländische Meer selbst wird endlich zum Tummelplatze von Seeräubern, die den Verkehr mit den größten Gefahren umgeben und selbst den Küstenhandel zerstören. Die friedlichen Kauffahrer sehen sich den Korsaren der Barbaresken preisgegeben, wie dem Jäger das Wild. Genua und Venedig, die sonst den Handel der Erde beherrschten, sinken zu Küstenmärkten herab und die von ihnen ausmündenden Handelsstraßen veröden. Nürnberg, Augsburg, Köln, Mainz, Erfurt verlieren ihre Bedeutung, und während in ihren Mauern von ihrer Handelsgröße nichts zurück bleibt, als die Erinnerung — „der Schatten eines Schattens", — blühen die Repräsentanten des oceanischen Verkehrs — Amsterdam, London, Antwerpen, Lissabon, Cadix, Hamburg — in Herrlichkeit auf. Endlich wird durch die den ganzen Erdkreis umspannende Kolonisation und Schifffahrt Englands der Seehandel zum Monopol dieses Reichs, und während Napoleons Herrschaft ist der britische Dreizack das Scepter, das alle Meere beherrscht.

Mit dem Federzuge, mit dem Napoleon 1814 seine Abdankung unterzeichnete, durchstrich er Britanniens ausschließliches Seehandelspri-

vilegium, und was einen Herrn gehabt hatte, ging nun an viele Herren über. Die Meere werden von den Korsaren gereinigt, der Seeraub in seinen Sitzen, den Barbareskenstaaten, zerstört für immer, und das Mittelmeer gewinnt wieder die Bedeutung, welche ihm durch seine Centrallage naturgemäß zukommt. Die in Asien und Nordafrika gleichzeitig fortschreitende Civilisation führt die lang entbehrte Sicherheit in jene Gegenden zurück, und die alten Landwege nach Indien und Mittelasien fangen an, sich von Neuem mit den Zügen der Karavanen zu beleben. Die Dampfschifffahrt reicht der Spekulation, welche wieder ihr Auge auf jene Jahrhunderte lang verlassenen gewesenen Straßen richtet, die Hand, und als sie die die Meere trennenden Länder Centraleuropa's mit Eisenschienen belegt, wird es zur Gewißheit, daß das verschollene System des Kontinentalhandels in veredelter Gestalt wieder aufleben werde.

Was lebt, stirbt, und was ist, vergeht; doch Manches, was man für todt gehalten hat, schläft nur und kehrt unter dem Rütteln der Zeit in's Wachen zurück. Unsere Zeit, die so Vieles anders macht, ändert auch die Handelswege, und tausend Bestrebungen und Thätigkeiten schreiben's mit Flammenschrift an die Tafel der Zukunft: der Welthandel wird zurückkehren in die alten, natürlichen Bahnen, die kürzesten und geradesten, die er vor Jahrhunderten nothgedrungen verließ. Noch steht zwar das osmanische Reich mit seiner Anarchie, Ohnmacht und Dummheit hindernd im Mittelpunkte all dieser Thätigkeiten, welche auf die Wiedereröffnung der diametrischen Bahnen des Handels der alten Kontinente hinzielen: aber die Todesstunde des Sterbenden rückt ja mit jedem Tage näher, und abgerissene Glieder des verstümmelten Körpers dienen bereits dem Werke der Umgestaltung. Algier ist ein Stück von Frankreich: die neue afrikanische Handelsstraße übersteigt den Atlas; Aegypten ist die Brücke für den Ueberlandweg nach Ostindien; im rothen Meere rauschen die britischen Dampfer, im Tigris- und Euphratthale bilden sich britische Faktoreien und an der untern Donau bricht sich der Handel unter Oesterreichs und Rußlands Beistand breite Wege.

Angesichts all dieses Strebens und Fortschreitens, dieser vielfältigen, vielseitigen, ja wunderbaren Regsamkeit, dieses unablässigen Drängens nach Neugestaltung und Verwandlung, wird es klar, daß der Verkehr in der alten Welt und unter seinen 200 Millionen Bewohnern die weiten und lästigen Umwege zur See großentheils verlassen und die geraden, diametrischen Wege wieder einschlagen werde, sobald sich mit diesen die Vorzüge und Vortheile größerer Schnelligkeit, größerer Kürze, größerer Sicherheit ohne Erhöhung der Transportpreise vereinigen lassen: — denn gewiß wird Niemand die Behauptung wagen, der Personen- und Waarentransport zwischen den alten Kontinenten werde fortfahren, sich auf dem Umwege zur See zu bewegen, wenn er über Land, schneller und sicherer, eben so billig zum Ziele gelangen kann. Werden

die Engländer z. B. ihre Exporten nach Persien, wie bisher, mit viermonatlichem Zeitverlust um's Kap der guten Hoffnung herum und über Bombay versegeln, wenn sie solche mit gleichen Kosten binnen 5 Wochen mit Dampfkraft auf Eisenbahnen, Strömen und Kanälen über Antwerpen und Köln, Basel, Genua, oder über Köln oder Hamburg nach Triest, oder über Hamburg, Hannover, Nürnberg, Regensburg, Wien, Pesth, Galatz, Sinope oder Trapezunt an ihren Bestimmungsort verladen können? Müssen aber dann nicht, sobald auf dem alten natürlichen und kürzesten Wege Dampfwägen und Eisenbahnen zur wohlfeilen Bedienung des Verkehrs bereit sind, diese alten, verschütteten und verlassenen Handelswege sich wieder zur frühern Bedeutung erheben, und steht dann nicht den alten Stapelorten derselben, Augsburg, Regensburg, Ulm, Nürnberg, Mainz, Köln, Braunschweig, Frankfurt und vielen andern deutschen Städten, die an diesen Bahnen liegen, eine Epoche des Gedeihens bevor, welche ihre glänzendste Vergangenheit in Schatten stellt? Man vergleiche nur das Jetzt mit Sonst in Bezug auf Bevölkerung, Kultur, Lebensgenuß und Bedürfniß in den drei Welttheilen, deren gegenseitiger Verkehr auf diesen Bahnen wandern wird, und erwäge den Einfluß und die Wirkungen, welche die Schnelligkeit, Leichtigkeit und Billigkeit dieses Verkehrs, gewährleistet durch die neuen Fortschaffungsmittel, hervorbringen müssen und werden! Im letzten Jahrhundert hat sich die Menschenmenge in Europa mehr als verdoppelt, das Zehnfache aber reicht nicht hin, um was der Kulturfortschritt die Bedürfnisse des Welttheils gesteigert hat. Wahrlich, der lebhafteste Geist kann sich die Größe des Weltverkehrs nicht denken, welcher sich unter diesen Verhältnissen durch die Mitte Deutschlands bewegen wird, sobald ein frei — einiges Deutschland die diesem Verkehr dienenden, von Nord nach Süd in geradesten Linien führenden Schienenwege fertig gebaut hat. Nord- und Ostsee (Amsterdam, Bremen, Hamburg, Kiel, Lübeck, Stettin) und das Adriameer, oder den Golf von Genua knüpft noch keine Bahn zusammen. Das Dasein der Schienenwege allein würde jedoch auch nicht genügen. Niedrige Tarifsätze — solche Sätze, wie sie noch auf keiner deutschen Bahn bestehen, aber auf den in Nordamerika mit den Kanälen und Strömen konkurrirenden Schienenwegen gelten, — müssen dem geknebelten Herkules die Arme lösen, daß er seine Wunderthaten verrichte; sie müssen den Bann von hundert Gegenständen des Transports nehmen, die ohne Wohlfeilheit unbeweglich bleiben; sie müssen den Bahnen die Millionen Centner von Gütern zuführen, welche sonst, trotz des ungeheuern Umwegs und Zeitverlustes, das Meer nicht verlassen werden. Die Erfahrungen, die man in Amerika mit den niedrigen Tarifsätzen gemacht hat, grenzen an's Wunderbare, und aus diesen soll Deutschland Nutzen ziehen. Bahnen, welche unter der Konkurrenz der Kanäle früher nicht die Administrationskosten aufbrachten, so lange hohe Tarifsätze galten, tragen jetzt 10 Procent und mehr Dividende, seitdem sie die Sätze für

Produkte auf anderthalb Cents pr. englische Meile und Tonne (20 Centner) für Rohprodukte herabsetzten. Das ist kaum ein halber Kreuzer (etwa $1\frac{1}{2}$ Pfennig) pr. Centner und deutsche Meile, während die niedrigste Fracht auf den wohlfeilern deutschen Bahnen mindestens das Doppelte ist. Wenn man von Hamburg nach Triest (100 Meilen) zu $\frac{1}{2}$ Thaler den Centner wird verladen können, so werden von 15 Millionen Centner Güter, die jährlich den weiten Seeweg nach Triest nehmen, mindestens 8 Millionen diese Straße wandern, und *dieser Transport allein* wird eine jährliche Bruttoeinnahme von 4 Millionen Thaler gewähren. Die Bahn aber, welcher der Transport *weniger als ein Pfennig einsteht*, wird $1\frac{1}{4}$ Million Thaler daran *gewinnen*.

Was ist nun aber *geschehen*, um Deutschlands so glückliche Centrallage zu benutzen, um sich anzueignen die neuen Wege, welche der Weltverkehr mit diametrischer Richtung durch Europa zu brechen sucht, um seine drei Meere und seine Hauptströme mit Schienenwegen auf das Vortheilhafteste und Kürzeste zu verbinden?

Zerrissenheit ist unser Fluch, und die Eigensucht des *Partikularismus* hemmt jede große That. *Sie* läßt kein Verständniß zu, so wenig in politischen, wie in volkswirthschaftlichen Dingen. 28 Eisenbahnen, die zusammen eine Länge von 640 Meilen haben, hat Deutschland gebaut, über 260 Millionen Thaler des Nationalvermögens hat es dafür ausgegeben; aber *vereinzelt* wirkten die ungeheuern Kräfte, und keine einzige jener Unternehmungen erhob sich bei ihrem Beginn zu einer großartigen Berücksichtigung der Nationalinteressen Deutschlands und stieg zur Frage empor: Welcher Linie bedarf der *Weltverkehr*, damit er sich *durch* Deutschland diametrisch bewege, und *welcher* zur Verbindung der drei deutschen *Meere*? Es ließen vielmehr fast alle unsere Eisenbahnunternehmungen das Streben deutlich erkennen, nichts zu berücksichtigen, als das Sonderinteresse einzelner Provinzen, Landestheile und Lokalitäten, oder sie wurden von den Regierungen zu Zwecken benutzt, welche denen des Verkehrs fremd sind. Auf wie vielen preußischen Linien z. B. dominirt der *strategische* Zweck über den merkantilen und gewerblichen! — Viele auch danken ihre Entstehung der *Agiotage allein* und, nun fertig, stehen sie da als Monumente des Unsinns. Man hat Linien gebaut und Millionen über Millionen daran verschwendet, an deren Rentabilität nur Verrückte und Idioten glauben konnten; — man baute sie nicht um des öffentlichen Nutzens und der Rente willen, an welche die Unternehmer selbst nicht glaubten, sondern wegen des wucherischen Spiels mit den Aktien. Die Strafe folgte diesem Beginnen auf der Ferse. Die Lust ist hin, der Schmerz ist geblieben. Ueber 120 Millionen Thaler des Nationalkapitals sind am deutschen Eisenbahnbau *verloren* worden, — die *meisten* Bahnen stehen vereinzelt, als Fragmente, da; es sind Körper ohne Kopf und

Schwanz. Nicht eine einzige von allen verknüpft die drei deutschen Meere, nicht eine einzige erfüllt das dringliche, große Bedürfniß des Weltverkehrs und der Nation. Auch hier zerrann die Einheit, so sehr man auch das Bedürfniß nach ihr fühlt, in der Vielheit und das nöthige Verständniß im Hader. Alle deutschen Eisenbahnen gingen vom Partikularismus aus und entbehren des leitenden großen Gedankens, des Gedankens, welcher die Interessen der Nation, der Provinzen und des Weltverkehrs versöhnend, weise und wohlthätig zusammenzuknüpfen versteht und doch zugleich über alle diese Interessen unumschränkte Herrschaft übt, wie der kapitolinische Jupiter über alle Götter.

Ein einziger Plan trug diesen leitenden Gedanken an die Spitze und — scheiterte. Es war der meinige. Mein 1837 veröffentlichter Plan der hanseatisch-süddeutschen Centraleisenbahn nahm die nationalen Interessen des gesammten Deutschlands, mit denen des Weltverkehrs eng verbunden, zum Vorwurf. Er ging von dem Grundsatze aus, daß das Einzwängenwollen des Verkehrs in naturwidrige und unangemessene krumme Linien sich über kurz oder lang rächen müsse, und daß in einem Eisenbahnnetz immer nur diejenigen Trakte den Großverkehr an sich ziehen und behalten werden, welche die kürzesten und geradesten Linien zwischen den Hauptverkehrspunkten nachweisen, und daß keine Bahn sich zur Welthandelsstraße erheben könne, welche nicht ein Bedürfniß des Weltverkehrs wirklich ist und befriedigt. Die kürzeste, die älteste Verbindung der drei deutschen Meere — der Welthandelsstätte Hamburg, Amsterdam, Bremen, Lübeck mit Triest unter Berührung der alten Emporien des Binnen- und Zwischenhandels, Hannover, Braunschweig, Nürnberg und Augsburg, — springt als der wichtigste, nützlichste und rentabelste Bahnbau von ganz Europa in die Augen, und es war nicht schwer nachzuweisen, daß, sobald eine solche Bahn bestehe, der Welthandel zwischen Nord und Süd die diametrische Richtung wieder aufsuchen werde, welche er verlassen hatte seit Erfindung des Kompasses, und daß damit größerer Reichthum in das Herz des Vaterlandes strömen würde, als die Minen Amerika's der alten Welt zuführten. — Sonnenklar lagen diese Verhältnisse vor. So vollkommen wurden sie auch gewürdigt, so groß war der Wetteifer unter den Organen der öffentlichen Meinung und unter den Kapitalisten, um die Ausführung zu unterstützen: daß in wenigen Stunden an den deutschen Wechselplätzen das Baukapital gezeichnet und viele Millionen über das Bedürfniß hinaus angeboten wurden. Mein Entwurf ging dahin, die mit ihren Verzweigungen 120 Meilen lange Trace der Bahn in 40 Bausektionen zu theilen, alle gleichzeitig in Angriff zu nehmen und binnen drei Jahren zu vollenden. Im Zusammenhang mit diesem Unternehmen stand mein Vorsatz, Deutschland wegen des Hauptmaterials für den Eisenbahnbau unabhängig von England zu machen, im Mittelpunkte von Deutschland Hüttenwerke für die Produktion von $^1/_4$

Million Centner Eisen zu begründen und so der Verschwendung von Nationalkapital für fremdes Eisen ein Ziel zu setzen, welche von Jahr zu Jahr eine bedenklichere Höhe erreichte und später zu all den traurigen Folgen führte, die ich vorhergesagt hatte. Ich hatte die Thatsache, daß Deutschland im Besitz der Erfordernisse für eine unbegrenzte Produktion guten Eisens (der Erze, der Kohlen, der Arbeitskräfte, der Intelligenz und des Kapitals) sei, unzweifelhaft nachgewiesen und der Nation die Schmach vorgehalten, daß sie weder Stolz noch Unternehmungsgeist genug besitze, sich aus jener Abhängigkeit von dem Inselvolke zu befreien und lieber fortfahre, ihr Eisenbahnnetz mit ausländischem Eisen, dem Produkte fremder Arbeit, zu stricken. Ich beschloß endlich, selbst mit einem großen Beispiel voranzugehen und mit mehren Kapitalisten vereint kolossale Hüttenwerke zu errichten, für welche mein großer Montanbesitz in Thüringen, meine Kohlen- und Eisengruben, die Basis abgaben.

Von den bei dem Trakt der Centralbahn betheiligten deutschen Staaten hatten drei die Baukoncession gegeben; drei andere sie bedingungsweise zugesichert; am Widerstreben aber eines einzigen Fürsten und am Partikularismus einer Regierung ging der große Entwurf verloren. Nach langem Verhandeln mußte ich der Ueberzeugung nachgeben, daß es leichter sei, das Meer auszuschöpfen, als acht deutsche Regierungen für einen großen Nationalzweck zum einigen Zusammenwirken zu bringen. Schwer rächt die Gegenwart die Mißhandlung meines Plans an Denen, welche die Mißhandlung verschuldet haben; schwerer an der Nation, die keinen Theil an der Schuld gehabt hat. Der aber, welcher das Große so ernstlich und mit so vielen Opfern gewollt hat, der wird es immer am meisten beklagen, daß das Vaterland nicht die Früchte seiner Bestrebungen ärntete. Wäre der Plan dieser Centraleisenbahn nicht zerstört worden, so würde Deutschland jetzt mit allem Rechte von einem nationalen Eisenbahnsystem reden können, so gut wie Nordamerika, England und Belgien; denn nicht zu bezweifeln ist es, die Idee, welche die Centraleisenbahn in's Leben rief, hätte auch zu andern Unternehmungen in ihrem Geiste geführt, und man würde da jetzt ärnten, wo noch nicht einmal die Saat ausgeworfen ist.

Mein Plan ist eingescharrt und Gras wächst auf seinem Grabe, und die Seite, welche er in der Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens einnimmt, ist ein trauriger Beleg mehr zu der Wahrheit, daß in Deutschland, bei seiner Zerrissenheit, selbst das anerkannt Große, Gute und Nützliche scheitern kann, für welches man zu seiner Ausführung nichts weiter bedarf, und für das man nichts weiter will, als das — Laissez faire! Ich habe von meinen patriotischen Bestrebungen niemals Anderes geärntet, als Schmerz und Trauer, Haß und Anfeindung, Verlust und Unglück: — auch jenes gescheiterte Unternehmen ward für mich eine Quelle dauernder Leiden; doch bereue ich auch jetzt nicht, das Große angestrebt zu haben, wenn

auch den feindlichen Mächten es gelang, die That zu vereiteln. Ich denke des Spruchs des griechischen Weisen:

„Hast du das Große im Ernste gewollt, so that'st du das Deine:
Ob es gelingt oder nicht — hängt an der Laune des Glücks.

Wenden wir uns jetzt zu unserm Bilde.

Bei diesem Anblick mag man wohl das nil admirari vergessen. Es ist dieses Werk des deutschen Eisenbahnbaues das größte seiner Art auf der Erde und selbst das Alterthum hat kaum etwas Massenhafteres in seinen bewunderten Weg- und Wasserleitungen aufzuweisen. Zu beklagen bleibt es jedoch, daß man den Forderungen der Schönheit nicht mehr Rechnung getragen. Die Form ist plump, die Verhältnisse sind ohne Harmonie: es wäre gewiß zu ermöglichen gewesen, mit den unabweislichen Forderungen an Festigkeit und Dauer auch die des Schönen in Einklang zu bringen. Der Mangel an edler Einfachheit und Ebenmaß beeinträchtigt die Großartigkeit des Eindrucks, welchen man erwartet; und aus der Ferne betrachtet, sieht das Werk fast aus wie eine Kaserne ohne Fenster. — Schönheit hat Berechtigung bei allen Werken der Baukunst, zumal bei öffentlichen Werken monumentalen Charakters, welche bestimmt sind, späten Jahrhunderten Zeugniß zu geben von dem Geschmack, dem Kunstsinn und der Bildung ihrer Zeit.

Der Viadukt ist ein Theil der Leipzig-Hofer Eisenbahn auf der Strecke von Reichenbach nach Plauen. Er überbrückt das Flüßchen Göltzsch, welches, aus den Bergen des Voigtlandes kommend, durch eine tiefe, felsige Schlucht der Elster zufließt.

Der Viadukt hat eine Gesammtlänge von 2026 Fuß und die Breite der Fahrbahn zwischen den Ballustraden ist 28 Fuß. Seine größte Höhe von der Flußsohle bis zur Schienenebene beträgt nicht weniger als 274 Fuß; von der tiefsten Stelle des Fundaments sogar 325 Fuß. Sie wird folglich von den höchsten Thürmen Deutschlands nur in wenigen Fällen übertroffen. Von den gekuppelten Pfeilern des Mittelbaues geht die Brücke in vier Stockwerken den Thalwänden zu. Die Spannungsweite des untersten großen Mittelbogens über den Sockel ist 101 Fuß, die des oberen 109 Fuß. — Das Material des Fundaments, der Sockel und der Pfeilerecken ist Granit oder fester Sandstein; zu den übrigen Theilen nahm man Ziegel, von denen über 20 Millionen verbraucht wurden. Mörtel hält das Riesenwerk zusammen. Eiserne Klammern und Anker sind ganz vermieden. — Der Bau hat 2 1/5 Million Thaler gekostet. Fünf Jahre (1846—51) genügten zur Ausführung. Die Baumeister waren die Ingenieure Wilke und Dost. Was Solidität und Zweckmäßigkeit der Konstruktion betrifft, so wird dies kühne Werk von keinem vorhandenen übertroffen.

St. Etienne du Mont in Paris.

„Beuge dein Haupt, stolzer Sikambrier!“ sagte der Bischof, als er Klodwig, den König von Frankreich, taufte: — und so sagt die Kirche heute noch Jedem, der sie um einen Dienst von ihrer Hand anspricht. „Beuge dein Haupt!“ sagt sie am Taufstein und am Grabe, am Altar und von der Kanzel, und wehe dem Priester, der einen andern Spruch im Munde führt. Das hat noch in unsern Tagen jener Priester erfahren, — Abbé Lamennais, — der in diesem Gotteshause predigte mit einer Salbung, als vor ihm, seit Bossuet die Kanzel in St. Etienne verlassen, Keiner gethan hat!

Die Kirche St. Etienne stammt in ihrer ursprünglichen Form aus dem 13. Jahrhundert; die interessante Hauptfaçade derselben wurde erst auf Veranstaltung der Margarethe von Valois, der ersten Gemahlin Heinrichs IV., im Jahr 1610 erbaut. Die Emporkirche ist durch hohe Kunst und Kühnheit merkwürdig. Außerordentlich groß ist der Bilderreichthum dieser Kirche. Sie enthält 71 zum Theil vortreffliche Gemälde, abgesehen von zahlreichen und prächtigen Glasmalereien.

Elberfeld.

Elberfeld ist für die industriereichste Gegend Deutschlands Das, was Manchester für den blühendsten Fabrikbezirk Englands ist: — der Kopf und das Herz. Das ganze Wupperthal in der Länge von drei Stunden gehört zu Elberfeld und es trägt nur die Namen verschiedener Städte und Orte; denn sie hängen alle an einander wie Westminster, Southwark, Islington und die 30 oder 40 anderen Städte und Flecken, die jetzt der Name London zusammenfaßt. Das eigentliche Elberfeld zählt 50,000 Einwohner; der ganze Ortskompler des Wupperthals aber, der unmittelbar mit jenem verbunden ist, über das Doppelte. Man berechnet, daß in einem Umkreise von vier deutschen Meilen um Elberfeld nicht weniger als 120 Fabrikorte liegen, die mehr oder weniger mit El-



Ad. Rottmann sc.

ST ETIENNE du MONT

Paris

berfeld ein gemeinschaftliches industrielles Dasein haben, oder doch in dieser Stadt die Kraft finden, welche ihr eignes Leben bedingt. —

Nur wer die großen Fabrikstädte Englands und Frankreichs gesehen hat, wer in Manchester war, oder in Lyon oder Rouen, kann sich einen angemessenen Begriff von dem Bilde der menschlichen Thätigkeit und des Fleißes machen, das ihm im Wupperthale begegnet. Fabrik reiht sich an Fabrik, Weberei an Weberei, Spinnerei an Spinnerei, und die hunderte von umgehenden Radwerken und die Thurm-Essen, welche schwarze Rauchwolken ausstoßen, verrathen die großen mechanischen Kräfte, welche die Menschenhand in diesem Schaffen der mannichfaltigsten Art unterstützen. Die Elberfelder Fabrikation ist nicht einseitig. Sie ist in dieser Hinsicht von der englischer Fabrikorte unterschieden. Sie umfaßt eine Menge Industriezweige und Erzeugnisse und verarbeitet zu gleicher Zeit mehre der wichtigsten Rohstoffe zur Bekleidung des Menschen. Oben an steht die Baumwolle, ihr folgt die Seide, beide im Jahreswerth von 6—8 Millionen Thaler. Die Erzeugung dieser Rohstoffe in allen Theilen der Erde gibt wohl an hunderttausend bedürftigen Menschen Arbeit und Brod, und nicht weniger beschäftigt der Transport der fertigen Waaren und ihr Vertrieb an die Konsumenten, welche der nie rastende Spekulationsgeist der Elberfelder in allen Zonen und auf allen Märkten der Welt aufsucht und findet. Der betrachtende Geist beugt sich in Achtung vor den Männern, die durch ihre Betriebsamkeit Großes, Nützliches und Wohlthätiges für ihre Brüder schaffen und wirken, und die Achtung steigert sich, wenn man in Erwägung zieht, mit wie vielen persönlichen Opfern die Meisten ihr unverdrossenes Wirken erkaufen müssen, oder wenn man die Entbehrungen kennt, welche sich an dasselbe knüpfen. Wer zählt die in Sorge durchwachten Nächte, die in Kummer über mißlungene Unternehmungen und erlittene Verluste, über widrige oder bedrohliche Ereignisse und Konjunkturen, welche kein Geschick und keine Anstrengung meistern kann, durcharbeiteten Tage; wer den Jammer, den der humane Fabrikherr empfindet, wenn er, trotz allen den Opfern, die er bringt, seine Arbeiter doch nicht völlig beschäftigen kann, oder wenn er durch den schlechten Gang der Geschäfte gezwungen ist, den Lohn zu schmälern wider seinen Willen; wer mißt ihm die Kränkungen nach, denen alle Tage sein Herz durch die Undankbarkeit, Rohheit oder Untreue seiner Arbeiter ausgesetzt ist, welche den Mann, der ihnen Erwerb schafft, vielleicht neiden um Dinge willen, auf die er selbst keinen Werth legt und die er gern um einen geringen Theil der Sorglosigkeit tauschen möchte, welche vielen der geringsten seiner Diener die arbeitsfreien Stunden würzt. —

Der Elberfelder Fabrikherr, welcher mit seinen Erzeugnissen auf der ganzen Erde Absatz sucht, folglich auch mit den Fabrikanten aller Länder den Kampf der Konkurrenz zu bestehen hat, muß, um dies mit Erfolg thun zu können, sich beständig nach den neuesten Verbesserungen in seinem

Fabrikationszweige umschauen. Sobald er eine bemerkt, darf er keine Mühe und keine Kosten scheuen, sie sich anzueignen. So geht z. B. die Verbesserung der Spinn- und Webmaschinen beständig fort. Seit den Zeiten Hargreave's, Arkwrights, Cromptons, Whitney's, Watts und Jacquards, welche Männer alle ein großes Stück in das unermeßliche Räderwerk der Baumwoll- und Seidenindustrie, der Spinnerei und Weberei fügten, hat fast jedes Jahr irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erfindung und Verbesserung gebracht. Bei einer Wanderung durch die Werkstätten der berühmtesten Elberfelder Industriellen wird man sie alle wiederfinden. Man wird mit Erstaunen hören, wie oft für eine ganz kleine und geringfügig scheinende Qualitätsverbesserung, oder um eine Kostenersparniß zu erzielen, die auf das einzelne Fabrikat die Fraktion eines Pfennigs beträgt, die kostspieligsten und umfangreichsten Maschinen angeschafft werden, und man wird noch mehr erstaunen, wenn man vom Fabrikherrn vernimmt, daß von jener winzigen Verbesserung, oder von dieser kleinen Ersparniß an den Herstellungskosten die Konkurrenzfähigkeit seines Fabrikats, folglich das Bestehen der Fabrik und die gewerbliche Existenz aller seiner Arbeiter abhängt, die sich davon freilich nichts träumen lassen und es ihrem Herrn auch nicht glauben würden, wenn er es ihnen sagte. Wie Manche bilden sich ein, die neue Maschine, welche der Fabrikant anschafft, mache den Arbeitgeber unabhängiger von ihrer Handgeschicklichkeit und gefährde darum ihren Erwerb, während sie gerade das Mittel ist, dem Arbeiter seinen Erwerb zu sichern und überhaupt möglich zu machen.

Die Zahl der in Elberfeld selbst beschäftigten Fabrikarbeiter ist etwa 16,000; aber im ganzen Wupperthale rechnet man ihrer über 38,000 — ein Heer! Die Baumwollweberei (baumwollene Stoffe sind bei Weitem die wichtigsten hiesigen Erzeugnisse) setzt in der Stadt und in der Nachbarschaft mehr als 10,000 Stühle in Betrieb. Ihre Fabrikation umfaßt fast alle Arten baumwollener, gefärbter und gedruckter Zeuche und Bänder. — Die Seidenweberei zählt 2000 Stühle. Die Mannichfaltigkeit ihrer Fabrikate ist unendlich, vom seidenen Pfennigschnürchen an bis zum schwersten Sammt. Nahe an hundert meist großartig eingerichtete Druckereien, Zeuch- und Garnfärbereien unterstützen diese Gewerbe. Die Türkischroth-Garnfärberei ist die berühmteste auf der Welt und liefert das vollkommenste Produkt, welches auf allen Märkten durch seine Qualität die Konkurrenz mit Erfolg bekämpft. Der jährliche Fabrikationswerth dieser Garnsorte ist allein ein Paar Millionen Thaler. Zahlreiche Etablissements der höhern Technik, Graviranstalten, Maschinenbauwerkstätten, Gießereien 2c. unterstützen die Fabrikthätigkeit und erleichtern die Herstellung ihrer Einrichtungen. — Der Handel ist überaus groß, lebhaft und mannichfach; er vertreibt viele Erzeugnisse des Elberfelder Kunstfleißes und seine Vermittelung kömmt vorzugsweise den kleinern

aufstrebenden Industrillen zu gut, die weder die Fonds, noch die sonstigen Mittel besitzen, sich rasch eine hinlängliche Kundschaft in der Fremde zu erwerben. Die hiesigen Bankgeschäfte sind von großem Umfang. Ihr Umsatz ist jährlich 30—40 Millionen Thaler und gibt den Maßstab für die Größe der hiesigen Verkehrsthätigkeit im Allgemeinen; denn Elberfeld ist kein eigentlicher Wechselplatz und die Transaktionen der Bankiers gehen selten über das Bedürfniß des Orts und der Gegend hinaus.

Elberfeld ist weder schön, noch regelmäßig gebaut, obschon einzelne Privatgebäude durch Größe und Pracht, im Aeußern wie im Innern, imponiren. Die zum Theil engen und meist langen Straßen ziehen sich thalauf- und thalabwärts; oder sie klettern von Terrasse zu Terrasse den Höhen zu, die, mit den schönsten Gärten und geschmackvollen Landhäusern bedeckt, der Gegend das Gepräge jener Heiterkeit und Lebensfrische geben, welche man so ungern an dem durch Fleiß erbeuteten Wohlstand vermißt. Das Leben in Elberfeld ist großstädtisch; die reichen und hervorragenden Familien der Kauf- und Fabrikherren geben den Ton an. Ihnen gegenüber kann die Beamtenschaft begreiflicher Weise eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft nicht ansprechen, und wer sich nicht darein zu finden weiß, zieht sich unbeachtet in kleine, abgeschlossene Kreise zurück.

Hohenschwangau.

Als Gott dem ersten Menschenpaare die Erde verlieh mit allem Zubehör, da sah er wohl voraus, daß jeder Mensch, der Tagelöhner mit seiner Kraft, der Bauer mit seinen Feldern, der Bürger mit seinen Gewerben, der Kaufmann mit seinen Schiffen, der Ritter mit seinem Schwerte ꝛc. ꝛc. Einer des Andern Diener sein werde, und der Fürst sollte nach dieser Ordnung der Knecht von Allen sein. Aber im Laufe der Zeiten trennten sich die letzten Glieder los von der Kette; die Fürsten, die Diener Aller und die Hüter des Gesetzes, machten sich zu Herren Aller und stellten sich über das Gesetz, und es verwandelte sich des Ritters und Reisigen schirmendes Schwert in ein Schwert des Unterdrückers. Da wurden aus den Burgvögten Burgherren, und aus den Räubervertilgern selbst Räuber, schlimmer als alle, die sie zuvor bekämpft hatten. Fortan schützte nur Macht, nicht das Gesetz. Der Besitz mußte Bollwerke haben und da erstanden die Mauerkronen der Faustrechtszeit auf allen Höhen, bis sie wie-

der vergingen in spätern Zeiten mit der Ursache, die sie hervorgerufen; denn als das Recht des Stärkern ein so entsetzliches Uebel geworden war, daß es seine Begründer, die Fürsten selbst, bedrohte: da verbanden sich diese mit dem Volke zu seiner Zerstörung, und wie das Gesetz hernach wieder zu Ehren kam und der Besitz das beschwerliche Werkzeug entbehren konnte, baute er sich auch wieder gesellig seine Wohnungen in die Tiefe. Die Burgen wurden leer, es verfiel eine nach der andern. So sind jene Trümmer entstanden, welche zu der Gegenwart von einer Zeit reden, vor deren Wiederkehr uns die Gesittung ewig bewahren wird. Bei dieser Gewißheit mögen wir lächelnd zuschauen dem ergötzlichen Spiel, das mit dem Staube des Mittelalters hie und da Resurrektionsversuche macht, und wenn nebenbei, wie es bei der Wiederherstellung seiner äußeren Erscheinungen, der Schlösser und Burgen auf unsern Höhen, der Fall ist, noch für Kunst und Gewerbe ein Gewinn abfällt, mag selbst der Tadel schweigen, wenn auch die Vernunft die Motive nicht billigen kann, welche im Widerspruch mit der Zeit und ihren Forderungen stehen.

Schloß Hohenschwangau liegt in der schönsten Gegend des bayerischen Hochlandes, in den Vorbergen der Tyroler Alpen, eine Stunde oberhalb Füssen, dicht an der österreichischen Grenze. Es gehört dem jetzigen König von Bayern und war früher dessen gewöhnliche Sommerresidenz. Die Wiederherstellung des verfallenen Gebäudes geschah unter der Leitung von Dominik Quaglio vor einigen Jahrzehnten mit eben so viel Pracht, als Geschmack, im mittelalterlichen Style, und in seiner jetzigen Gestalt und Ausschmückung erhält es als Denkmal vaterländischer Kunst und Geschichte eine weit ernstere, höhere und würdigere Bedeutung, als ihm die Restauration allein jemals geben konnte.

Unser eben so schönes als treues Portrait gibt das Schloß und seine herrliche Umgebung als freundliches Frühlingsbild wieder. Ein Maimorgen war's, als der sinnige Künstler mit der Mappe unter dem Arm aus dem Thore des Gasthauses des uralten Städtchens Füssen schritt, Hohenschwangau zu zeichnen. Durch üppigen Wiesgrund der rauschenden Lech entlang, zieht der Pfad erst gemach bergan. Enger wird allmählig das Thal, es wird zur Schlucht — und die Lech stürzt nun in großen Sätzen und wild rauschend zwischen Felsmassen von Stufe zu Stufe. Nur die zartesten Erstlinge des Jahres schmückten die Ränder des Bergstroms. Südwärts trugen die kahlen Alpengipfel noch die Wintermützen, nur den Waldschnee jagte der Frühlingshauch in brüllenden Strömen die Thäler hinab. Nahe und ferne Wasserfälle sangen dem Ewigen Morgengesang, und dazwischen dröhnte der Sturz losgerissener und zermalmter Felsstücke. Selten gewinnt das Auge einen Blick in's Freie, und so weit er dringen

kann, sieht er nur schwarze Waldungen. An einer weit vortretenden Höhe wendet sich der Weg rechts, — noch einige hundert Schritte geht es fort im Dunkel des Forstes, — da steht das Ziel. Ein paradiesisches Thal lacht heimlich und freundlich entgegen, und mitten in dieser arkadischen Einöde, auf der breiten Stirn eines Marmorfelsens, prangt die fürstliche Burg mit Mauerzinnen, Thurmfahnen, Wappenschilden und hochgewölbten Thoren, und unwillkührlich heischt eine längst entschwundene Zeit Erinnerung. Nichts tritt störend in das mittelalterliche Bild, als — die Menschen; aber auch diese stören den Lenzreisenden nicht, da der Hof vor dem Juli selten herkommt. Die Kunst hat die herrliche Natur von Hohenschwangau's Umgebung mit scheuer, zarter Hand berührt und sich bloß darauf beschränkt, Wege zum Genuß und zur bequemen Betrachtung seiner Schönheiten zu bahnen. Bald durch des Gehölzes dunkles Dickicht, bald durch lichten, majestätischen Urwald, bald an einzeln stehenden Riesenbäumen, an deren bemooste Stämme sich schmucklose Rasenbänke lehnen, vorüber, gelangt man zum Schloß. „Der innere Burghof", so schildert der Künstler, „schien der Aufenthalt der Flora selbst zu sein. All die zarten Blüthen des Frühlings, die ich selbst in Füssen erst knospen gesehen, waren hier, warm geküßt vom freundlichen Strahl der Sonne und vor jedem Luftzug geschützt, schon aufgebrochen, und kleine Singvögel hüpften und zirpten in allen Gebüschen umher. Ich setzte mich nieder und horchte zum erstenmale wieder am Busen des neuen Frühlings, und horchte still den gefiederten kleinen Sangkünstlern und dem fernen Rufe des Kuckuks von der Waldeshöh. Erst als ich das Fest der Natur mitgefeiert, dachte ich meines Berufes und an Mappe und Bleifeder." — Zuerst fesseln wohl Jeden die geschmackvollen Brunnen. Der erste quillt aus den Ringmauern unter dem Schatten von dreihundertjährigen Linden; der zweite entströmt einem kolossalen, trefflich modellirten Schwan; der dritte, prächtigste, stößt aus einer, von vier eisernen Löwen getragenen, Marmorschaale einen 20 Fuß hohen Strahl empor. Die Löwengruppe ist Schwanthalers Werk, in Bodenwöhr gegossen. Ueber der Einfahrt prangen die Wappen des bayerischen Königshauses neben denen der Dynasten von Hohenschwangau, gehalten von zwei Rittern mit fliegenden Fahnen. Die Parterres des Schlosses nehmen die Stallungen, die Gemächer der Dienerschaft und das Gewächshaus ein. Eine prachtvolle Marmortreppe führt in's erste Stock; zuerst in die Halle. Alte Waffen, Hüfthörner und Jagdspieße hängen an den Wänden und Glasmalereien leuchten in den hohen Bogenfenstern. In den Ecken stehen Ritter in ganzer Rüstung. — Aus der Halle tritt man in den Rittersaal. Alle Wände desselben sind mit Frescogemälden — vaterländischen historischen Kompositionen, — von den Meisterhänden Nehers, Lorenz Quaglio's und Albert Adams und dessen Söhnen nach den Kartons von Ruben bedeckt, und die Fenster schmücken Glasgemälde von Keller in Nürn-

berg. Herrlich ist die Aussicht aus diesem Saale nach allen Seiten. Rings erheben sich die Bergkronen des Thals, — der Degelberg, der Strausberg, der hohe Sailing mit dem Kreuze, der Pilgersteig, im Süden zieht der große Kitzelberger Forst den Rahmen, jenseits aber liegen die Tyroler Alpenfirnen, gleichsam angehörend einem andern Bilde einer andern Welt. An den Rittersaal stößt eine Reihe Zimmer und Säle, welche die eigentliche Wohnung des Kronprinzen ausmachen. Sie sind al fresco mit vaterländischen Scenen, mehre mit Jagden, andere mit Landschaften als Erinnerungsbilder der Reisen des Fürsten im Oriente bemalt, lauter Werke guter Künstler der Münchener und Düsseldorfer Schule. Es halfen daran außer den bereits genannten: Lindenschmidt, Scheurer, Schwind, Glink u. A. In den Fenstern der Zimmer glühen Glasmalereien, theils alte, theils neue; und alle Verzierungen, alle Dekorationen und das ganze Ameublement, letzteres theils aus Cederholz, sind dem Geschmacke des Mittelalters vollkommen angemessen. — Die zweite Etage des Schlosses nimmt der Heldensaal (mit Freskogemälden von Adam, Giesmann, Glink, Neher, Nilson, Schimon, Schneider 2c.) ein, — Scenen der den Nibelungen verwandten Wylkinasage. Der Geschichte der Hohenstaufen weihte die Kunst den Salon neben an; andere Räume der Geschichte der Welfen. Alle Fußböden sind von duftendem Cederholz. Auf den Tafeln, Kamingesimsen 2c. stehen und liegen eine Menge Kunstsachen des Mittelalters, — Pokale, Trinkhörner, Gefäße von kunstvoll getriebener Arbeit, Majolica, Schnitzarbeiten von Holz, Perlmutter und Elfenbein, alte Pergamentdrücke und Manuscripte, Missalen und Horen mit köstlichen Malereien 2c. 2c., die allein schon den Kenner Tage lang beschäftigen können.

Das Heiligthum der Natur in Hohenschwangau's Umgebungen stellt aber noch weit größere, reizendere, mannichfaltigere Gemälde auf, als der Tempel der Kunst. Jede Berghöhe besitzt einen größern oder kleinern Cyklus von Schönheiten, und jeder Thalgrund führt zu gemüthlichen oder romantischen Naturscenen. Die Ausflüge nach dem Bannwaldsee, nach Garmisch, zu der Ruine Altschwangau, zur Burghöhe, nach der Gypsmühle, zum Schwansteig, nach Schwarzenberg und zum Sailing sollte kein Besucher Hohenschwangau's unterlassen. Die interessanteste Wanderung ist aber den Degelberg hinan, wo man von den Felstribünen Brunterschroffen und Gratz die herrlichste Fernsicht genießt. Man überblickt die schwäbischen Gauen mit einem großen Theil Oberbayerns und die spiegelnden Flächen von mehr als 20 großen und kleinen Seen. Herrliche Aussicht bietet auch der Strausberg.



MONTPELLIER

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Montpellier.

Fast jedes Land hat sein Kanaan, wo die Sonne wärmer scheint, und der Schöpfer des Segens Füllhorn freigebiger ausgeschüttet hat, als anderswo. Für Frankreich ist's Languedok, jene zwischen den Pyrenäen und dem Rhonedelta ausgestreckte Landschaft, die wegen Milde des Klima's und üppiger Fruchtbarkeit schon in der alten Welt berühmt war. Phönizier und Griechen verließen ihre alte Heimath, um sich da niederzulassen, und Römer kehrten der Siebenhügelstadt und Hesperiens Gestaden den Rücken, um in Languedoks Thälern sich Wohnsitze der Pracht und des Lebensgenusses zu erbauen. Zwar sind diese sammt ihrer Zeit längst vergangen; über ihren Schutt furcht die Pflugschaar, auf ihren Trümmern rankt die Rebe, schattet die Olive. Auch die Burgen und Schlösser der spätern Herren liegen zerbrochen auf den Höhen. Aber die Natur ist nicht kärger geworden, die Menschen sind nicht weniger froh, die Kultur des Bodens ist nicht geringer. Die ganze Landschaft ist ein Garten, und der heitere Geist der Troubadours ruht auf dem Volke, welches ihre Sprache redet.

Languedok ist ein Hügelland, wellenförmig ziehen die Höhen desselben in vielen Richtungen zwischen den Thälern fort. Jeder Landrücken ist mit Obstbäumen oder mit Reben bepflanzt, und jeder bietet von seiner Stirn Blicke in liebliche, blühende Gründe mit zerstreut liegenden kleinen Hütten, durchströmt von silberhellen Bächen. Flecken und Landstädtchen betten sich in den breitern Thälern. Wo ein Hügel zum Berge wird, oder ein Fels aus dem Boden steigt, da krönt ihn die dunkle Ruine eines Schlosses, oder eine Kapelle schimmert mit weißem Gemäuer. Das Volk ist ein schöner, kräftiger Menschenschlag. Es verräth die Mischung mit spanischem Blute in seiner Farbe, in seinen Zügen, in seiner Kleidung. Man sieht noch häufig den weiten, runden Mantel auf den Schultern der Männer, die großen, vorn aufgeschlagenen Hüte und darunter das farbige Netz des Kataloniers. Auch die Sprache Languedoks ist der seinigen so verwandt, daß sie dem Franzosen fast unverständlich wird. Mäßige Arbeit gibt in diesem gesegneten Lande den Menschen reichliche Mittel, ihre einfachen Bedürfnisse zu befriedigen, und das allgemeine Erbtheil, Heiterkeit des Geistes, läßt sie die Bürde leichter durch's Leben tragen. Bei dem glücklichen Klima kennen sie Manches nicht, was den Nordländer drückt, — die Sorge für Kleidung, Vorrath an Lebensmitteln und für Wärme während

des Winters ist bei ihnen sehr gering. Sie haben deshalb weniger Aufforderung, sich um die Zukunft zu bekümmern; sie lachen mehr, singen mehr, ihre Festtage sind zahlreicher und bieten, leichten Kaufs, Genuß in Fülle.

Montpellier liegt inmitten dieser Landschaft auf einer mäßigen Anhöhe in einer sehr fruchtbaren und bebauten Ebene. Die Stadt ist ansehnlich, und schon von weitem treten aus der Häusermasse große, massive Gebäude und Thürme in Menge hervor, welche nebst dem auf langer Bogenreihe weit hergeführten Aquädukt dem Orte eine imposante Fernsicht gewähren, welche die Erwartung spannt und groß macht. Doch rechtfertigt sich solche nicht; denn das Innere der Stadt ist winkelig, die meisten Straßen sind eng und schmutzig, und der Geruchssinn wird in diesem Sitz der Parfümeurs, welche die feinsten Wohlgerüche in die Salons und Boudoirs der ganzen Erde spenden, um so empfindlicher beleidigt, je weniger die Vorstellung auf so Etwas vorbereitet ist. — Schöner, etwas reinlicher auch, als die Stadt selbst, sind die Vorstädte, welche bei der zunehmenden Bevölkerung ihre Häuserarme weit in den Gartenkranz strecken. — Die Häuserzahl von Montpellier ist etwa 4000, in welchen 42,000 Menschen wohnen. Als Departementshauptstadt ist es der Sitz vieler Civil- und Militärbehörden, und da zugleich Handel und Industrie von ganz Nieder-Languedok hier ihren Mittelpunkt haben, so erscheint es äußerst belebt und volkreich.

Montpelliers Luft steht seit langer Zeit in dem Ruf, den Faden des Lebens länger auszuspinnen, und Tausende und aber Tausende, die dem Grabe zueilen, werfen hier ihren letzten Hoffnungsanker aus. Aus allen Ländern Europa's, besonders aus England, flüchten reiche Kranke hierher und suchen Schutz vor der Hand, der kein Sterblicher entrinnt. Dadurch tritt die Stadt in die Reihe der berühmtesten Kurorte, obschon sie keine heilende Quelle hat. Viele der Fremden, welche nach Montpellier kommen, verweilen daselbst mehre Jahre, und die Briten bilden eine eigene Invalidenkolonie, welche sich immer wieder ergänzt, wenn auch der Tod sie lichtet, oder die Genesenen in die Heimath ziehen. Diese Menge von gebildeten Fremden, welche, ernsten Berufs ledig, darauf angewiesen sind, in der Geselligkeit Unterhaltung und Freuden zu suchen, macht die Gesellschaft gut und angenehm, und hat Einseitigkeit und Steifheit aus dem Umgang verbannt. Die schönsten Häuser in der Stadt und die anmuthigsten Villen der nächsten Umgebung sind zum Empfange der Fremden auf das bequemste eingerichtet, und ihre Besitzer beeifern sich, den gerngesehenen Gästen, welche Jahr aus, Jahr ein goldene Aernten bringen, den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Besonders sind es nervenleidende und hektische Personen, welche hier Genesung suchen. In neuerer Zeit kommen auch eine Menge vornehmer Frauen dorthin, zumal aus Rußland, um — ihre Niederkunft abzuwarten: eine freilich weit getriebene

Vorsicht. Wegen des Zusammenflusses der vielen begüterten und vornehmen Kranken sind die Aeskulapsjünger zahlreich. Mehre der berühmtesten Aerzte Frankreichs haben in Montpellier Wohnsitze, und ein medicinischer Verein offenbart sein wissenschaftliches Streben durch die Herausgabe der Annales de Médecine, welche auch im Auslande in Ansehen stehen.

Der Ruf Montpelliers, als Heilort, ist demungeachtet weit größer, als sein Verdienst. Klima und Luft sind wirklich lange nicht so mild, als Aerzte und Mode es verkünden. Die Stadt liegt hoch, die Luft ist trocken, fein und scharf, und namentlich Brustkranken aus niedrigen Gegenden wird sie sehr lästig, und beschleunigt öfters Das, was sie fern halten soll. Eine Menge trauriger Erfahrungen bestätigen diese Thatsache in jedem Jahre, so daß es scheint, als konsignirten die Aerzte des Auslandes viele ihrer Kranken hierher, nicht um sie genesen, sondern nur, um sie begraben zu lassen. Zeugniß geben die meisten Gärten und Anlagen um Montpellier durch die Denksteine der fern von der Heimath Verstorbenen; denn es ist Sitte, ihnen eine Ruhestätte da zu gönnen, wo sie die letzte Pflege fanden. Die für die Kranken zuträglichste Jahreszeit, und ohne Zweifel auch die angenehmste des hiesigen Lebens, ist der Herbst, der bis tief im November, ja oft bis Weihnachten mit heiterer Milde waltet. Der Ueberfluß, die Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit der Früchte, die er bringt, ist außerordentlich. Es ist nicht zu verwundern! denn das ganze Land ist ein Garten voll der herrlichsten Pflanzen. Alle Südfrüchte gedeihen im Freien, und auf den Feldern baut man, für den Bedarf der hiesigen Odeur- und Parfümeriefabriken, die köstlichsten, wohlriechendsten Blumen, wie im Norden den Flachs und die Rüben. Man sieht flurengroße Strecken mit Centifolien, Tuberosen, Heliothropen ꝛc. ꝛc. bepflanzt, deren Blüthen man wagenweise sammelt und zu den Essenzen verbraucht. Myrthen und Lorbeerbüsche, Cypressen, und die immergrüne Eiche wachsen an jedem Zaune, Olivenbäume beschatten die Wege.

Der große Verkehr des hiesigen Handelsstandes mit dem Auslande (es werden jährlich für mehr als zwölf Millionen Franken Wein, Pflaumen, Südfrüchte, Mandeln, Essenzen und Parfümerien in alle Weltgegenden versendet), das damit verknüpfte Reisen in ferne Länder und der tägliche Umgang mit so vielen gebildeten Fremden ruft eine Urbanität der Sitten hervor, die man nirgends in Frankreich in höherem Grade antrifft. Literatur ist hier, wo kenntnißreiche Menschen aller Nationen ohne ernste Beschäftigung leben, mehr als anderswo Bedürfniß. In den Lesekabinets, Klubbs und Kasino's findet man die besten Journale Europa's aufgelegt; Neun Buchhandlungen stehen in wöchentlichem, regelmäßigem Verkehre mit Paris und erhalten alle wichtigen und interessanten Erscheinungen auf dem Büchermarkte. Häufige Konzerte und ein Theater tragen zum höhern Lebensgenusse bei. Das Schauspielhaus ist schön eingerichtet und die Truppe immer eine der besten Frankreichs. Wohlfeilheit macht diese

Vergnügungen allgemein zugänglich, so wie das Leben überhaupt in Montpellier wenig kostet; denn die Natur hat das Land selbst mit denjenigen Dingen, welche anderswo zu den Luxusartikeln gerechnet werden, in überschwenglicher Fülle dotirt. Die feurigsten und wohlschmeckendsten Weine, die auserlesensten Früchte sind so billig, daß sie Jedermann genießen kann; und Seefische, Austern, Wild, Geflügel ꝛc. kommen zu niedrigen Preisen in Menge zu Markt.

In der wärmsten Jahreszeit flüchten die reichen Einwohner und Fremden aus der Stadt, und die gebildete Bevölkerung zerstreut sich in die freundlichen Landhäuser, welche auf den Höhen ein bis zwei Stunden im Umkreise zu sehen sind. Viele dieser Villen haben den Ausblick auf das nahe mittelländische Meer, und die erfrischende Seeluft macht sie zu einem angenehmen und gesunden Aufenthalt. Schon im April blüht hier die Orange, im Juni bindet die Schnitterin schon die Garben. Im September kehrt die reichere Gesellschaft zur Stadt zurück, und mit ihr das neue Leben in die geselligen Kreise.

Windsor-Castle.

Windsor, die Stadt (man könnte sie das englische Versailles nennen), liegt etwa 5 deutsche (22 englische) Meilen oberhalb London, an der Themse, in einer schönen Landschaft. Reiche Auen breiten sich vor ihr am Strome aus und rückwärts lehnt sie sich an bewaldete Hügel. Auf dem höchsten derselben erhebt sich das Schloß, von allen Seiten frei, hehr und herrlich, herrschend über die ganze Gegend, eines Königs von England würdig; ehrwürdig durch sein Alter und umringt von aller Majestät der Geschichte. Windsor-Castle ist der gefeierte Sitz der Herrscher Britanniens schon seit länger als 13 Jahrhunderten. Hier thronte König Arthur mit seinen Rittern von der Tafelrunde, Wilhelm der Eroberer hielt öfters Hof hier, und unter den Regierungen der Eduarde und Heinriche sah es die Tage des höchsten ritterlichen Glanzes. Es war der Lieblingsaufenthalt der Königin Elisabeth, von der noch jetzt eine der Gallerien des Schlosses den Namen führt, und aus seinem Kerker in Windsor bestieg Karl I. das Schaffott. An Georg III. gingen hier während eines halben Jahrhunderts die Tage des Glücks und eine lange Nacht voller Wehe vorüber. Während seiner und seines Nachfolgers, Georg IV., Regierung wurden große Summen auf die Restauration der alten Königsburg und



WINDSOR CASTLE

auf ihre Ausschmückung und Erweiterung verwendet. Durch dieselbe (sie kostete über 10 Millionen Gulden) ist ein Bau entstanden von so erstaunlicher Größe, Pracht und Ausdehnung, daß Windsor-Castle gegenwärtig unter den europäischen Fürstenschlössern ohne Rival dasteht.

Vier große Eingangsthore führen in den regelmäßigen, von imposanten Gebäudefronten umgebenen Schloßhof. Sie sind so angebracht, daß, wenn sie geöffnet sind und man steht in der Mitte des Hofes, jedes Thor ein liebliches Landschaftsbild einrahmt. Zum Südthore führen Propyläen, und das Erste, was im Innern des Vorhofs das Auge fesselt, ist die Sankt Georgskapelle, nicht an Größe, aber an innerer Pracht und an Reichthum der architektonischen Ausschmückung neben der Heinrichskapelle der Westminsterabtei das Schönste und Vollkommenste, was die gothische Baukunst der spätern Jahrhunderte hervorgebracht hat. Sie wurde unter Heinrich VIII. erbaut und in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts, zur Zeit des Raphael, vollendet. Zum sonntäglichen Gottesdienst ist der Besuch der Kapelle frei. Die Banner, Schwerter und Coronets der Hosenbandritter, stolz an den Emporen rund umher gereiht, das milde Licht der bemalten Fenster, das reiche, kunstvolle Schnitzwerk in Holz und Stein überall, die vielen Grabmonumente an den Wänden geben ein schönes Ensemble, das einen tiefen, dauernden Eindruck hervorbringt. Ein etwas späterer Anbau ist die Grabkapelle, welche sich Kardinal Wolsey, der berühmte Reichskanzler errichtete; in ihr modern die Leichen der königlichen Familie seit drei Jahrhunderten. Ein Gebäude gegenüber wird, zufolge einer uralten königlichen Stiftung, von verdienten, invaliden Offizieren der britischen Heere — den sogenannten „armen Rittern von Windsor" — bewohnt. Auch übersieht hier der Beschauer den Koloß des „runden Thurms" am besten. Er ist einer der ältesten Theile der Burg, wo mehre Könige und viele Großen des Reichs eingekerkert saßen.

Die ganze Nordseite des innern Burghofs fassen die königlichen Wohnzimmer und die Säle für Hoffeierlichkeiten ein. Letztere sind unter der Führung eines der Kastellandiener jedem anständigen Fremden zugänglich. Hier ist die höchste verschwenderische Pracht des Königthums zur Schau ausgestellt; was jedoch mehr anzieht, als alles Gold und Silber, sind die edeln Werke der Kunst, die alle Wände überdecken. Alle Schulen sind hier durch die besten Meister und ihre bedeutendsten Werke repräsentirt: am reichsten aber die deutsche durch Holbein und die niederländische durch Vandyck.

Aus den Staatszimmern wird man zu einer der Schloßterrassen geleitet. Welche Ueberraschung! Der Ausblick in die schönste Landschaft läßt alle gesehene Pracht von Menschenhand augenblicklich vergessen. Zu den Füßen windet sich die Themse, bedeckt mit Barken und Kähnen, durch die reichen Gauen, welche mit Dörfern, Landhäusern und Weilern bestreut sind, und ein weiter, bewaldeter Hügelkreis mit den prächtigen Sitzen des

englischen Adels schaut auf sie herab. Hier sieht man auch das ehrwürdige Eton, die berühmteste Erziehungsanstalt Englands für klassische Bildung, eine Stiftung Heinrichs VIII. und die Pflanzschule der größten Männer Britanniens. Die Terrasse selbst umschließt den königlichen Privatgarten, den entzückendsten aller Blumengärten, aus welchem die Treibhäuser zur unmittelbaren Verbindung mit der königlichen Wohnung führen. Hier sind die seltensten Gewächse der heißern Zonen versammelt, und das königliche Paar kann in Hainen von Palmen und unter den Gewürzbäumen Ceylons und der Molucken wandeln.

Eine Gartenwelt voll reizender Mannichfaltigkeit umgibt Windsor-Castle meilenweit und hat ihres Gleichen nicht in England. Der Windsor-Park ist über 16,000 Morgen groß; er umschließt Berge und Thäler, Seen und Wälder, Flecken, Dörfer, Meiereien, Menagerien, Aviarien, botanische Gärten und alle Scenerie einer bald lachenden, bald ernsten, bald wild-romantischen Landschaft. Bequeme Fahrwege führen zu den interessantesten Punkten, deren vollständige Beschauung Wochen kostet. Die Prachtpartie ist Virginia-Water, ein künstlich ausgegrabener, großer See, mit mannichfaltig-staffirter Umgebung, auf dem sich bei Hoffesten eine kleine Flotte prächtiger Schiffchen und Gondeln schaukelt. Gegenstück ist eine kleine Cottage in einem engen Thalgrund, überall von Berg und Wald umschlossen, der stille, anspruchslose Lieblingsaufenthalt Georgs III. Im kleinen See ruderte er selbst seine Gondel, wenn er hier zuweilen zu fischen pflegte. Jetzt kommt schon lange kein König mehr in dieses heimliche Gründchen. Die Welle flüstert noch, aber die Cottage ist verschlossen und schweigsam.

So wird auch ein Tag kommen, wo der Jubel in der stolzen Burg dort auf der Höhe verklungen ist, und die glänzenden Spiegelfenster öde sind und ohne Scheiben, und die goldene Pracht von den Wänden gefallen ist und Wiesel und Käuzchen sich im Thronsaale häuslich eingerichtet haben. Die Zinnen sind dann eingefallen, aber die Sterne schimmern friedlich über der Ruine, bis der letzte Stein in Staub zerfallen ist. Es gedenken dann wohl die Bücher deiner Herrlichkeit und deines Namens, Windsor-Castle, noch eine Zeit lang; doch auch sie werden vergessen, auch sie fallen in Staub. Dann sind viele Jahrtausende vorüber; aber — o Freund! — (möchte deine Seele ob dieses Gedankens jubeln!) — Du bist noch da; „Erde und Sonne werden vergehen: — du dauerst ewig!" —



DER CAUCASUS

Der Caucasus.

(1842.)

Nicht ist's die Fabel vom politischen Gleichgewicht, was den europäischen Wappenadlern fort und fort Klauen und Schnäbel schärft und der Hyder Krieg das Leben fristet, sondern die Ungleichheit der Kultur ist's unter den Völkern der Erde. Durch sie werden Afrika und Asien an die Füße Europa's gekettet und sie leiht den Königen stets neuen Vorwand, nicht nur ihre Ländersucht zu verfolgen, sondern ihr Eroberungsstreben auch durch das Interesse zu adeln, was die besten Menschen daran haben, daß Kultur und Gesittung sich verbreiten mögen über die ganze Erde. Aus gleichem Grunde nimmt es den rohen Völkern die Sympathien der gebildeten Welt, und deshalb werden Thaten, welche unter entgegengesetzten Verhältnissen Begeisterung hervorrufen und Tausende von Armen zu thätigem Beistand bewaffnen würden, mit Gleichgültigkeit oder mit kalter Anerkennung vernommen. Wen entflammt z. B. die Tapferkeit und Beharrlichkeit der Araber in Vertheidigung ihres Landes gegen die civilisirten Unterdrücker von der Seine? Der Aufstand der Griechen gegen ihre türkischen Herren — eine Schilderhebung, der alle Herzen entgegenschlugen, der die Edelsten und Besten freudig Leib und Leben opferten, die das Wunder gewirkt hat, einen König in einen Freiheitshymnen-Dichter zu verwandeln, — war dieser Aufstand legitimer, als der Kampf eines seit Anfang der Geschichte freien Volkes gegen die ihm Fesseln bringenden Slaven? oder ist Hellas Befreiungskrieg an Großthaten etwa reicher gewesen, als dieser? Und doch hat sich für die Tscherkessen kein Gänsekiel und kein Pfennig in Europa geregt! So steht's mit der Gerechtigkeit unserer Sympathien. Zeit und Umstände regen sie auf, oder ersticken sie, und die Mode nimmt sie in Schutz, oder ignorirt sie, oder läßt sie fallen.

Sei getrost, lieber Leser, ich predige dir keinen Kreuzzug. Folge mir immerhin in die Thäler des Caucasus, zwischen dessen Mauern ein dem Tode und der Vertilgung grausam geweihetes Volk, ohne irdische Hoffnung, aber mit unverzagtem Herzen hinaufblickt zum Himmelszelte, und wo von den Lebenden nur Die noch beneidet werden, welche ihnen vorausgegangen sind im Vollbringen der einen heiligen Pflicht. Folge mir an das offene Grab des Heldenvolks, und willst du eine Blume hinein werfen — thue es, und kehre dich nicht an die Spötter, welche im Panzer der Gleichgültigkeit sicher sind vor allem Weh des Gefühls. —

Es gibt ein Land im fernen Osten, von dem schon Vater Herodot Wunderdinge erzählt, ein Land, auf dem der Schleier der Mythe seit Jahrtausenden ruht. In diesem Lande war der Schauplatz für die Thaten der Halbgötter der Erde, jene Thaten, welche die Dichter begeisterten von Geschlecht zu Geschlecht. Von des Caucasus eisigem Gipfel stieg zu den Göttern hinan Prometheus und stahl das Feuer, und an den caucasischen Felsen geschmiedet erlitt er die Rache der Himmlischen. Auf der caucasischen Küste war das heilige Colchis, und Jason führte seine Heldenschaar dorthin, das goldne Vließ zu holen. In Colchis lebte Medea, die gefürchtete Zauberin, und trieb ihre unheimlichen Werke. Homer schon nennt das Land Aea, das nachherige Colchis, und Hesiod kannte den Phasis, als den geheiligten Fluß des Sonnendienstes, als den Scheidestrom der Tag- und Nachtgleiche der Erde, als den Grenzstrom zwischen Asien und Europa. Als die älteste aller Völkerburgen nennt die Sage den Caucasus, und in der von ihr geschützten und umfaßten südlichen Landschaft äußert sich die Natur in solcher Ueppigkeit, daß man die biblische Bezeichnung des Paradieses, „wo Milch und Honig fließt," noch heute auf sie anwenden kann und es nicht Wunder nehmen darf, daß alte Geschichten das Paradies selbst hier finden lassen. Aber aus diesem Paradiese hat der Engel mit dem Zweiflammenschwerte, — Krieg und Pesth, — seit lange her die Menschen vertrieben: verwaist sind die fruchtreichen, prangenden Ebenen, herrenlos und öde liegen sie da, und nur im rauhen Gebirg haust seit undenklicher Zeit der starke Mensch mit der Genossin Freiheit, gleich unzugänglich der Kette, wie der Kultur. Während die Ebenen zu seinen Füßen die Herrschaft unzählige Mal gewechselt, blieb der Caucasier in vollem Genusse dessen, was er höher achtete, als alle andern Güter der Erde, und wofür er von jeher das nach der Freiheit ihm Liebste, das Leben, hinzugeben bereit war. Der Caucasier, — er verzichtete freiwillig auf alles andere um des Einen willen, dieß Eine war sein Reichthum und sein Erbe von den Erstlingstagen der historischen Sage bis auf den heutigen Tag. Unter solchen Umständen vermochte auch nie die Kultur Wurzel zu schlagen, und man begreift die Rohheit dieser Völkerschaften voller Barbarei und Heroismus.

Der Caucasus, als Sitz derselben, trug seinen heutigen Namen schon in urältester Zeit. Er ist jene Gebirgsmauer zwischen zwei Welttheilen, die am Westrand des schwarzen Meeres bei Anapa als ein schwacher Bergrücken beginnt, sich ausbreitet, bis fast 17,000 Fuß hoch emporgipfelt, weit über die Linie des ewigen Eises hinaus, und dann sich allmählig wieder abdacht. Seine Länge von West nach Ost beträgt 120 geographische Meilen, seine Breite 10 bis 30 Meilen. Nördlich fällt er steil in die Steppen der großen und kleinen Kabardei herab; südlich in die reizenden Hochthäler des Rioni und Kur. Nur durch eine schwache und niedrige Kette steht er mit den Gebirgen Hocharmeniens in Verbindung. Kein

anderes Gebirge trägt einen so rauhen, wilden Charakter. Mit den Alpen ist der Caucasus gar nicht zu vergleichen. Seine höhern Regionen sind wasserarm, und nur auf einigen Punkten ist die Gletscherbildung entwickelt, wodurch noch Leben auf der Marke des ewigen Eises keimt. Sonst überall ist die Natur todt, nichts sieht man als nacktes Gestein, zerrissen und zerklüftet, ohne Vegetation. Erst in der Mittelregion, in der Höhe von 4000 bis 9000 Fuß, werden die tiefeingeschnittenen Thäler wasserreicher und erfreut das üppige Grün der Gräser und Kräuter. Tiefer hinab schmücken die herrlichsten Matten und die schönsten Wälder die Seiten der Berge, und die Thäler stellen sich als liebliche Gründe dem Auge dar. Die unterste Region wird nur gelegentlich, nur dann, wo es mit Sicherheit geschehen kann, von den Hirten der Tscherkessen mit den Heerden besucht. Die eigentliche Wohnung der Caucasier ist die mittlere Region. Von Geschlecht zu Geschlecht an Entbehrungen gewöhnt, bebauen diese gestählten Menschen jedes kulturfähige Fleckchen bis zur Schneelinie hinauf, und oft mit Gefahr ihres Lebens. Ihre Dörfer stehen meistens in den Thalschluchten und in solchen Lagen, welche den Zugang schwer und die Vertheidigung leicht machen. Ueber die Zahl der Gebirgsbevölkerung hat man viel gestritten. Die der Kabardei und Achbasien eingeschlossen, betrug sie vor dem Unabhängigkeitskampfe anderthalb Millionen. Wenn man weiß, daß in dem nun zehnjährigen ununterbrochenen Kriege mit dem mächtigsten Reiche der Erde über 200,000 Russen gefallen sind, und wenn man veranschlagt, daß Hunger und Elend wohl eben so sehr als das russische Blei die Reihen der Bergvölker dezimirten, so wird man die sich noch jetzt gegen Rußland behauptende Gesammtbevölkerung auf höchstens eine Million veranschlagen dürfen, von denen etwa 100,000 fähig sind, die Waffen zu tragen. — Das ganze Volk spaltet sich, wie ehedem die Schotten im Hochlande, in 10 Clans, deren Namen allein schon die Frage: ob die Tscherkessen wirklich die Ureinwohner des Caucasus sind, oder spätere Eindringlinge, zur Ruhe bringen: denn schon Strabo und Procopius erwähnen der Abaskoi oder Hencochoi und Bruchoi, welche, den angehängten griechischen Plural wegnehmend, noch heute so heißen. Alle diese Stämme reden eine Stammsprache in verschiedenen Dialekten, welche von den Sprachen der umwohnenden Völker, der Osseten, Grusier und Tataren, gänzlich verschieden ist. Das Tscherkessische, vielleicht das älteste und unverfälschteste Idiom der Erde, trägt den Stempel des Volkes. Eifersüchtig bewahrt man es vor jeder Neuerung, und obschon ohne schriftliche Denkmäler, hält man es werth, wie ein Heiligthum. — Eben so unverändert bewahrt das Volk Verfassung, Sitten und Gesetze, welche nicht auf schriftliche Urkunden, sondern allein auf Herkommen und Tradition sich gründen. Ihre Verfassung spiegelt auf eine den Geschichtsforscher frappirende Weise die ältesten Zustände der Germanen wieder. Sie haben Clan- (Stamm-), und Gaugemeinschaften. Feuda-

listische Grundformen sind so kenntlich, wie bei den Deutschen zu Tacitus Zeit. Niemals herrschte im Caucasus ein Einziger. An der Spitze eines jeden Gaues steht ein Führer als Fürst. Die Gemeinschaften schwören sich einander Beistand zur Wehr und Abwehr. Keine Ursache entschuldigt, keine mildert die Schande der Feigheit. Todesstrafe kennen die Tscherkessen nicht. Sklaverei sühnt das größte aller Verbrechen — Verrath gegen das Vaterland; Sklaverei dünkt dem freien Volke mehr als der Tod, und freiwillig opfert sich oft der Verbrecher, jener zu entgehen. Die Maßregeln im allgemeinen Interesse des Volks, Krieg und Frieden rc., werden auf Versammlungen entschieden, welche jeder Gau durch einen freigewählten Abgeordneten beschickt. Die Ausführung der Beschlüsse fällt den Clanfürsten zu, deren Würde in der Familie forterbt. Das Volk ehrt die Fürsten von Zeit zu Zeit durch freiwillige Geschenke. Bestimmte Abgaben darf keiner fordern. Eine Art Adel, ein Ritterstand, steht den Fürsten zunächst, und jener führt sein Ahnenregister so genau, als nur irgend ein deutscher Freiherr. Die Adeligen haben freie Hintersassen auf ihren Besitzungen und Sklaven, — diese die Beute des Kriegs. Der Sklave ist Sache; er wird verkauft und vertauscht nach Willkür. Uebrigens hat der Ritter kein Vorrecht vor dem gemeinen Freien und beider Stimmrecht bei den Versammlungen ist von einerlei Werth.

Frühzeitig adoptirten die Tscherkessen das Christenthum. Später fand Muhameds Lehre Eingang. Man nahm wenigstens deren Formen an, und behielt von den christlichen Vorstellungen die bei, welche die liebsten geworden waren. So verehren die Tscherkessen neben dem Propheten die Mutter Gottes und neben den Korans-Heiligen christliche Apostel. Die Sitten der Tscherkessen sind eben so rein, als rauh. Für das zarte häusliche Leben haben sie keinen Sinn. Das Weib ist ein untergeordnetes Wesen — der Tscherkesse vergibt seiner Ehre nichts, wenn er seine Tochter einem Werber für das Noviziat des Harems verkauft. Raub ist kein Verbrechen — Blutrache Tugend: die Freiheit aber ist Allen das Heiligste, Höchste.

So steht dies Volk in der Gegenwart wie das letzte Blatt aus einem vor undenklicher Zeit geschriebenen Buch. Wir staunen die herrlichen großen Züge an — aber wir verstehen sie nicht. Im prächtigen Juchtenbande des russischen Völkercodex kann es am wenigsten passen; zerrissen also, vernichtet soll es werden! — In der That ist der Caucasus, als das Thor, durch welches der Slaven Herrschaft nach Südasien strebt, für Rußland viel zu wichtig, als daß es, vom Standpunkte seiner Politik folgerecht weiterschreitend, nicht Alles daran setzen sollte, sich dessen vollständigen Besitz zu sichern; und so wird es ausführen, was schon beschlossen war, als es durch den Adrianopeler Traktat von den Türken sich Etwas abtreten ließ, was diesen niemals gehört hat. —

Rußland hat seine Zeit gut gewählt; aber es darf nicht zaudern, und muß den Augenblick benutzen, der noch sein ist. Der alte Jehova schickt keine Ladung, wenn er heimsuchen will; und — „er ist ein eifriger Gott, ein Rächer, zornig und von großer Kraft, dessen Wege im Sturm und Wetter sind, vor dem ein fressend Feuer hergeht, während Dunkel unter seinen Füßen ist.“ Es ist eine Zeugungsstunde einer ganzen verhängnißvollen Zukunft, die Stunde, wo Völker ausgetilgt werden, und wie hoch die Weltklugheit der Staatenlenker auch stehen mag, es gibt eine höhere, von der Machiavell nichts gewußt. Mir hat die Geschichte längst gelehrt, daß der Abgrund, der, auf den Willen eines Einzigen, ganze Nationen verschlingt, ein offner Schlund bleibt, den kein Berg ausfüllen kann; er bleibt die immer offne Pforte des Unterreichs, wo die Furien wohnen, welche über schrecklichen Plänen brüten. Wohl weiß ich, daß die Fürsten an das Steuer des Staats gesetzt sind, auf daß sie das Schiff lenken mit starkem Arm. Aber lenken sollen sie es nach göttlichem und menschlichem Gesetz. Wehe ihnen, wenn sie zu Recht sitzen, ohne einen Richter zu sehen über sich, und sie vergessen, daß wir alle Sünder sind. Dann werden sie nicht mehr menschlich Recht sprechen über ihre Brüder, und sie dürfen sich nicht beklagen, wenn auch über sie einst nicht menschlich gerichtet werden sollte. — —

Kulmbach und die Plassenburg.

Wie du so stolz droben stehst, Fürstenburg, eine Krone auf des Berges Scheitel! — Stoße in's Horn, Thurmwart, und laß die Zugbrücke nieder! Pförtner, thue auf die Thore! ich will den hohen Fürsten sehen und die schlanken Lilien, seine Töchter, und die Rosen und Cyanen, die um die erhabenen Gestalten blühen, auf daß mein Auge, ermüdet vom täglichen Anblick des Elends und des Unglücks, der Armen und der Verlassenen, einmal froh werde heiterer Bilder, daß es sich an dem Großen erquicke und die niedergebeugte Seele sich aufrichte an der Herrlichkeit Derer, die, wie Herr Stahl gelehrt hat, schon auf Erden de jure im Vorhofe des Himmels stehen.

Aber kein Thurmwart will hören, kein Pförtner will folgen. Fest geschlossen bleiben die gewaltigen Thorflügel, und ich lehne das Ohr an

dieselben, daß ich was erhorche. Ein Summen und Tönen verräth ein reges Leben drinnen. Sind es Harfen bei einem Feste? sind's Cymbeln bei einem Bankett? oder ist's Frauengesang, oder weicher Flötenton? Was erschreckt meine Seele? — Ein Schreien, Weinen, Stöhnen; rauhe, barsche Männerstimmen; ein Klirren wie von Ketten. Ich frage mich, ob ich wache oder träume. Da geschieht ein Schlag, Riegel rasseln, Schlüssel knarren, — — jetzt werden sie kommen, jetzt wird das Thor aufgehen, und sehen wirst du den Zug: — die hochgewachsene Fürstengestalt auf dem schwarzen Leibroß, gekleidet in glänzenden Stahl, auf dem Haupte den goldenen Helm, von dem die weißen Reiherfedern herabnicken, neben ihm seine Hausfrau in fürstlichem Putz und Schmuck auf schneeweißem Zelter, ihr zur Seite die Prinzessinnen auf purpurgeschirrten Falben, gefolgt von schlanken Edelknaben in seidenen Wämsern, Falken auf den zierlichen Händen tragend: — — — aufgethan ist das Thor! Männer treten heraus in blankem Helm mit gezogenen Säbeln und ordnen sich zu beiden Seiten des Wegs; anstatt der fürstlichen Kavalkade aber folgt ein langer, langer Zug von Weibern und Männern in zweifarbigen Kitteln, bleiche, krankhafte Gestalten. Manche schleppen die Kette, manche haben schwere Eisen an den Füßen, alle tragen Hacken und Schaufeln auf den Schultern oder ziehen kleine eiserne Karren. Es sind die Züchtlinge, die zur harten Arbeit gehen. — Was ehedem eine Fürstenburg war, das ist ein Kerker- und Strafhaus, und in dem Bankettsaale dort oben, wo der Wein in goldenen Pokalen schäumte bei den Festgelagen der fürstlichen Macht, Pracht und Ueppigkeit, und wo die Freude aus den Augen rosiger Frauen und Mädchen strahlte: da trinken die abgemagerten Gestalten des Verbrechens und Unglücks jetzt Wasser aus hölzerner Schale und essen dazu schwarzes, hartes Brod. So ist das lustige Tagebild meiner Phantasie plötzlich zum Nachtbild umgeschlagen; wehmüthig betrachte ich den Zug, der, vorüberwandelnd, kein Ende nehmen will, — und ich danke es dem Sturmwind, der in den Thürmen heult, und den kreischenden Wetterhähnen, daß sie die Seufzer der Armen ersticken.

Eine Kolonne Fußsoldaten mit geladenem Gewehr (auch willenlose Menschen in zweifarbigem Tuch) schließen den Zug; er verschwindet zwischen dem Gemäuer. Eine Täuschung mehr, dachte ich, ein Tropfen mehr in dem vollen Eimer. Wie häufig, wenn wir die Arme ausstrecken, Glückliche zu umfassen, umhalsen wir des Jammers bleiche Schatten, und es macht wenig Unterschied, ob diese den Purpur oder die Züchtlingsjacke tragen. Ein Stachel bleibt doch immer im weichen Herzen zurück, wenn wir von Sommernächten in blumigen Auen träumen und auf Gräbern erwachen.

Die Plassenburg war Jahrhunderte lang die Residenz der Markgrafen von Kulmbach, nach deren Aussterben Land und Schloß an die Markgrafen von Bayreuth fiel. Ihre jetzige traurige Bestimmung hat die

Burg vor länger als 30 Jahren erhalten. Der dort verwahrten Sträflinge sind mehre Hundert, und im Ganzen genommen soll ihre Behandlung menschlich sein.

Am Fuße des Schlosses, in einem tiefen Einschnitte des fruchtbaren Mainthals, liegt die Stadt Kulmbach — als vielbesuchter Wallfahrtsort des heiligen Gambrinus wohlbekannt und von Jung und Alt gepriesen. Welcher Verehrer des edlen Gerstensafts würde nicht vor Kulmbach die Kniee beugen wie der Pilger bei dem Anblicke des ewigen Roms! Das „Kulmbacher“ wird in alle Welttheile verfahren. Es ist der Magnet, der jährlich Hunderttausende fremden Geldes in das Städtchen zieht, dem man in dem schlichten Kleide seinen Wohlstand nicht ansieht. Zwar will der Neid wissen, man könne Manches in dem Kulmbacher Biere finden, was andern Ursprungs sei, als Hopfen und Malz. Aber wer wird denn darnach suchen! Jede solide Größe wirft ihren Schatten, jeder Ruhm hat seinen Makel, jede Reinheit ihr Fleckchen, jede Statue braucht einen Sockel, jeder Obelisk sähe kleiner aus, stände er nicht auf einem Würfel, und die Hochgebirge, die Riesen der Erde selber, haben ja ein Fußgestell nöthig, daß sie groß erscheinen aus der Ferne.

Tröste dich also, du freudespendendes, sorgenbrechendes Kulmbach! Der Neid kann dir nichts anhaben. Verlörest du aber deinen Ruhm durch eigene Schuld, dann wäre freilich Hopfen und Malz an dir verloren.

Batalha (das Schlachtenkloster) bei Leiria

in Portugal.

Von Lissabon nach Leiria sind's 20 Meilen. Ich hatte die Landreise dahin schon beschlossen, als ich erfuhr, das Portoer Dampfschiff werde auf seiner nächsten Reise an der Mündung des Lys anlegen, um einige Regierungsbeamte an's Land zu setzen, deren Dienstgeschäfte einen längern Aufenthalt an der Küste erheischten. Leiria liegt nur 8 Stunden von der Küste. Die Gelegenheit festhaltend, ordnete ich schnell meine Angelegenheiten in Lissabon und fuhr den nächsten Tag in aller Frühe ab.

Es war ein Märzmorgen, weder heiter und hell, noch warm und drückend: sondern duftig, kühl und erquickend, erinnernd an die ersten Maimorgen der fernen, deutschen Heimath. Wie im Fluge rauschte der Dampfer den Tajo hinab, dessen fernrückende Ufer sich unserm Auge bald im Nebelflor verbargen. Selten zeigte sich ein Segel auf der dünstenden Fluth, und dieß nur auf Augenblicke: denn so schnell gleiteten wir den Strom hinab, daß jeder begegnende Gegenstand gleich wieder verschwand. Der alte maurische Wächter des Tajo, Belem, rief uns seinen Gruß donnernd in die offene See nach, und der herrlichste Tag folgte dem nebeligen Morgen. Spiegelglatt war das Meer, und während die Segelschiffe in der Windstille fast unbeweglich liegen bleiben mußten, durchschaufelten wir die Fluth ohne Rast. Zuweilen näherten wir uns der Küste, die bald flache Landzungen, bald Vorgebirgshäupter mit Mauerkronen uns entgegenstreckte; — meist aber blieb sie zu fern, um sie erkennen zu können. Der Nachmittag wurde sonnig und warm. Die heiterste Stimmung belebte die Schiffsgesellschaft. Alles sammelte sich gegen Abend auf dem Verdeck, und holder Frauengesang sagte der scheidenden Sonne, welche die schimmernde Fläche mit rother Gluth übergoß, gute Nacht. Selbst die Fische der Tiefe schienen geweckt zu sein vom hellen Glanze, der in ihr dunkles Reich gedrungen; sie kamen in Schwärmen nach oben. Den Mücken in der Abendsonne gleich, trieben sie allerlei Spiel und wurden dabei so übermüthig und muthwillig, daß sie oft aus dem Wasser schnellten, Purzelbäume in der Luft machten und Räder schlugen. Delphine schossen hin und her und schreckten die spielenden Schaaren, oder sie ließen sich von den glühenden Wellen schaukeln.

Am andern Morgen war die Höhe von Leiria erreicht und wir steuerten nun gerade östlich gegen die Küste los. Es kam eine niedrige Land-



GRABMAL DES DON JUAN IN BATALHA.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

zunge zum Vorschein, hinter derselben ragten die Thürme von Vicera. Dieß war das Ziel. Tiefe Ruhe herrschte auf dem Wasser, tiefe Ruhe auf dem Lande vor uns; kein Segel war sichtbar, ein paar Schifferbarken schlummerten noch in einer kleinen Bucht. Als wir uns dem Lande näherten, störte das Rauschen unserer Schaufelräder die Seevögel aus dem Morgenschlafe, und ganze Wolken von Pelikanen, Möven, Tauchern und Strandläufern erhoben sich mit schallendem Flügelschlage. Ihre Anzahl setzte uns in Erstaunen, und Mancher sah voll Lüsternheit den unerschöpflichen Waidmannsschatz, den zu heben der träge Portugiese nicht der Mühe werth hält.

In dem kleinen Hafen von Vicera stiegen die Regierungsbeamten und ich aus; das Dampfschiff aber, welches an demselben Tage noch Porto erreichen wollte, setzte ohne Aufenthalt seine Fahrt fort. Auf die Fürsprache der portugiesischen Herren bekam ich schnell Fuhrwerk nach Leiria, wo ich, fast zermalmt auf dem ganz schlechten Wege, doch ohne Unfall, am späten Nachmittag anlangte.

Leiria ist eine stille, in einer fruchtbaren Niederung gelegene Stadt von fast 8000 Einwohnern. Früher war sie bedeutender und unter den Römern groß. Sie liegt am Fuße eines Felsens, von dem das uralte Castrum halbzerstört mit finsterer Herrschermiene über die weite Ebene schaut. — Die Stadt selbst hat Nichts, was die Mühe einer beschwerlichen Reise lohnen könnte; — der Magnet, der Tausende von Reisenden herbeizieht, liegt außer ihren Mauern: es ist das weltberühmte Kloster Batalha. Es war auch mein Ziel und ich widmete seinem Besuche den nächsten Tag.

Batalha ist, wie man allgemein anerkennt, das schönste Spezimen des germanischen Kirchen-Baustyls auf der ganzen Halbinsel. Als Bauwerk ist solches um so bewundernswürdiger, da es zu einer Zeit ausgeführt wurde, wo man in Spanien und Portugal die verschiedenartigsten germanischen und maurischen Formen zusammen zu mengen gewohnt war. — Auch Kloster Batalha dankt, wie so viele ähnliche, seine Entstehung jenem Glauben des Mittelalters, demgemäß kein Ereigniß im Privat- und öffentlichen Leben anders als unter der Mitwirkung eines Heiligen geschehen konnte; — jenem Glauben, der alles Lebendige wie Leblose, von dem emporstrebenden Münster bis zum tiefsten Bergschacht, und vom Altare Gottes bis zum Weinfaß, unter den besondern Schutz eines himmlischen Patrons stellte. Die Entstehungsgeschichte des Klosters ist folgende.

Auf der Haide, wo jetzt das Schlachtenkloster prangt, standen am 14. August 1385 zwei christliche Könige, Johann von Portugal und Johann von Kastilien, mit ihren Rittern und Knechten, zum Entscheidungskampfe entschlossen, einander gegenüber. Jeder der Könige hatte seinen Beichtvater bei sich, jeder betete um den Sieg zu seinem Schutzheiligen und bot hohe Preise für einen glücklichen Ausgang. Bei solchen Ge-

legenheiten geschah es häufig, daß sich die Gegner einander in den enormsten Gelübden überboten. Der kastilische Johann versprach viel, aber der portugiesische Johann versprach noch viel mehr seiner Patrona Maria, und ihm wurde der Sieg. 6000 Portugiesen erschlugen von 33,000 Kastiliern die Hälfte. Dreitausend Ritter, die Blüthe des kastilischen Adels, hauchten auf dem blutgetränkten Moore ihr Leben aus. Auf der Stelle nun, wo sich der Sieg entschieden hatte, machte Johann von Portugal sein Gelübde, ein Kloster zu bauen für Jungfrauen, herrlicher als alle andern der Christenheit, zur That, und folgend dem Rufe des reichen Königs kamen aus dem fernen Britannien und aus Deutschland die Genossenschaften der Mäuerer und Werkleute, den Wunderbau aufzurichten. Den Plan dazu machte ein Engländer, Namens Stephenson; zumeist deutsche Werkleute aber führten ihn aus. Von 1386 bis 1509 wurde anhaltend daran fortgebaut, doch ganz fertig ward es niemals. König Emanuel, der hier begraben liegt und die Vollendung gelobt hatte, starb darüber, und nach seinem Tode gab man den Plan auf.

Das Kloster sollte nach dem ursprünglichen Gelöbniß des Stifters ein Frauenkloster werden. Doch als es wohnbar war, offenbarte dem Könige sein Beichtvater, ein Dominikaner, es sei ihm im Traum die Jungfrau Maria erschienen und habe ihn bedeutet, sie wünsche die Stiftung einem Mönchsorden zuzuwenden, und sie habe dabei bedeutungsvoll hingesehen auf das Bild des heil. Dominikus. Der König, zweifelhaft, was er nun thun solle, berief die höchste Geistlichkeit seines Reichs zu einem Rathe, und legte ihr die Frage zur Entscheidung vor. Diese aber beschied ihn, daß allerdings der heil. Dominikus in besondern Gnaden bei der heil. Jungfrau stände, und es darum ganz glaubhaft sei, daß sie das Kloster dem Dominikanerorden zuzuwenden wünsche: daraufhin sich der König beruhigte und Batalha, statt mit Nonnen, mit einer großen Schaar Dominikaner-Mönche bevölkerte.

Kirche und Kloster bedecken einen Raum von 420 Fuß Breite und 530 Fuß Länge. Die Kirche und der größte Theil der Klostergebäude sind von weißem Marmor aufgeführt, der dem karariſchen an Schönheit gleichkommt. In der Kirche entfaltet sich die Herrlichkeit des altdeutschen Styls in unbeschreiblicher Pracht. Ein wunderbarer Reichthum von Ornamenten umschlingt und verbindet alle Darstellungen. Leider sind die in Licht und Gluth gemalten Glasbilder der Fenster jetzt verschwunden, wegen welcher Batalha so berühmt war. Das große Erdbeben, welches 1558 Lissabon zerstörte und auch einen Theil dieses Prachtbaues einstürzte, ließ davon nur Scherben zurück. — Seit dieser Katastrophe blieb Batalha in einigen seiner Theile Ruine; denn so viele Pläne auch in Lissabon zur vollständigen Restauration des Wunderwerks gemacht wurden, so ist es doch nie zur That damit gekommen. Die Geldkräfte des Klosters reichten nicht weiter, als zur Ausbesserung des Chors und der Wohnungen.



SCENERIE AN DEM SAN JUAN RIVER

(CENTRAL - AMERICA)

Batalha ist die Grabstätte vieler Beherrscher Portugals, und eine Reihe imposanter Denkmäler schmücken ihre Grüfte. Das älteste ist das des Stifters, des Königs Johann (Don Juan); er ruht neben seiner Gemahlin in der Mitte einer von der Kirche getrennten Kapelle und in den Nischen stehen längs der Wand die Grabmäler seiner jüngeren Söhne, darunter das Heinrichs des Seefahrers. Schöner noch ist das Grabmal des Königs Emanuel (gebaut zu Anfang des 16. Jahrhunderts); es fällt in die Blüthezeit der Kunst und ist ihrer würdig. Raphael selbst soll die Zeichnungen zu den Ornamenten gemacht haben. Ein Theil der Decke dieser Kapelle ist indeß auch eingestürzt und auf dem vom Regen getränkten Marmorboden wächst das Gras. — In wenigen Jahrzehnten wird wohl der ganze Bau ein Trümmerhaufen sein; denn das Kloster hat aufgehört, eine Anstalt für viele Mönche zu sein; nur noch ein paar alte Priester hüten den Tempel. Der berühmte Weinkeller wird den Fremden zwar gezeigt, aber er ist leer. Auch der kostbare Kirchenschatz ist größtentheils verschwunden. Die zentnerschweren Armleuchter von Silber und andere Kirchengeräthe wurden 1808 theils mit dem königlichen Schatze nach Brasilien geflüchtet, theils sind sie später in die Münze gewandert. Nur die Reliquien, Gebeine von Aposteln und Märtyrern, ein Stück vom wahren Kreuze Christi, sind noch da zum Troste der Gläubigen, und ihre Behälter funkeln von Glaspasten, wie ehedem von Rubinen und Diamanten. —

Auf dem St. Juan in Centralamerika.

Hunderttausende haben in den letzten Jahrzehnten den zitternden Boden der europäischen Heimath mit der sichern Landveste der neuen Welt vertauscht. Fortgetrieben von Unzufriedenheit und allgemeinem Misbehagen, haben sie sich getrennt von Allem, was ihrem Leben Werth gab in ihren Augen: von den Banden des Bluts und der Freundschaft, von der süßen Gewohnheit des Daseins, von dem angeerbten Besitze, von dem Hause, in dem sie geboren wurden, von den Gräbern ihrer Väter und Mütter, ihrer Schwestern und Brüder. Die meisten folgten dem Auswanderungsimpuls instinktmäßig. Aber wüßten auch Alle: warum?

so wissen doch die Wenigsten sich klare Rechenschaft zu geben über die Frage: wohin? In vielen Fällen diktirt der Zufall die Antwort, und es geht dabei dem Auswanderer wie jenem Alpenreisenden, welcher sich über die Gletscherpässe bei Nacht führen ließ, damit er nicht auf den gefährlichen Pfaden vor den Abgründen erschrecke. Indem sie den blinden Zufall walten lassen, erwarten sie gleichsam vom Schicksal, daß es sie im Finstern durch die nächste Zukunft leite, damit sie nicht sehen die Gefahren, die sie umgeben, die Leiden und Entbehrungen, die sie erwarten, die Schluchten und Berge, die in ihrem Wege liegen und sie sich nicht betrüben über die Entfernung ihres Ziels.

Es bleibt immer ein so ungeheuerer Entschluß, das Vaterland auf immer zu verlassen und mit ihm die tausend Bande zu zerreißen, die uns an dasselbe knüpfen, daß gewiß selbst unter dem intelligentern Theil der Auswanderer die Wenigsten den Muth haben, sich die volle Konsequenz ihres Entschlusses klar zu machen. Viele machen sich weiß, der Akt selbst sei nur ein Versuch oder ein Schritt, der zurück gethan werden könne, sobald die Verhältnisse anders geworden seien, die sie wegtreiben, oder ein reichlicher Gewinn ihrer Mühen im fremden Lande sie in die Lage versetzt habe, im alten Vaterlande unter glücklichern Auspicien unabhängig zu leben. Recht Viele bergen diesen Gedanken wie einen Talisman des Trostes in dem geheimsten Kämmerchen ihres Herzens. Sie gehen fort, ihrem Glück vertrauend, und so lassen sich Tausende nicht von den sichersten, sondern den glänzendsten und vielversprechendsten Aussichten leiten, und die Wenigsten denken an die Möglichkeit, daß gerade das Blendendste die gefährlichste Täuschung verbergen mag. Wenn sie dann inne werden, daß sie Katzengold ergriffen, als sie ächtes aufzuheben glaubten, so wundern sie sich und schütten ihr Ach und Weh über Andere aus, während sie bloß ihre eigene Unbesonnenheit anzuklagen haben. Wer die Auswanderung wie eine Lotterie ansieht, der darf sich nicht wundern, wenn er eine Niete zieht. Der einzeln stehende Mann mag, wenn er will, das Glücksspiel immerhin wagen; aber das Schicksal einer Familie unüberlegt auf eine Karte zu setzen — ist ein Verbrechen. Nichts ist für eine Familie bitterer als getäuschte Hoffnung in der fernen neuen, selbstgewählten Heimath, für die man alle Güter des Lebens in der alten zurückgelassen und hingegeben hat.

Für auswandernde Familien ist in neun Fällen unter zehn der Zweck: Erwerbung von Grundbesitz, dessen Kultur und die Verwerthung seiner Erzeugnisse. Zu diesem Zweck sind folglich nicht bloß die physischen Verhältnisse des neuen Landes und die Produktionsfähigkeit des Bodens, sondern auch die Produktionskosten und Absatzverhältnisse für die gewonnenen Erzeugnisse und die Natur seiner staatlichen Einrichtungen und seiner Bewohner in Betracht zu ziehen.

Unter den physischen Verhältnissen eines zur Kolonisation zu wählenden Landes sind die klimatischen die ersten und wichtigsten. Sind

sie ungünstig, so muß von der Wahl eines solchen Landes unbedingt abgestanden werden; denn keine anderen Vortheile können dafür Ersatz bieten.

Es ist aber eine allgemeine Erfahrung, daß das Klima in den heißen Erdgürteln der germanischen Organisation, wie der aller nordischen Völker, so nachtheilig ist, daß dadurch von vornherein jede deutsche Kolonie nach den tropischen Ländern als widersinnig erscheint. Selbst die dafür viel weniger empfindlichen romanischen Völker leiden doch in den heißen Klimaten in so hohem Grade, daß sie rasch degeneriren. Nur in der Vermischung mit Negerblut hat sich in Mexiko, Mittelamerika und in den südamerikanischen Ländern die spanische und portugiesische Race auf die Dauer von drei Jahrhunderten überhaupt erhalten können. Die alten Geschlechter der romanischen Einwanderer und Eroberer sind längst verschwunden; an ihrer Stelle besitzen und herrschen die Kreolen — die Mischlinge aus afrikanischem und spanisch-portugiesischem Blute — in jenen sonnigen Reichen und Ländern. Es ist eine sich fortwährend wiederholende und immer von Neuem bestätigte Erfahrung, daß germanische und romanische Kolonistenfamilien, wenn sie ihre Blutsreinheit bewahren, in jenen Klimaten selten über die dritte Generation hinaus dauern. Wenn auch das tropische Klima die Vegetation mit Ueppigkeit bekleidet und ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch Früchte zeitigt, mithin die bloße Existenz des Menschen am meisten erleichtert und dem Kolonisten in dieser Beziehung alle Sorge hinwegnimmt, so ist es doch eben deshalb der höhern Menschenentwickelung hinderlich und es tritt den meisten Ansprüchen feindlich entgegen, welche jenseits des Bedürfnisses der bloßen Fristung des Daseins liegen. In den Ländern der gemäßigten Zonen hingegen findet der Germane die verwandten Vegetationstypen seiner Heimath; er findet gleiches Klima, gleiche Jahreszeiten, gleiche Grade und gleichen Wechsel der Kälte und Wärme; er findet eine Natur, die ihm ihre Früchte nicht umsonst, sondern als Lohn der von Haus aus gewohnten Arbeit spendet, nur mit dem Unterschiede, daß der jungfräuliche Boden ihm die auf die Kultur desselben verwandten Mühen durch vielfach reichern Ertrag besser vergilt, als im alten Vaterlande, und dieser Ertrag ihm durch Niemand verkürzt wird. Es bleibt sein, was seine Arbeit erworben hat. — Neben den klimatischen Verhältnissen soll der Amerika-Wanderer auch die geognostischen oder Bodenverhältnisse recht sorgfältig erforschen und prüfen; denn die Flora und Fauna der Gegend, in der er sich niederzulassen gedenkt, ihr Wasserreichthum und ihre Wegbarkeit sind davon abhängig und die mineralischen Reichthümer, das Vorhandensein oder der Mangel an Erzlagerstätten und Flötzen fossiler Brennstoffe machen in eben dem Maße ihren Werth und ihre Wichtigkeit geltend, je emsiger man nach ihrer Ausbeutung trachtet und je zugänglicher die Mittel dazu geworden sind. Sie werden in allen Fällen für die Wahl der Niederlassung dann den Ausschlag geben, wenn die sonstigen Verhältnisse gleich sind

und sie können die sicherste Reichthumsquelle für die Zukunft werden, aus der noch Kinder und Enkel schöpfen. Wo das Unterirdische einer Kolonistenstelle Mineralschätze, namentlich Kohlen verbirgt, da läßt sich auch voraus der untrügliche Schluß machen, daß eine solche Gegend einst zum Sitz von Industrien werde, welche eine dichte Bevölkerung und eine oft jede Berechnung übertreffende Werthsteigerung des Grundbesitzes hervorrufen. Wo keine Kohlen sind, da ist Wasserkraft ein Schatz für die Zukunft, der gemeinlich viel zu wenig bei der Ortswahl einer Niederlassung berücksichtigt wird. In den Vereinigten Staaten sind die Beispiele sehr häufig, daß eine große Wasserkraft, die beim Ankauf des Grund und Bodens gar nicht in Anschlag kam, von der später einwandernden Industrie allein mit dem zehn- und zwanzigfachen Preise bezahlt wurde, welchen das ganze Gut ursprünglich kostete. —

Auf der ganzen Erde ist kein Fleckchen mehr, dessen Besitz in der Gegenwart lohnend und lockend erscheint, das nicht von den seefahrenden Europäern oder ihren Abkömmlingen als Eigenthum in Anspruch genommen wäre. Ueberall, wohin sich die Deutschen wenden, finden sie also schon einen Herrn des Landes oder Bodens, sei es der Staat, oder der Privatmann. Er muß, um Bodeneigenthum zu erwerben, es erkaufen entweder von dem einen, oder von dem andern.

Wenn die Menge des Grundbesitzes, der für ein gewisses Kapital zu zu erlangen ist, für die Wahl des Kolonisationsorts einen praktischen Werth haben könnte, so würde der Strom der germanischen Auswanderung sich längst vorzugsweise nach den tropischen Ländern gerichtet haben. Dort ist rohes Land von unerschöpflicher Fruchtbarkeit unglaublich wohlfeil. Die Republiken in Mexiko, Mittelamerika und in den Aequatorialgegenden Südamerika's sind immer bereit, von ihrem unermeßlichen unbebauten Landeigenthum Strecken von vielen Quadratmeilen zu Preisen an deutsche Kolonisationsvereine zu veräußern, welche selten mehr als $^1/_4$ Thaler für den Morgen betragen, und oft noch vortheilhaftere Käufe sind mit Privatgrundbesitzern in jenen Gegenden abzuschließen. Aber diesem lockenden Verhältniß stehen die traurigsten Erfahrungen entgegen. Verderben folgte noch fast allemal jedem Versuche germanischer Kolonisation in den Tropenländern Amerika's auf dem Fuße. Wenn es auch der deutschen Natur gelingen könnte, die zerstörenden Wirkungen des tropischen Klima's auf den Organismus zu ertragen, so wird der Deutsche doch unmöglich dem Drang zur Trägheit unter dem Einfluß der Hitze und bei dem Umstande widerstehen können, daß ihm die Nahrungsmittel zur Fristung des Daseins fast ohne Mühe in den Schooß fallen und er für den Ueberschuß der Produktion in den meisten Fällen keinen vortheilhaften Markt findet. Umgeben von der arbeitscheuen romanischen Bevölkerung, wird der Charakter des deutschen Ansiedlers ausarten, er wird



DER MARKT in VITTORIA
(Spanien)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburghausen.

Eigenthum d. Verleger.

die dem germanischen Volksstamme eigene Umsicht, Ausdauer, Thatkraft und Spekulationslust verlieren, eingezwängt in fremde, gesellschaftliche und staatliche Verhältnisse, und von einer fremden Nationalität überwuchert, wird er sich unbehaglich, unglücklich und elend fühlen. Mit den Romanen und ihren Nachkömmlingen, den Kreolen, sich zu assimiliren, ist für den Deutschen geradezu unmöglich, von ihnen sich beherrschen zu lassen, drückend, die Idee aber, die Nationalität auf isolirten Punkten der deutschen Kolonisation inmitten der fremden Bevölkerung unangetastet zu erhalten, zur socialen Geltung und zu staatlichem Einfluß zu bringen, hat sich allemal noch als eine Chimäre erwiesen. Es bleibt daher immer die Auswanderung nach den Vereinigten Freistaaten von Nordamerika die bei Weitem sicherste und empfehlungswertheste, und sie ist jeder andern — würde sie auch unter den allerlockendsten Umständen geboten — vorzuziehen. Nur erwarte keiner, der in die Nordamerikanische Union übersiedelt, daß auch da eine Behauptung und Entwickelung der deutschen Nationalität für die Dauer möglich sei, und daß im Staatsleben der großen Republik das deutsche Volk, so viele Millionen auch noch hinüberziehen werden, jemals als solches zur Geltung kommen werde. Vernünftig ist nur das Eine, — sich nämlich der stammverwandten anglo-sächsischen Race, welche jedes andere Volkselement mit unwiderstehlicher Kraft aufsaugt, auf das Schleunigste zu assimiliren und in ihr aufzugehen; kurz — das Deutsche abzustreifen und Amerikaner zu werden. Daß das deutsche Volk, als solches, berufen sei, in Nordamerika sich wieder zu vereinigen und eine politische und sociale Rolle zu spielen, und in dieser eigensten Gestalt einen Weltberuf zu erfüllen habe, ist — eine poetische Fiktion. Ein Traum ist's und bleibt's, werde der Wahn auch von den Besten und Weisesten behauptet.

Viele Hebel, Kräfte und Thätigkeiten des Eigennutzes und des Irrthums sind in neuester Zeit geschäftig gewesen, den Strom der Auswanderung aus Dentschland in andere Bahnen zu lenken. Kapital und Spekulation haben sich in den Besitz großer, fruchtbarer Landstriche in den romanischen Ländern Amerika's gebracht und diese mit den lockendsten Farben den Deutschen zur Kolonisation empfohlen. Da sind Vereine entstanden zur deutschen Ansiedelung in Mexiko, Centralamerika und auf der Muskitoküste; zur Niederlassung am Orinoco, in Peru, in Ecuador und in Neu-Granada; ja sogar die brasilianischen Kreolen, denen das schwarzhäutige Sklavenfleisch für ihre Zucker- und Kaffeepflanzungen seit dem Verbote der Negereinfuhr zu theuer geworden war, haben sich wohlfeiles weißhäutiges auf dem deutschen Markte gesucht, und sie haben auch herz- und gewissenlose Menschen als Werber und Mäkler aufgefunden, welche ihnen, gegen pr. Kopf zu zahlende gute Provision, die Waare, nämlich deutsche Familien, für die bloßen Ueberfahrtskosten zu Tausenden liefern. — Unglück und Jammer ohne Maß sind daraus für viele Deutsche

erwachsen, und noch vieler Tausende harrt, durch die Teufelskünste ihrer Verführer und durch ihre eigene Leichtgläubigkeit, Einfalt und Unbesonnenheit, das schlimmste Loos.

Selbst den bestimmtesten Versicherungen, welche von den Regierungen in jenen romanischen Staaten Amerika's zur Begünstigung der deutschen Einwanderung gemacht werden, soll man keinen Glauben beimessen. Sie sagen bereitwillig alle möglichen Unterstützungen und Vortheile zu; aber selbst, wenn wir nicht immer die Aufrichtigkeit derselben bezweifeln wollen, so steht doch allemal in Frage, ob diese meist schwachen und machtlosen Regierungen, welche gemeinlich nur die Faktionen repräsentiren, die eben im Besitz der Herrschaft sind, sie halten können, und die Erfahrung hat in den meisten Fällen bewiesen, daß sich alle diese Zusagen zuletzt darauf reducirten, der deutschen Einwanderung rohes Land, dessen Kolonisation man oft nur aus einem politischen Grunde, der dem Interesse der Einwanderer fremd oder ungünstig war, wünschte, umsonst oder gegen ganz geringe Preise zum Anbau anweisen zu lassen, sie — zu dulden und ihr den allgemeinen, der Regel nach gar schwachen Schutz der Landesgesetze zu gewähren. —

Lassen wir uns durch eine vorurtheilsfreie Betrachtung und die Erfahrung bei Bildung unsers Urtheils leiten, — die Phantasie soll dabei nie mitsprechen! — so reducirt sich die Frage der deutschen Auswanderung auf folgende einfache Sätze:

a) sie ist nur nach den gesunden Ländern der gemäßigten Zone, deren Klima dem deutschen gleich ist, oder sich von demselben wenig unterscheidet, anzurathen;

b) allen andern sind die nördlichen Gegenden der Vereinigten Freistaaten von Nordamerika vorzuziehen;

c) der Auswanderer dahin verlasse das alte Vaterland mit dem festen Vorsatze, in kürzester Frist Amerikaner zu werden, Amerikaner mit Fleisch und Blut, mit Leben und Streben. Die Visionen vom Aufbau eines Jungdeutschlands in Nordamerika, und von Geltendmachung unserer Nationalität in der Union gebe er völlig auf. Es sind Träume. Jeder deutsche Auswanderer sei vielmehr gewiß, daß er in der Union ein Volk trifft (die anglo-sächsische Race), welches, dem deutschen zwar stammverwandt, ihm doch in allen Dingen des Geschäftslebens weit überlegen ist, und dem er sich so schnell als möglich assimiliren muß, wenn er gut und rasch fortkommen will. Er muß sich der Strömung des anglosächsischen Volksthums gänzlich und mit Hingebung überlassen. — Folglich ist auch

d) das Geschlossenbleiben deutscher Auswanderung in der Union Thorheit. Die dafür organisirten Vereine haben, sobald sie den

Boden der Freistaaten betreten haben, keinen Sinn mehr. Sie sind also im besten Fall nutzlos, und schon deshalb soll man sich von solchen fern halten.

e) Für deutsche Auswanderungen nach den Tropenländern überhaupt, am wenigsten nach den von der romanischen Race und ihren farbigen Nachkommen occupirten Staaten ist keine Chance des Gedeihens; die Regel ist — Verderben. Der deutsche Kolonist geht in den Tropenländern unter, wie glänzend und lockend auch die Vortheile scheinen, welche den Ansiedlern von Regierungen, Kapitalisten, Spekulanten, Grundbesitzern und ihren Agenten geboten werden, um die Leichtgläubigkeit und Unwissenheit für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu fangen. — Weniger gefährlich und mißlich ist die Auswanderung nach den gemäßigten Zonen Südamerika's, z. B. den südlichsten Strichen Brasiliens, den La-Plata-Staaten und Chili. Anzurathen sind sie aber doch nicht, so lange die nördlichen Freistaaten der Union fähig sind, den Strom der deutschen Emigration ungetheilt aufzunehmen. Es ist aber Thatsache, daß das ganze deutsche Volk, wenn es auswandern wollte, Raum fände zu seiner Niederlassung in den von der Natur gesegnetsten, gesundesten und fruchtbarsten Gebieten jener mächtigen Republik.

Ich habe mich gedrängt gefühlt, diese Erörterung einer Reihe von Schilderungen der amerikanischen Tropenländer vorauszuschicken, die wohl fähig sein möchten, in manchem Auswanderungslustigen, der über die Frage, wohin? mit sich zu Rathe geht, die Vorstellung zu wecken, „hier, in diesen Paradiesen, möchte ich Hütten bauen!" Das Gewand der Natur ist dort so überaus herrlich und reich — und der Lockvögel singen jetzt so viele!

Der San Juan del Norte, der größte Strom Mittelamerika's, gießt die Gewässer des Managua- und Nicaragua-Sees in das atlantische Meer aus. Der schmale, nur 6 Meilen breite Landstreifen, welcher den großen Ocean von dieser Wasserstraße trennt, soll von einem Kanal durchbrochen werden. Nach der Vollendung desselben wird der unermeßliche Verkehr zwischen West und Ost, zwischen Europa und Indien, China und Australien, zwischen den Emporien der östlichen Unionsstaaten und der amerikanischen Westküste, besonders Kalifornien, diesen Weg nehmen, — die alten um das Kap Horn und das Vorgebirge der guten Hoffnung herum werden verlassen werden, und der Welthandel eine Umgestaltung erfahren; Großstädte werden am Saume dieser neuen Straße für die Handelsflotten der Erde aufwachsen und wie durch den Schlag eines Zauberstabs die jetzt so stillen Ufer des Nicaragua mit den Bühnen des üppigsten Lebens sich bevölkern und Sitze des Reichthums sich erheben inmitten einer paradiesischen Natur.

Schon wird der San Juan, den bis zum Jahre 1852 nur die rohe, aus einem Baumstamm gezimmerte Pirogue des Indianers beschiffte, re-

gelmäßig mit Dampfschiffen befahren, welche Reisende und Güter nach Granada am oberen Nicaraguasee bringen, von dem sie auf Saumthieren an einen der Häfen des stillen Meers gelangen. Der Verkehr zwischen San Francisco (Kalifornien) und den östlichen Häfen der Union (New-York ꝛc.) ist auf dieser Route gegenwärtig ein geregelter geworden. Er wird häufig, wenn auch noch nicht so oft benutzt, als der ältere über den Isthmus zwischen Aspinwall-City (Chagres) und Panama, welchen eine Eisenbahn erleichtert und verkürzt. Bevor die Dampfschifffahrt auf dem San Juan und dem See aufkam, brauchte man zu einer Reise von der Mündung (der Stadt St. Juan) bis Granada 13 volle Tage; jetzt reichen anderthalb Tage aus. Es ist eine Entfernung von ungefähr 40 deutschen Meilen.

Mein Freund Fröbel — der Parlaments-Fröbel — soll euch auf der San-Juans-Fahrt begleiten, die er zweimal — einmal (1850) in der engen Pirogue des Indianers, das andere Mal in der bequemen Kajüte eines Dampfers — zurückgelegt hat.

„Es gibt“, so erzählt Fröbel, „manchen hübschen und lieblichen Ort in der Welt, und manche Landschaft, die ein lebhaftes Interesse in Anspruch nimmt; — das wirklich Schöne, in seiner Art Harmonische, Vollendete, ist jedoch überall nnd in allen Sphären des Lebens selten. Wo wir es sehen, macht es einen tiefen Eindruck auf die Seele; unser Wesen wird erweitert und gesteigert, und der Einfluß, den wir erleiden, ist ein bleibender. Die Natur erscheint uns in solchen Fällen wie ein Kunstwerk, so wie umgekehrt ein vollendetes Kunstwerk uns den Eindruck einer geistvollen und gesteigerten Natur macht.

Ich werde nie einen Morgen vergessen, den ich auf dem San Juan erlebte. — Unser Pirogue hatte für die Nacht in der Mitte des Stromes Anker geworfen. Der Ort war einer der reichsten an wunderbarer Schönheit auf dieser ganzen Fahrt. Ein massenhafter, dicht zusammen gewachsener Baumschlag ruhte an beiden Ufern auf dem Wasserspiegel wie ein grüner, fast senkrechter Wall, und über demselben erhoben sich in mannichfaltigen Formen phantastische Baumgestalten, über welche noch der schlanke, schwankende Schaft einzelner Palmen mit zierlicher Federkrone emporstieg. Reiche Gehänge blühender Schlinggewächse, von denen es fast unmöglich war zu glauben, daß sie nicht die Hand eines geschmackvollen und sinnigen Künstlers geordnet habe, senkten sich, hier schön geschwungene Guirlanden, dort blumige Wände bildend, von den Wipfeln und Zweigen herab bis auf das Wasser, von welchem die Spitzen in sanfter Biegung stromab gezogen wurden. Ich hatte einen Theil der Nacht wachend zugebracht und mich dem Eindruck der Scene überlassen. Sonderbare Baumformen stellten sich im Dunkeln gespensterhaft dar, und sie schienen sich fortzubewegen, wie das Auge sich umsonst bemühte, ihre wahre Gestalt zu erkennen. Von Zeit zu Zeit hatte der Schlag eines

Krokodils im Wasser, der Schrei eines Nachtvogels, das Gebrüll eines hungrigen Panthers, das Geheul anderer mir unbekannten Thiere im Walde, — fremdartige Laute für mein Ohr, — die Stille unterbrochen. Zuletzt war ich eingeschlafen. Am Morgen wurde ich durch einen Gesang geweckt, welchen die Bootsleute an die heil. Jungfrau richteten. Die Töne drückten jenes tiefe religiöse Gefühl, jenen sehnsüchtigen Schmerz einer unglücklichen Kinderseele aus, der den Charakter einiger der einfachsten, aber ergreifendsten Melodien der katholischen Kirche bildet. Die nackten Männer saßen auf ihren Bänken, die Ruder in der Hand, der Patron am Steuer, zwei von ihnen im Begriff, den kleinen Anker zu lichten, und alle bereit, das harte Tagewerk unter einer senkrechten Sonne zu beginnen. — Eben ging sie auf, die dunkeln glänzenden Blätter der nahen Bäume vergoldend; und wie ihre ersten Strahlen auf die bronzefarbenen Körper fielen und ihre athletischen und kräftigen Formen in scharfen Kontrasten hervorhoben, während die klagenden, bittenden Töne aus ihrem Munde drangen, erschien es mir, als ob sie, ohne es zu wissen, einen Zauberspruch sprächen, dessen unverstandene Macht ihre wilde Natur gebändigt. Plötzlich hallte der nämliche Gesang aus der Nachbarschaft wieder, und andere Stimmen in einiger Entfernung vereinigten sich mit denen unserer Mannschaft. Zwei andere Piroguen hatten, ohne von uns bemerkt zu werden, in einiger Entfernung hinter vorspringenden Laubmassen geankert, und ihre Mannschaften stimmten in die Hymne der unserigen ein.

Endlich verhallten die Töne in der paradiesischen Wildniß. Ein stilles Gebet — unser Anker wurde gehoben — und mit einem „Bï gará!“ *) wurden zwölf Ruder in Bewegung gesetzt. Die Sonne glänzte flimmernd in dem bewegten Wasser. Die Gipfel der Bäume standen von Licht umflossen. Affen kletterten in den Zweigen. Glänzende Lapa's (Papageien) flogen zu Paaren über den Fluß. Rundumher Heiterkeit, Glanz, Ueberfluß der Natur!

Nicht Eintönigkeit ist der Charakter der Scenerie des San Juan; die ganze Uferlandschaft ist ein beständiger Wechsel ursprünglicher Naturschönheiten. An drei oder vier Stellen sieht man eine Hütte, in der sich ein mit wenigen Bedürfnissen befriedigter Ansiedler aus dem oberen Lande, oder ein Holzhauer, welcher für die Dampfboote Brennmaterial schlägt, mit Weib und Kind niedergelassen hat. Dieß sind die Kulturerscheinungen der jüngsten Zeit, welche man jedoch im Vorüberfahren kaum bemerkt. Holzhauer, welche ich gesprochen, sagten mir, das Ufer sei durchaus gesund. Er war eine der Stellen im mittleren Laufe, wo es Hügel umsäumen. Zuweilen begegnet der Reisende einem kleinen Kanot mit zwei oder drei Melchora-Indianern, von denen einige Familien, vom Fischfang und

*) Ein Ruf der Ermuthigung zur Arbeit. Dieser Ruf und das oft wiederholte „huhpah!“ dieser Bootsleute hat etwas unbeschreiblich Barbarisches.

der Jagd lebend, den Fluß auf und ab ziehen. Ich sah zwei junge Männer dieses Stammes auf dem Wasser, beide von athletischem Körperbau, mit bronzefarbener Haut, langem, reichem und keineswegs straffem Haar, freiem, offenem und heiterem Gesicht, großen ausdrucksvollen Augen. Ein alter Mann dagegen, der das Steuer des Kanots führte, war finster, mißtrauisch und verschlossen. Der Eine von ihnen äußerte, sie seien die letzten Ueberreste ihrer Familie; alle Anderen seien gestorben. Die volltönende, starke, männliche Stimme der jungen Indianer hatte, wie ihr ganzes Benehmen, etwas Imponirendes.

Das Mündungsdelta des Flusses ist eine mit Palmen und Schilf bedeckte Niederung. Erst etwa 14 bis 15 Meilen von San Juan aufwärts beginnen die Ufer sich 10 bis 20 Fuß hoch über dem Wasserspiegel zu erheben. Die Sumpfpalmen verschwinden und es tritt die prachtvolle Vegetation auf, welche ich oben geschildert habe. Neun Meilen weiter aufwärts mündet der Serapiqui, und noch dreizehn Meilen weiter der Rio de San Carlos, beides bedeutende Nebenflüsse, die von Süden her aus den hohen Gebirgen von der Costa Rica kommen. Der erste bildet den einzigen Zugang, welchen dieser Staat von der Ostseite her hat. Kanots können ihn eine Strecke aufwärts befahren, bis zu der Stelle, wo einige Hütten stehen, die den Namen San Alfonso führen, und wo die Landreise über hohe, mit Urwald bedeckte Gebirge beginnt. Eine Gesellschaft deutscher Auswanderer, welche im vorigen Jahre, guten Rath in San Juan verschmähend, die Fahrt, diesen Nebenfluß hinauf, allein unternahm, ist auf derselben meist verhungert. Ein Mann, welcher Weib und Kind auf diese Weise verloren hatte, stürzte sich aus Verzweiflung und Wahnsinn in den Strom. Wenige kamen, und diese krank und elend, nach San Juan zurück.

Bei dem Rio de San Carlos treten waldige Hügel und Berge an den Fluß heran, etwas weiter aufwärts beginnt aber eine Reihe von Stromschnellen (Raudales), welche der Schifffahrt ein großes Hinderniß in den Weg legen und die erst die Amerikaner mit der Kraft des Pulvers in neuester Zeit zu beseitigen versucht haben. Die erste Stromschnelle ist der Raudal de Machuca. Er führt seinen Namen zum Andenken an Diego de Machuca, den ersten Europäer, welcher den Fluß befuhr. Die Spanier drangen nämlich von der Südsee aus in Nicaragua ein. Pedro Arias de Avila, der erste spanische Statthalter von Nicaragua, hatte im Jahre 1529 die beiden Seen im Innern durch Martin Estete untersuchen lassen. Man vermuthete eine Wasserverbindung beider Oceane. Diego de Machuca setzte diese Untersuchung fort und führte 200 Spanier am Ufer des Flusses hinab, von einigen Booten begleitet, die den Weg auf dem Wasser machten, und von der Mündung aus folgte die kühne Schaar der Küste des karaibischen Meeres bis nach Nomgre de Dios, dem jetzigen Chagres.

Auf den Raudal de Machuca folgen die Raudales del Mico, de los Valos, del Castillo Viejo, del Toro und de la Vaca, über welchem letzteren die sogenannten todten Wasser — Aguas Muertas — beginnen. Dieß ist der obere Lauf des Flusses, — ein stilles, fischreiches Wasser mit niedrigen Ufern, auf denen von Neuem die Sumpfpalme auftritt.

Unter allen diesen Stromschnellen sind die von Machuca und die von Castillo Viejo die beiden bedeutendsten. Ueber letztere können Boote, ohne am Ufer gezogen zu werden, nicht hinauf gelangen. Gewöhnlich werden sie unterhalb ausgeladen und nehmen oberhalb ihre Ladung wieder ein. Die Stelle ist sehr pittoresk. Der Strom schäumt über große Felsblöcke hin. Ueber ihm, auf steilem Hügel, liegt ein altes spanisches Kastell, seit 1780 verfallen. Bis hierher drang im genannten Jahre eine englische Truppenabtheilung unter Colonel Porson und nöthigte die spanische Besatzung zur Uebergabe, wobei Nelson seine erste Waffenthat verrichtete.

Hat man die Aguas Muertas zurückgelegt, so öffnet sich die Landschaft, und die herrliche Wasserfläche des Nicaragua-Sees, von waldigen Gebirgen eingefaßt, breitet sich aus. Rechts, unmittelbar am Ausgange, liegt auf einem Hügel das Fort San Carlos, — jetzt das Zollhaus von Nicaragua für den Waareneingang von Osten her, mit einer kleinen Militärstation und fünfzehn bis zwanzig Hütten. Der Blick von diesem Hügel ist wunderbar schön. Westwärts erheben sich, als Theil einer hohen Gebirgskette, die Vulkane von Costa Rica, — nordwestwärts, gleich kühnen Pyramiden, steigen aus den Fluthen die beiden hohen Kegelberge der kleinen Insel Ometepek, während in der Nähe niedrige bewaldete grüne Eilande aus dem Wasser tauchen.

Hier endigt unsere heutige Fahrt. Das Schicksal hat mich diese letzten Jahre über viel von der Welt sehen lassen; aber ich zweifle, irgendwo in so kleinem Raume einen größern Reichthum an Naturschönheiten wieder zu finden. Einen Ausflug auf den Nicaraguasee, in das Paradies von Granada — das nächste Mal!" —

Braunschweig.

Braunschweig, dessen ehemalige Befestigungen seit 1814 in freundliche Gartenanlagen umgewandelt sind, liegt in einer Ebene an der Ocker und macht mit seinen hundert Straßen und den 4500 meist massiven Wohnhäusern ein gar stattliches Ganzes, das von fern schon durch seine vielen Thürme und Thurmspitzen imponirt. Wie in allen Städten, die den mittelalterlichen Charakter behalten haben, so sind auch hier die Straßen zwar oft enge und ungerade, von den Märkten mancher klein oder unregelmäßig, und viele der schönsten Monumente der alten Baukunst entweder versteckt, oder durch spätere Anbauten dem Auge theilweise entzogen: großartig aber sind mehre Plätze, so der Burgplatz, mit dem ehernen Löwen Heinrichs, der graue Hofplatz mit dem Residenzschlosse, der Hagemarkt mit dem Theater, und welch herrliches altdeutsches Bild gewährt der Altstadtmarkt mit dem ehemaligen Rathhause! Wir sahen Frankfurt, Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Köln; diesem aber kommt nichts gleich; der nordischen Schwester gebührt der Preis. Die prachtvolle, mit kunstreichen Ornamenten und mit lebensgroßen Kaiserstatuen geschmückte Fronte des alten Rathhauses ist ein Denkmal der Zeiten, in welchen das deutsche Bürgerthum seine Blüthe und Macht entfaltete, die Rolle der Fürsten übernahm, das Faustrecht bekämpfte, neue Grundlagen der Ordnung im Reiche schuf, und, im Hansabunde vereinigt, die Freiheit und Sicherheit der Meere gründete, schirmte, und dem Handel sichere Bahnen brach. Aber dem altersgrauen Hause ist das innere Leben abgestorben, entfremdet seiner ursprünglichen Bestimmung, ist es in Kaufläden umgewandelt worden, und während der Meßzeit dienen die geräumigen Säle fremden Handelsleuten zum Bazar. Die Idee des Bürgerthums, wie sie sich in diesem Hause darstellte, wird und kann nie wieder erstehen: doch hatten sich aus dem alten, sehnigen Athletenkörper so viel straffe Fasern dem neuen assimilirt, daß in unsern Tagen Etwas geschehen konnte, was sich wie ein herausgerissenes Blatt der alten Geschichte Braunschweigs liest. Wer, der die neue Residenz betrachtet, gedenkt jener schaurigen Nacht nicht, in welcher Braunschweigs Bürgerschaft mit dem Brande des alten Schlosses ihrem Fürsten aus dem Lande leuchtete!

Auf dem Burgplatz steht die alte prächtige Kathedrale, eine Stiftung Heinrich des Löwen, des gefeierten Helden Braunschweigs im Mittelalter. Derselbe hatte eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe

gemacht und kehrte im Jahre 1129 wieder heim. Da beschloß er, das fromme Werk mit dem Bau einer Kathedrale und der Stiftung eines Domkapitels zu krönen, und die Frucht dieses Entschlusses war der Braunschweiger Dombau. Er entstand in dem Zeitraume von 1130—1170. Er ist im gothischen Styl aus Werkstücken aufgeführt und eins der besterhaltenen Denkmäler aus so früher Zeit; denn nur das linke Seitenschiff hat eine Veränderung erlitten: es wird von gewundenen Säulen der elegantesten Form getragen. — Auch die innere Ausschmückung ist größtentheils noch die ursprüngliche. Der Kronleuchter mit sieben Armen, der Hochaltar und vieles Andere sind offenbar Werke byzantiner Künstler. Deutsch aber und eines der schönsten Werke seiner Zeit ist das Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde, im Mittelschiff der Kirche. Ihre lebensgroßen Bildnisse von Marmor liegen auf den Sarkophagen ausgestreckt, die ihre Asche bewahren. Unter diesem Denkmal befindet sich die Gruft der Guelphen, von Heinrich dem Löwen an bis auf heute. Es war eine kriegerische Raçe: denn auf 8 Särgen liest man, daß ihre Inhaber in der Schlacht gefallen sind. Auch die zwei letzten Fürsten traf dieß Loos: jenen Veteranen aus Friedrichs des Großen Kriegerschule, der bei Jena die Todeswunde empfing und seinen Sohn, der des Vaters Tod bei Waterloo rächte und rächend den Tod fand. Zwischen ihnen ruht ein Weib, die Königin Karoline von England, die, angeklagt des Ehebruchs, ich einst vor dem ersten Gericht ihres Königreichs hatte stehen sehen.

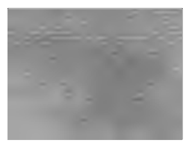
Noch werden im Dom einige Reliquien bewahrt, welche der Löwen-Heinrich aus Palästina mitgebracht. Ein sehr interessantes Denkmal ist die schon erwähnte schöne, antike Bronzestatue eines Löwen, welche die werthvollste Beute von Heinrichs Pilgerfahrt ausmacht. Sie steht auf hohem Fußgestell vor dem Dome auf dem Burgplatz und ist vollkommen erhalten.

Coimbra in Portugal.

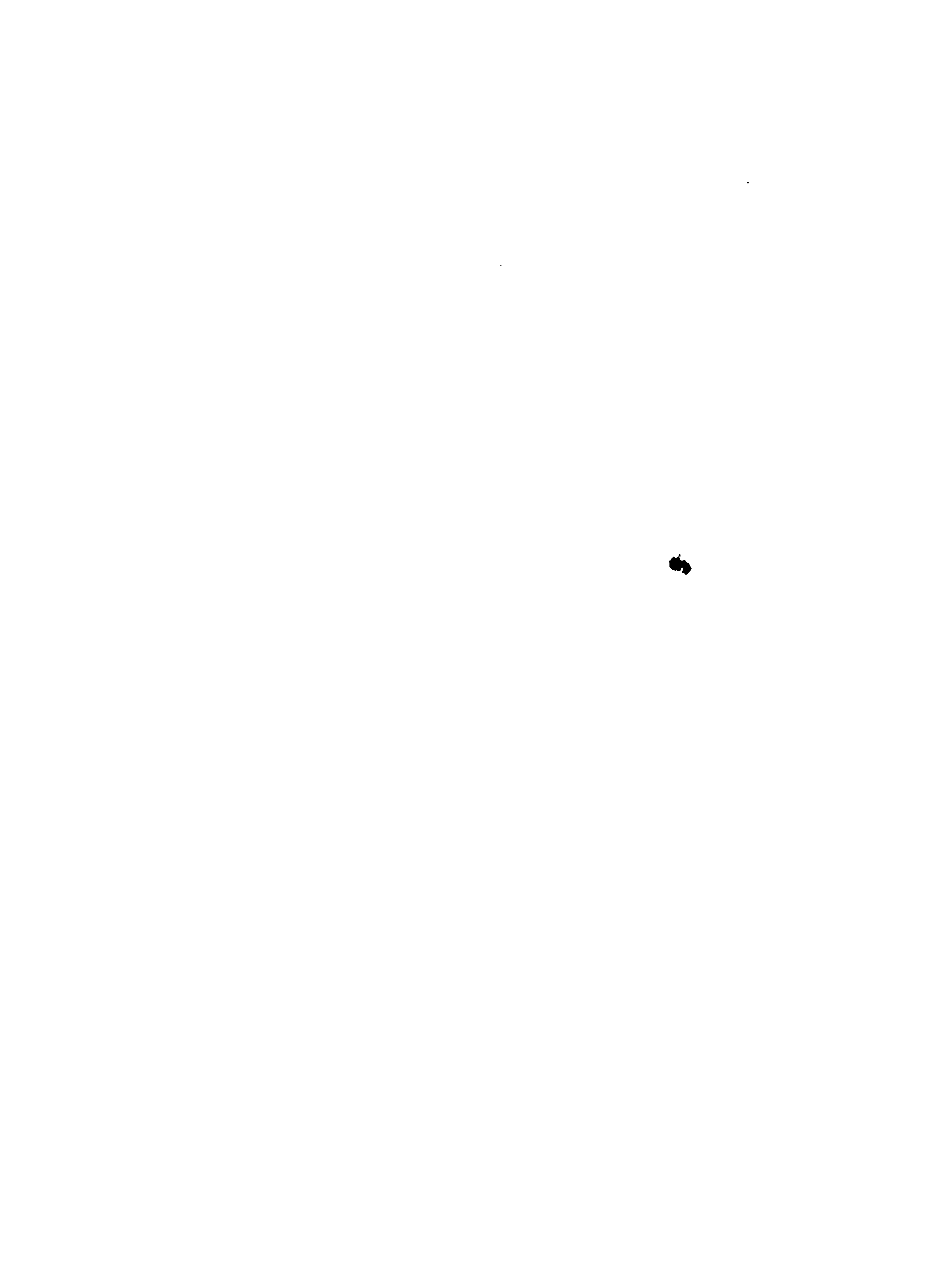
Wenige Länder auf Erden sind von des Schöpfers Hand so gesegnet, wie Portugal, wenige besitzen einen solchen Reichthum von Gegenden, in denen sich die Träume von einem Feenlande verwirklichen. Selten jedoch wohnt das Glück in diesem irdischen Paradiese; Armuth und Faulheit vielmehr, Dummheit und Elend theilen sich in seine Güter. „Ich durchzog“, schreibt ein glaubwürdiger Berichterstatter, der Portugal vor wenigen Jahren besuchte, „die Provinzen Minho=Duero, Tras os Montes, Baira=Alta und Estremadura: ich kam auf diesem Wege mit allen Ständen in Berührung: mit Edelleuten, Geistlichen, Beamten, Kaufleuten, Bauern; überall fand ich nur Unzufriedene, überall hörte ich nur Klagen. Der Anblick der Städte, der Flecken, der Dörfer, der Felder lieferte den Kommentar dazu. Verfall, Vernachlässigung und Verwilderung war der allgemeine Charakter. Von der Regierung in Lissabon sprach man weniger mit Ingrimm, als mit Verachtung. Für nichts fand ich allgemeine Anhänglichkeit, als für die alten Institutionen des Landes, für welche die Bevölkerung des ganzen nördlichen Portugals sich morgen wieder erheben würde, wenn sich Gelegenheit dazu böte. In diesem Lande ist an keine Aussöhnung der Parteien, an kein Besserwerden zu denken. Ein neuer Bürgerkrieg, der über kurz oder lang unvermeidlich ist, wird es nur um so rascher dem Zustande völliger Barbarei zuführen, der es verfallen ist.“

Lassen wir den Jeremias, so wahr er auch reden mag, am Wege sitzen, und wandern wir den Hügel hinan, den der Künstler erstieg, welcher dieß Bild der alten Hauptstadt Lusitaniens zeichnete. Prächtiger Anblick! In anderthalbstündiger Entfernung erhebt sich Coimbra's noble Terrasse aus dem Thale des Mondego, der seinen üppigen Gau in unzähligen Krümmungen durchwindet, und das ganze umliegende Land scheint ein Garten. Diese Stadt der Paläste mit ihren prachtvollen Klöstern, den reichen Kirchen und den romantischen Ueberbleibseln des maurischen Zeitalters macht in der Ferne einen unbeschreiblich grandiosen Eindruck.

Aber auch nur in der Ferne, wie fast alle portugiesischen Städte. Seine Herrlichkeit schrumpft innerhalb der Thore zu einem Gewirre von







engen, schmutzigen, winkeligen, finstern Gassen zusammen; die ordnungslos über einander geschichteten Häuser lassen keinen Ueberblick zu, selbst ihre Masse kann nicht imponiren. Coimbra, dieser uralte Sitz des weltlichen und kirchlichen Glanzes, dieses berühmte Emporium der Wissenschaften in mittelalterlicher Zeit, das einst 200,000 Einwohner zählte und wo die Wissensdurstigen des Abend- und Morgenlandes in Schaaren zusammenkamen, hat jetzt nur 13,000 Einwohner, und die Frequenz der Universität, obschon sie die einzige des Königreichs und so reich mit Stipendien und Freistellen ausgestattet ist, daß den meisten hiesigen Studierenden der Aufenthalt kaum etwas kostet, ist auf 900 gesunken. Zu des großen Pombals Zeit war sie 7000, noch vor 100 Jahren wurde die Aula von 3000 Studiosen besucht! Solche Zahlenverhältnisse reden deutlicher über Portugals Zustand des Einst und Jetzt, als ein ganzes Buch. —

Der Markt in Vittoria (Spanien).

(1856.)

Vittoria ist die Hauptstadt der baskischen Provinz Alava in Spanien, und Spanien ist Europa's reichstes und schönstes Land — in tiefster Armuth, Ohnmacht und Verlassenheit.

Warum das?

Spanien liegt darnieder an den beiden schwersten Krankheiten der Staaten und Völker: an fürstlicher Familienpolitik und politischem Parteihaß, und gleich verderblich für Volk und Land sind die beiden Aerzte gewesen, die sich an sein Krankenlager gedrängt haben: Frankreichs Herrschsucht und Englands Habsucht. Beide schlechten Aerzte führten ihren Hader um den Kranken am Krankenbette fort und fort, und beide wechselten nur ab in dem Bemühen, die Heilkraft, die in der gesunden Natur des spanischen Volks liegt, je nach Gelegenheit und Zweckthunlichkeit, zu schwächen, irre zu leiten oder gar zu ersticken.

Es liegt dem Menschen nahe, beim Anblick eines verfallenen Gebäudes sich im Geiste ein Bild aus dessen Glanzzeit hinzustellen, oder es sich so aufzubauen, wie es sein könnte. Dasselbe Spiel des Geistes wandelt

uns an vor den großen Völkerbauten, den Staaten. Und es ist leicht gesagt, was Spanien sein könnte. Wenn das mit allen werthvollen Gaben der Erde so wohlbedachte Land nur die Bevölkerungsdichtigkeit Preußens hätte, so müßte es auf seinen 8600 Quadratmeilen einer Nation von 30 Millionen Raum bieten, es würde zwei Meere mit den Früchten seines Bodens und seines Fleißes beherrschen und mit Wort und Schwert im Rathe der Großmächte Europa's stehen.

Wie liegt es aber jetzt vor unseren Augen! Das Land, das schon vor fünf bis noch vor drei Jahrhunderten 21 Millionen Bewohner zählte, die der Stolz belebte, daß sie in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit das Höchste zu leisten vermochten, daß sie nicht nur groß da standen zu Land und zur See mit den Werkzeugen und Waffen der Macht und Ehre, sondern daß Künste und Wissenschaften, Gewerbe und Handel bei ihnen blühten, daß prachtvolle Bauwerke sich auf spanischem Boden erhoben, während spanische Schiffe neue Erdtheile entdeckten und die Thore einer neuen Völkerwanderung öffneten, und daß die Paläste und Kirchen sich mit Meisterwerken der Malerei und Bildhauerei schmückten, während Dichter und Denker in den Zungen Spaniens nach dem höchsten Preis rangen, — gibt jetzt „das Land des Weins und der Gesänge“ für die kaum 12 Millionen Bewohner nicht einmal Brod genug; die Prachtbauten der Vorfahren zerfallen, die edlen Künste sind ausgestorben, der Unwissenheit folgt die Armuth auf allen Wegen, wo sonst der Fleiß das Haus und die Fluren belebte; große Flächen des herrlichsten Bodens liegen verödet, die Industrie ist erlahmt, ihre nährenden Brüste, die Kolonien, sind von 310,000 Quadratmeilen mit 18 Millionen Bewohnern zusammengeschrumpft auf 5000 Quadratmeilen mit 3⁷/₁₀ Millionen am spanischen Staatsverband Rüttelnder; Ströme und Seehäfen verschlammen, die Flotte ist zum Wrack geworden, die Hauptstraßen sind am besten an den Räubergruppen zu erkennen, die dort ungescheut lagern, und wie der Vernachlässigung aller Kommunikationsmittel zum Hohn streckte sich lange zwischen der Hauptstadt des Reichs und dem Hauptvergnügungssitz des Hofs des Landes ein einziger Schienenweg aus, als ob Spaniens „schöne Tage“ mit Dampf gesucht werden sollten in den schattendunklen Luft- und Schleichwegen von Aranjuez.

Selbst der letzte Trost des Unglücklichen, die Theilnahme der Nachbarn an seinem schweren Geschick, ging für Spanien allgemach verloren. Die Völker Europa's wurden gleichgültig gegen das Schicksal einer Nation, die in kleinlichen Parteikriegen und effektlos verklirrenden Revolutionskämpfen nur eine höhere Gattung der Stiergefechte, mit ausgesuchteren Greueln, zu erblicken, zu lieben und zu pflegen schien. Man überließ einen solchen Staat zur Beobachtung und zur Ausbeutung den Diplomaten der hohen Politik und des Geldsacks und den stets blutdürstigen Blättern der Zeitungsschreiber. Nichts half dem Lande seine Schönheit und der ewige

Frühling seiner östlichen Seeprovinzen, nichts die Vortrefflichkeit seiner 1200 köstlichen Heilquellen: sie versickern unbenutzt, und unbewundert von westeuropäischen Augen verblühen die Gefilde. Die Goldmünzensaat der Lustreisenden fällt nicht auf den Boden, dessen Bewohner mit dem Charakterzeichen der „Indolenz und Raublust“ gebrandmarkt werden, ja, die man wohl gar aus den Reihen der civilisirten Nationen streicht, wie Lappen, Kroaten und Türken; und während für freiheitskämpfende Griechen, Polen, Tscherkessen rc. sich die Herzen aller Freiheitsfreunde in Europa und Amerika entflammten, nahmen an den politischen Kriegen der Spanier nur einzelne aus den Kreisen der blasirten Gesellschaft versprengte Abenteurer Theil.

Das spanische Volk verdient aber eine bessere Würdigung, sein Unglück eine mildere Beurtheilung, der Kampf um die Erlösung aus seinem Uebel eine regere Theilnahme; und dieß Alles ist ihm sicher, sobald die Augen der Westeuropäer sich bemühen, den verworrenen Rinnsalen des spanischen Elends bis zu den Quellen zu folgen.

Dazu geben wir hier einen Fingerzeig, indem wir die Hauptzüge der Geschichte des Verfalls von Spaniens Volk und Land mit breiten Strichen hinwerfen.

In diesem Jahre, 1856, könnte die spanische Nation das dreihundertjährige Jubiläum feiern vom Ende ihrer Größe. Spaniens Karl I., als deutscher Kaiser Karl V. genannt, der gewaltige Herrscher, „in dessen Reichen die Sonne nicht unterging“, starb 1556. — Jedes Volk überliefert sich durch Jahrhunderte die Erinnerung an seine vergangene Größe und schmückt sie endlich mit dem Immergrün der Sage aus. Das thut der Spanier noch heute mit den Zeiten „des Kaisers“, wie er, trotz allen spanischen Stolzes, mit der deutschen Würde, seinen größten König nennt. Gleichwohl wucherte unter seinem Vorgänger (Ferdinand dem Katholischen) und ihm die Saat des spanischen Unglücks schon im Boden. Die langen und blutigen Kämpfe mit den tapferen und hochgebildeten Mauren arbeiteten bereits an der Entvölkerung des Landes, aber sie trugen wenigstens zur Entwickelung des ritterlichen Charakters im Volke bei. In jeder Beziehung verderblich für Spanien wurde dagegen das, was der gesammten alten Welt zum Heil gereichen sollte: die Entdeckung von Amerika. Sie weckte und nährte einen langen Zug neuer unbändiger Leidenschaften. Vor Allem lockte sie Tausende vom Herde des redlich erwerbenden Fleißes fort, der Drang zum abenteuerlichen Erraffen ungeheuerer Reichthümer leerte, wie eine Seuche, die Werkstätten und die Ackerfluren, das Goldfieber riß in allen Gliedern, — und als endlich in öffentliche und Privatkassen die heißbegehrten Ströme edler Metalle mündeten, erdrückten sie das Edelste jedes Volks: seinen freien Fleiß und damit seine Freiheit selbst. Denn alle Summen, welche in die Hände des Adels und Bürgers aus dem Goldlande direkt flossen, oder durch die

Verschwendung von oben nach unten sickerten, fanden im spanischen Volke keinen Boden; sie wurden die Beute der betriebsameren Nachbarn, die den großen Verschwender eifrig bedienten, bis sie ihn „ausgezogen" hatten; — während das Königthum, mit der Priesterschaft im Bunde, die durch unermeßliche Schätze gehobene und gesicherte Macht benutzen konnte, um Volk und Adel zugleich in Fesseln zu schlagen. Diese Mittel der Gewalt bedurften nur des rechten Arms, und der fand sich: Karls Nachfolger, Philipp II., erhob ihn, und ihm gelang das Werk der Zerstörung. Groß und blühend, mächtig zu Land und See vor allen Staaten Europa's hatte Philipp im Jahre 1556 das Land geerbt: entvölkert und verarmt, ohne Flotte, ganzer Provinzen beraubt, mit „der Ruhe eines Gottesackers" — so hinterließ er es. Uebermuth und Herrschsucht, Fanatismus und Goldgier, Armada und Inquisition hatten Das vollbracht.

Den beiden nächsten Philippen (III. und IV.) blieb nur wenig zu verderben übrig: der Rest der friedlichen und gewerbthätigen Mauren (Morisken) mußte — eine harte Strafe für Spanien — das durch fortwährende Kriege immer ärger verödende Land verlassen, und Portugal ward so lange mißhandelt, bis es sich von Spanien losriß. Endlich brachte das Aussterben des spanischen Königstammes dem Volke einen neuen dreizehnjährigen Krieg und das Schauspiel einer neuen Thronbesteigung. Damit ist der erste Akt des spanischen Staatsdrama's geschlossen. Im zweiten kommt das Haus Bourbon zur Regierung und Spanien — vom Regen in die Traufe.

Hier stehen wir an einem Ausgangspunkt der Stürme, welche das spanische Volk und Land noch in der Gegenwart verheerten.

Ludwig XIV., 1643—1715 König von Frankreich, der Vater des modernen Luxus und Despotismus, hatte seinen Enkel, Philipp von Anjou, auf den spanischen Thron gebracht. Spanien, Deutschland, Italien, die Niederlande und Frankreich waren durch diesen spanischen Erbfolgekrieg zwar vielfach verheert und geschwächt worden, aber — das Haus Bourbon hatte einen neuen Thron, — und im Glanz der Häuser sollten fortan die Völker ihr eigenes und oft einziges Glück sehen. Wo aber die Völker ein Zweifel beschlich über die hohe volksbeglückende Sendung des Hauses Bourbon, da stellte man den einzigen Besseren des Geschlechts, Heinrich IV., als einen Heros der Volksfreundlichkeit auf, welchen somit ein diplomatischer Kunstgriff gleichsam politisch kanonisirte.

Philipp V. (so hieß Anjou als König) war Bourbon genug, um wiederum vor Allem auf die Sicherung seiner eigenen Dynastie in Spanien zu denken. Um einer Vereinigung der Kronen Spaniens und Frankreichs auf einem Haupte vorzubeugen, führte er das salische Gesetz, und zwar mit der Beschränkung, ein, daß die weibliche Nachfolge der spanischen Bourbonen von der Regierung so lange ausgeschlossen bleibe, als irgend ein männlicher Nachkomme Philipps von Anjou lebe, sobald nach

dem vollständigen Aussterben seines Hauses das Haus Savoyen den Thron besteige, schließe das salische Gesetz fortan alle weiblichen Familienglieder von der Thronfolge für immer aus. Diese Anordnung bestätigten die Cortes des Reichs als Grundgesetz des Staates im Jahre 1713.

Für das Haus war nun gesorgt; die königliche Hauptaufgabe war gelöst. Auch alles Andere blieb nicht beim Alten, sondern wurde immer schlechter. Der Staatswagen rollte immer rascher bergab. Ludwigs XV. schmachvolle Regierung in Frankreich hatte in Spanien ihr getreues Spiegelbild. Die einzige Anstrengung, zu welcher jedoch der mächtigste Sporn in dem nicht zu vertilgenden Nationalstolz der Spanier selbst lag, die fast dreijährige Belagerung von Gibraltar (1779—1782) ausgenommen, war Alles, was die Bourbonen in hundert Jahren vollbrachten, eine ununterbrochene Reihe von Erbärmlichkeiten des Hoflebens. Das Ceremoniel wurde bis zur Spitze narrenhafter Abgötterei gesteigert, die sogenannte Regierung des Landes Weibern und deren Subjekten überlassen, die Verarmung des Staats durch alle Mittel der Verschwendung, die Verarmung des Volks durch alle Künste der Aussaugung von Innen und Außen befördert, die große Masse der Barbarei anheim gestellt. Spanien vegetirte nur noch und war nahe daran, in chinesische Stumpfheit zu versinken, — da schlug die Flamme vom brennenden Nachbarhause an Fenster und Thore des Schläfers, die französische Revolution rüttelte das spanische Volk auf aus seiner Lethargie, und Napoleon warf mit einem Stoß seiner Faust das spanische Bourbonenhaus um, so leicht, wie ein Knabe sein Kartenhaus.

Häuser fallen leichter, als die Völker. — Nie hat ein Volk nach so langem entnervendem Druck, sich so groß, so majestätisch erhoben! Als sein eigener König (Karl IV.), nicht aus Freiheitsliebe, sondern aus Furcht vor dem Stärkeren, mit dem Franzosenthum liebäugelte, zwang es ihn zur Abdankung, und als Napoleon den geflüchteten Vater und den nacheilen-Sohn (Ferdinand VII.) zugleich vom Throne stieß, um einen Zweig seines eigenen Stammes auf den leeren Platz zu pflanzen, begann jener weltberühmte Nationalkrieg des ganzen Volks gegen den damals noch nie besiegten Mächtigsten der Erde, bei dem ihm England im eigenen Interesse beistand. Dieser spanische Befreiungskrieg, von den Heldenkämpfen von Saragossa bis zum Siegestag von Vittoria (dem Gegenstande unseres Bildes) bleibt ein ewig grünes Ehrenblatt des spanischen Volks, und es erfocht sich durch denselben das Recht, das Dulden und Schweigen zu brechen, mit welchem es gerade hundert Jahre lang die Bourbonen über sein Schicksal hatte schalten und walten lassen.

Von diesem Recht hatte es den würdigsten Gebrauch gemacht. In dem Königreich ohne König, von Feinden bedrückt und vom Krieg verheert, hatte das Volk, die Waffen des freiwilligen Kämpfers in der Hand, im Jahre 1812 sich eine Verfassung gegeben, die, in großer schwerer Zeit

entstanden, das Volk zusammenhielt und mit der Hoffnung auf endliche Errettung aus seiner Noth erfüllte. Um diese „Verfassung von 1812" schaarten sich die Besten der Nation fort und fort, auch nachdem dieselbe durch die List und Gewalt des heimgekehrten Hofs von der Nationalfahne gestrichen und als Inschrift auf das Banner einer Partei verwiesen worden war. Der Verfassungskampf öffnete das eine Thor, aus welchem seit dem großen spanischen Befreiungskrieg die Stürme über Spanien losbrechen. Damit aber über das arme Land kein Uebel allein komme, that das Haus Bourbon ein zweites auf, das in unsern Tagen Spanien mit Gräueln überschüttete, wie Deutschland sie in den gräßlichsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges erlebt hat.

Werfen wir erst einen Blick auf die Regierung Ferdinands VII.; ihr Ende führt uns zum Anfang der eben angedeuteten zweiten Landplage.

Im Jahre der Heimkehr aller von Napoleon abgesetzten Monarchen, 1814, ließ sich auch Ferdinand VII. auf dem Thron Spaniens nieder. Seine erste That war Aufhebung der Verfassung von 1812, Wiederherstellung der Inquisition und des Jesuitenordens und Verhaftung und Verfolgung der Männer, welche dem Volke im Kampf gegen die fremden Unterdrücker wie beim Aufbau der Verfassung als treue Führer gedient hatten und die man nun mit dem schwer verdächtigenden und höchst gefährlichen Ehrentitel „Liberale" bezeichnete. — So war der Nation der Handschuh hingeworfen. Sie nahm ihn auf. — Am 1. Januar 1820 brach der Aufstand aus, die Volkshelden Quiroga und Riego leiteten ihn, und schon am 7. März mußte Ferdinand VII. den feierlichen Eid auf die Konstitution der Cortes von 1812 schwören. — Die neue Regierung konnte, wollte sie die Finanznoth des Staats und den auf dem Volke lastenden Druck zugleich erleichtern, Adel und Geistlichkeit im weichen Sitz ihrer alten Vorrechte nicht ungestört lassen. Dadurch rief sie einen neuen Feind gegen sich in die Schranken; die rasche Aufhebung der Klöster und Majorate genügte, um für den Absolutismus ein neues Heerlager zu gründen: im Dienste der Geistlichkeit und des Adels zog eine sogenannte Glaubensarmee gegen die Anhänger der Konstitution zu Felde (1822). Bald darauf, am 7. April 1823, rückte auch eine französisch-bourbonische Reaktionsarmee über die Bidassoa heran, und ihr gelang es, weniger mit den Waffen, als durch Bestechungen aller Art, den König, den Adel und die Geistlichkeit von den Unbequemlichkeiten der konstitutionellen Regierung zu befreien. Die Reaktionsgesellschaft schwelgte in Rache gegen die „Liberalen". Quiroga starb im Exil, Riego am Galgen.

Auch die Zukunft lachte dem Absolutismus freundlich. Des Königs Bruder und gesetzmäßiger Nachfolger, Don Carlos, war die sichere Stütze desselben und seine Kamarilla umgarnte auch den König. So zappelte dieser im selbst zusammengezogenen Netz, bis er in ein zweites ge-

rieth, das ihn aus dem ersten befreite: er schloß eine vierte Ehe, und zwar mit Marie Christine von Neapel. Dieses Weib beherrschte fortan Spanien. Die Zügel der Hofintriguen in starker und geschickter Hand, entriß sie ihrem Gemahl das Versprechen der Aufhebung des salischen Gesetzes, im Fall sie eine Tochter gebären würde, und als sie diese (Isabella) geboren hatte, entlockte sie ihm ein Testament, in welchem sie während der Minderjährigkeit der Thronfolgerin zur Regentin von Spanien eingesetzt ward. Die Kamarilla des Absolutismus wendete sich nun gegen Ferdinand VII., der endlich 1833 die Augen schloß.

Damit schließt der zweite Akt des spanischen Staatsdrama's. Der dritte führt die Ueberschrift: Weiberregiment und Bürgerkrieg, bis auf unsere Tage.

Am 29. März 1830 hatte Ferdinand VII. durch ein eigenmächtiges Dekret das salische Gesetz aufgehoben, also mit Nichtachtung der Rechte des Landes. Erst im April 1833 wurden die Cortes einberufen. Die Zwischenzeit war zur Bearbeitung derselben vortrefflich benutzt worden, denn sie huldigten der dreijährigen Thronerbin ohne Weiteres. — Gegen diese Schritte der obersten Staatsgewalten Spaniens protestirten der Infant Don Carlos und der König von Neapel am 29. April 1833. Ferdinand VII. starb am 29. September, Königin Christine setzte sich als Regentin auf den Thron ihrer Tochter und erhob ihren Stallmeister zu immer höheren Würden. Die Nation aber spaltete sich in zwei Parteien, und hinter allen stellte, theils versteckt, theils offen, sich das Ausland hetzend und kampfbereit auf. So war Alles würdig gerüstet zum Empfang eines neuen — siebenjährigen Kriegs. Um von den Wirren der folgenden Stürme eine nur einigermaßen klare Uebersicht zu geben, zeichnen wir die Gruppenstellung mit wenigen Zügen hin und übergehen die vielen kleineren und größeren Namen, Daten und Unthaten, nur das Hervorragendste berücksichtigend.

Jedes Land hat seine Vendée. Die spanische ist in den baskischen Provinzen und Navarra zu suchen. Dort war das Heerlager der Vertheidiger des alten Rechts. Um die eisernen Kisten zahlreicher Privilegien schaarten sich die Anhänger des Absolutismus, riefen den Infanten Don Carlos zum König Karl V. aus und nannten sich Carlisten. Sie verfochten mit den Principien der Legitimität und des Absolutismus zugleich die Rechte der Kirche und der Geistlichen und hatten ihre geheimen Beschützer und Unterstützer in einigen „nordischen“ Fürsten. Ihre besten Feldherren waren nach einander Zumala-Carreguy, Cabrera und Maroto, und die kühnsten Guerillasführer Zariategui, Gomez und Sanz, ihre Hauptsitze Bilbao und unser Vittoria. Von da verbreitete sich der Aufstand weiter nach den nördlichen und westlichen Provinzen des Reichs. Auf der Seite des neuen weiblichen Königthums standen alle Freunde der konsti-

tutionellen Staatsentwickelung; sie nannten sich Christinos. Im Oberbefehl derselben folgten rasch auf einander Rodil, Mina, Valdes, Cordova, Espartero. Noch ehe Don Carlos (der erst in Portugal, dann in England geweilt hatte) selbst den spanischen Boden betrat, schlossen gegen ihn England, Frankreich und Portugal mit Spanien die sogenannte Quadrupelallianz und sandten von Nord, Süd und West ihre Hülfstruppen in das Land.

Der Krieg wurde vom ersten Schwertstreich an mit der Erbitterung geführt, die allen Bürgerkriegen eigen ist. Die Carlisten errangen in kurzer Zeit durch Einigkeit und Thatkräftigkeit der Führer große Vortheile, während im Lager ihrer Gegner politische Parteien hervortraten und die Kraft der Waffen schwächten. Dieß änderte sich plötzlich, als die Ultraliberalen an die Spitze der Christinos kamen. Sie gaben dem verwirrten Treiben eine bestimmte Richtung und dem Haß ein bestimmtes Ziel, jenes geschah durch Einberufung der Cortes von 1812, dieses durch Aufhebung von 900 Mönchsklöstern, gegen welche die Wuth des Pöbels sich in aller Scheußlichkeit austobte. Dieß und die Verstärkung der beiden Feindeshaufen durch fremde Hülfe verwandelte den Krieg aus einem menschlichen Kampf in unmenschliches racheseliges Würgen. Das Wort Pardon war schon vom Anfang an gestrichen; von nun an galt es auch für die Wehrlosen nicht mehr. Werfen wir nur einen Blick auf ein einziges Bild aus diesem Krieg! „In Galizien (erzählt ein Augenzeuge) und in der Mancha waren die Truppen der Königin stets den Guerillas überlegen, sie hatten also keinen Grund, ihre Neigungen zu verleugnen, und konnten ohne Furcht und ohne Rücksicht ihr Schreckenssystem auf den höchsten Grad treiben. Da wurde jeder Gefangene und carlistisch Gesinnte erschossen, ihre Angehörigen mit Schimpf vertrieben, die der Anführer nach langen Qualen ohne Gnade hingemordet; da starben die 39 Verwandten des Hauptchefs in der Mancha, Don Vicente Rojero-Pajillos, getödtet ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, die Frauen bis zum letzten Augenblick zur Befriedigung viehischer Lust benutzt, — das ungeborene Kind ward der zu Tode geschändeten Mutter, der Enkelin Pajillos, aus dem Leibe gerissen und — füsilirt, um keine Spur vom Leben des Geschlechts zurück zu lassen! Gefangene Chefs wurden in Galizien geviertheilt, die zuckenden Glieder als Trophäen über die Stadtthore ausgesteckt!" — Das ist kein Bild von 1635, sondern 1835, und nicht aus dem Kaffernland, sondern aus dem christlichen Staate ihrer katholischen Majestät. Das Bild hat carlistische Färbung, das ist wahr; aber eben so wahr ist es, daß die Rache der Sieger im Bürgerkrieg keine Grenzen kennt, wenn diese Sieger zugleich die vorher herrschenden waren.

Während das Glück der Waffen zwischen den Parteien hin- und herschwankte, bald diese, bald jene begünstigend, während der Charakter des Kriegs derselbe blieb, kühne Streifzüge, Ueberrumpelungen, einzelne

Belagerungen (Bilbao und Segovia), Eroberungen und Entsetzungen, viele Gefechte und noch mehr Metzeleien, Vertreibungen und Hinrichtungen Land und Leben verödeten, gingen in beiden Feindeslagern Veränderungen vor, die den Sturz der beiden Parteihäupter, des Don Carlos und Christinens, herbeiführten. Bei den Christinos standen sich die beiden Parteien der Exaltados und der Moderados (nach deutschen Begriffen: „Gesinnungstüchtige“ und „Gutgesinnte“) schroff gegenüber. Durch die Militärrevolte von la Granja hatten die Ersteren gesiegt. Bald ermuthigte ein Lächeln des Glücks die Königin, und rasch erhoben, von ihr begünstigt, die Moderados wieder das Haupt und führten die durch ihren Einfluß abgeschwächte Verfassung von 1837 durch; Espartero aber war der glückliche Feldherr der Christinos und die Hoffnung Aller, die sich nach Frieden sehnten. — Im Hoflager des Don Carlos arbeitete die alte absolutistische Kreuzspinne, Kamarilla genannt, an einem neuen Netz, das bald die Thätigkeit der besten Heerführer lähmte und mit „Pfaffentrug und Weiberlist“ Zwietracht und Mißtrauen zwischen sie streute, um jeden Einzelnen leichter zügeln zu können. Als aber der General Maroto sogar des Verraths gegen Don Carlos angeklagt wurde, so schloß derselbe, des Undanks und wohl auch der Grausamkeiten, die durch Narvaez 1838 auf eine selbst die Christinos empörende Höhe getrieben worden waren, müde, mit Espartero den Vertrag zu Vergara am 31. August 1839. Dieser gab der carlistischen Sache den Todesstoß. Kurze Zeit nachher verließ Don Carlos mit seinem Hofe den spanischen Boden. — Wie schon ein Jahr vor seiner Ankunft, so dauert nun noch ein Jahr nach seinem Scheiden der Kampf seiner Anhänger für das Königthum ohne König fort, bis der letzte Ritter desselben, Cabrera in Katalonien, die letzte Hoffnung für dasselbe aufgab und mit dem Rest seiner Getreuen nach Frankreich floh.

Damit endete dieser siebenjährige Krieg. Er hatte das Land von dem einen Haupt der Zwietracht, dem nicht an sich, sondern nur durch seine Partei und deren Ziel gefährlichen, befreit. Noch größere Erwartungen erregte jedoch dieses Jahr 1840 dadurch, daß noch im Oktober desselben auch das andere Haupt der Zwietracht, das an sich selbst gefährlichste, Königin Christine, ihrem Gegner auf dem Verbannungswege nach Frankreich unfreiwillig nachfolgte.

Das war Espartero's Werk, und eben kein schweres. Gehaßt wegen ihrer Herrschsucht, wegen ihrer Hinterlist gefürchtet und wegen ihres bereits angedeuteten Verhältnisses mit ihrem Stallmeister, den sie trotz aller Ernennungen, Ordensverleihungen und Standeserhöhungen in den Augen der stolzen und sittlich gekränkten Nation nicht erheben konnte, von dieser verachtet, hatte Christine Alles verloren, was sie in ihrer Würde als Regentin und der noch höheren Würde als Königin-Mutter hätte aufrecht halten können. Die Gewalt der Waffen fehlte ihr, denn das Heer stand auf der Seite der Exaltados, gegen welch[illegible] Regierung der Regentin sich plag, ein regelmäßiges [illegible]

gern der Moderados, als konstitutioneller „spanischer Stand" bediente. Gerade deshalb liebäugelte Espartero mehr und mehr mit der progressistischen Partei, unterdrückte mit ihrer Hülfe alle Aufstandsversuche zu Gunsten Christinens und ward im Mai 1841 als alleiniger Regent für die minderjährige Isabella anerkannt.

Von da an, in den letzten fünfzehn Jahren, bietet die Geschichte Spaniens nichts mehr, als das Auf- und Abwogen von Reaktion und Revolution in naturgemäßer Folge.

Espartero's Regentschaft dauerte zwei Jahre. Er ging mit eisernem Schritt auf seinem Dornenpfad, ordnete viel und zertrat viel, verlor die Richtung und wandte sich im diktatorischen Machtgefühl von denen ab, die ihn gehoben hatten: von den Exaltados. Mit diesen wankte das Heer und fiel von ihm ab. Den politischen Gegnern schloß die Geistlichkeit sich an, und ein neues Garn war fertig, dessen Fäden alle in einer Hand in Paris zusammenliefen, in die der Königin Christine. Es bedurfte nur eines Fehltritts, und der Regent lag am Boden. Das geschah im Mai 1843. — Espartero flieht nach Portugal, die dreizehnjährige Isabella wird für mündig erklärt, Christine setzt sich abermals zu ihr auf den Thron, die Moderados revidiren nach ihrer Weise die Verfassung so lange, bis kein konstitutionelles Atom mehr darin zu finden ist, und Narvaez, erst christinischer Aufstands-, dann eben so eifriger Reaktionsgeneral, hält die Zügel der Regierung in der Faust. Trotzdem entfallen sie, nach abermals zwei Jahren, auch ihm; von Allen verlassen, verläßt er freiwillig das Land.

Nun gesellt sich zum Wirrwarr der Hofintriguen das Spiel des Ministerwechsels, je nach den Siegen oder Niederlagen der englischen oder französischen Diplomatie. Die englische Regierung trennt bei diesem Koulissenstück die junge Königin, die man indeß vermählt hatte, mit Hülfe junger schöner Generale von Gemahl und Mutter, treibt die Letztere noch einmal nach Paris und lockt die Progressisten mit neuen Hoffnungen zum Thron heran. Dagegen leitet Frankreich die Versöhnung ein, führt Christine und Narvaez nach Madrid zurück, verscheucht die jungen schönen Generale aus der Nähe der Königin und bringt die Moderados wieder auf die Oberfläche der Bewegung.

Da schlug es 48, und der Schall der europäischen Sturmglocken durchzitterte auch Spaniens schwüle Luft. Dem Ausbruch der drohenden Wetter zu wehren, verhängt Narvaez Belagerungszustand und Standrecht über ganz Spanien. Aber der Schrecken, der alle europäischen Höfe durchzuckt hatte, mußte auch in den zu Madrid fahren. Alle unterdrückten Parteien erhoben sich: Aufstände in Madrid (am 26. März und 6. Mai), eine Militärrevolte zu Sevilla, ein diplomatischer Bruch mit England, republikanische Versuche in den Ostprovinzen und eine carlistische Fahnenerhebung Cabrera's in Katalonien waren die politischen Frühlingsblüthen

des Jahres. Ueber alle wurden Narvaez und Manuel de la Concha Herr. „Ruhe und Ordnung" waren äußerlich wieder hergestellt.

Desto unordentlicher und unruhiger blieb der Hof: er wühlte an den Grundfesten des Staats nach gewohnter Weise fort. Während verständige Männer die augenblickliche Ruhe zu benutzen suchten, um die heillose Wirthschaft im Staatshaushalte zu säubern und zu regeln, war das Weiberregiment sammt Anhang einzig bemüht, tabula rasa mit allen Verfassungsrechten zu machen; während das Volk, erdrückt von den Lasten des Staats, in wahrer tiefer Noth vor den verschütteten Quellen seines einstigen Wohlstandes steht, ohne anderes Vertrauen und andere Hoffnung als auf die Männer, die sein Wohl berathen und seine Rettung herbeiführen sollen, — spielt der Hof mit den Rechtsheiligthümern der Nation, vernichtet und beschimpft eines nach dem anderen, und wo ihm der kitzelnde Genuß des Gelingens einer List entgeht, da vollendet die rücksichtslose Gewalt das Begonnene. So blind fuhr man auf dieser Bahn drauf los, daß sogar einem Narvaez schauderte vor dem Abgrund, zu welchem sie führen mußte. Er verließ Spanien im Januar 1851 und kehrte erst im Herbst von Frankreich dahin zurück. Sein Gehen und Kommen änderte nichts im Lauf der Dinge. Intriguen und Capricen, persönliche Interessen und Gelüste aller Art, dazu Mißtrauen nach allen Seiten und Unschlüssigkeiten in allen Ecken, die sich in sich selbst widersprechenden Kabinetsprogrammen tagtäglich offener an's Licht stellten, — das war das Treiben in der obersten Region; — in der Mitte Parteihäupter aller Sturmzeiten und Principien, alle zorngeschwellt und kampfbereit; — und unten, ganz unten, die unglückliche Nation, ein Verein edler herrlicher Volksstämme, verwahrlost und allen Lockungen und Bedrückungen der Parteien bloßgestellt, in sich vielfach gespalten und allerwärts mit tiefer Mißstimmung erfüllt: — so war Spanien 1854.

Im Juni des genannten Jahres brach eine neue Revolution aus, diese führte eine neue Reaktion und diese endlich den letzten Sturm herbei, mit welchem Spanien in diesem Jahre, 1856, an dem Gebäude seines dreihundertjährigen Elends rüttelte. Das war seine blutige Jubiläumsfeier. Sie ist vorbei. Zu einer eingehenderen Darstellung dieser beiden letzten Erhebungsversuche des spanischen Volks wird uns vielleicht ein anderes Bild Gelegenheit bieten. —

Das Bild, welches uns zu diesem geschichtlichen Streifzug veranlaßt hat, stellt den alten Markt von Vittoria vor. Trachten und öffentliches Leben zeigen sich hier nicht verschieden von dem im übrigen Spanien. Dagegen bietet das Aeußere der Stadt selbst viel Eigenthümliches, das ihr zum Vorzug gereicht. Die Straßen sind breit und reinlich, schmucke Häuser aus behauenen Steinen geben den Hauptstraßen ein in Spanien seltenes Ansehen von Wohlhäbigkeit. Besonders stattlich ist der neue Marktplatz, ein regelmäßiges Viereck von 220 Fuß Länge und Breite, von Pa-

lästen umgeben, die von Einem Baumeister nach planmäßiger Ordnung aufgeführt worden sind. Den ganzen Platz umgibt ein 15 Fuß breiter, mit gewölbter Dachung versehener Portikus, welcher auf jeder Seite des Marktes 19 Bogen hat und im Fond zu Waarengewölben führt. Ueber letzteren erheben sich die zwei Stockwerke der Gebäude. — Von den fünf Kirchen Vittoria's ragt im Hintergrund unseres Bildes der Dom hervor, ein ursprünglich gothisches Bauwerk, dem die Geschmacklosigkeit späterer Zeiten seine jetzige verzopfte und verschnörkelte Gestalt gegeben. Unter den weltlichen Gebäuden zeichnet sich der Palast der Provinzialdeputation aus, dessen Aufschrift: „Diputacion de Alava“ ein Zeugniß baskischen Stolzes und zugleich eine sehr beredte Demonstration ausspricht gegen die verschiedenen Regierungsangriffe auf das Institut der Generaldeputationen, für deren Sitzungen das stattliche Gebäude bestimmt war. Denn die Basken sind ein kerniger, unvermischter Volksstamm, der immer schlagfertig ist und jeder Regierung trotzt, die sich an seinen alten Rechten und Einrichtungen vergreift, daher im eigenen Bereich konservativ bis zur Starrheit und für die allgemeine politische Entwickelung Spaniens ein so schwerer Hemmschuh, wie die Urkantone für die Schweiz. Wie die Schweiz für ihre Nachbarländer, war das Baskenland und namentlich Vittoria stets das Lieblingsasyl politischer Flüchtlinge aus Frankreich, die erst in diesen Tagen (in Folge der letzten Revolution) im Inneren Spaniens „internirt“ worden sind. Die 12,000 Einwohner Vittoria's sind auch in industrieller Beziehung regsam. Ihre Gerbereien, ihre Fabriken für Tafelzeuch, Töpferwaaren, Eisen- und Kupferwaaren beschäftigen viele Hände, und ihr Handel mit Wein (dem berühmten Chacoli), Wolle, Tuch, Pferden, Mauleseln und Rindvieh hat sich durch alle Kriegsübel nicht ganz darniederschlagen lassen. Dieß Alles verschafft der Stadt jene Wohlhabenheit, die sich schon im Aeußeren zeigt, mit der sie sogar für Pflege von Kunst und Wissenschaft Einiges thut, indem sie eine Zeichenschule und ein Münz- und Antikenkabinet erhält, und mit der sie für Anstalten der Wohlthätigkeit (Waisenhaus und Spitäler) sorgt. Hauptsächlich zeigt sie sich aber in den großen Opfern, die sie der unbändigen Schaulust des Volks bringt. Auf dem neuen Markt werden jeden Sommer drei bis vier Stiergefechte gehalten, deren jedes 6—7000 Piaster (ungefähr 15,000—17,500 Gulden rhn.) verschlingt. Außerdem unterhält die Stadt ein stehendes Theater. Vittoria's Lieblingsstätte ist aber der Prado, eine große von Bäumen beschattete Wiese, auf welcher die immer fröhliche Jugend ihr Spiel treibt und das Alter sich am Zusehen erquickt. Jeder Sonntagnachmittag sieht hier ein immer neues Volksfest in uralter Weise. Die Bärentrommel und die Pickelflöte genügen dem Völkchen zum lustigsten Tanz, und die halbe Bevölkerung der Stadt wimmelt da durcheinander. Auch die Märkte ziehen nicht ohne ihr langes Gefolge von Lustbarkeiten vorüber. Vittoria liegt in der Mitte einer reichen herrlichen

Ebene, die ringsum in einer Entfernung von drei bis vier Stunden mit einem Kranze von grünen Hügeln und blauen Gebirgsrücken eingefaßt ist. Aus den Thälern und von den Bergen herab winden sich die langen bunten Züge durch die lachende Ebene zum Markte, und das Schönste von Allem, was da kommt, sind natürlich die Töchter des Landes in ihrer malerischen Tracht. Wie bei allen romanischen Nationen sind auch hier die Frauen des Volks ein tapferes, charaktervolles Geschlecht, auf dessen Tüchtigkeit, Feuer und Thatkraft kein geringer Theil der Hoffnungen der Zukunft ruht. Und weil sicher unter denen, die da zum Markte wallen, manche Schöne ist, die in ernsten Tagen keinem „Mädchen von Saragossa" nachsteht, so schließen wir, ihnen zu Ehren, mit einem jener glühenden Volksliedchen, in denen der Baske seine Huldigung darbringt und das zugleich die Marktzeit in Vittoria verherrlicht.

Kommt der blühende April,
Füllen sich die Rebenhügel
Von Vittoria mit den Schaaren,
Die zu seinem Markte wallen.
Seinen blonden Sand bedecken
Tausend Stuten, tausend Füllen.

Wilde Stiere heerdenweise
Ziehn herbei. Doch unvergleichbar
Ist die Tochter des Gebirgs:
Zierlich, lustig, stolzen Hauptes,
Rauschend Licht von Gold und Fransen,
Kommt sie auf den Markt am Morgen.

Klein der Fuß, ein Baskenfüßchen,
Und das Aug' ein ganzer Baske,
Und der Blick ein rascher Mörder,
Schwarze Nacht und strahlend Licht;
Wo er trifft, der sich're Schütze,
Liegt ein Todter, steht ein Kreuz!

Der Königsee bei Berchtesgaden.

Auch der Norden hat seine Eden. Gönnt Neapel den milden Himmel, die lauen Lüfte, das blaue Meer mit seinen lieblichen Inseln, seinen Feuerberg, seine duftenden Orangenhaine, seine feurigen Reben: im Besitze der Alpenwelt darf der Deutsche kein Land um die Schönheiten der Natur beneiden.

Dieses reizende Bild aus den deutschen Alpen ist nur Eins von Tausenden.

Von dem mit dem prächtigsten Grün überkleideten Hügel des Vorgrunds siehst du in ein weites Thal, dessen ganze Fläche, bis dicht unter deinem Standpunkte, mit einem prächtigen Wasserspiegel ausgegossen ist, welchen die schillernden Farben des Smaragds und Malachits durchleuchten. Reizend geformte Eilande tauchen empor wie die Nymphen des Sees. Sie sind mit Obsthainen bepflanzt, aus denen bald ein Kloster, bald ein Kirchlein heraussieht, bald ein schmucker Landsitz, weiß, mit grünen zierlichen Gallerien und Fensterläden; oder ein stattlich Gasthaus mit vorspringenden und buntbemalten flachen, steinbelasteten Giebeln, das schon aus der Ferne der Gesellschaft winkt, die unter Musik und Gesang auf dem Dampfer die grüne Woge durchschneidet. — Unwiderstehlich zieht's dich hinaus in's Boot, das Seethal hinauf. Die Ufer sind bald flach und mit Gehöften und Weilern besetzt, bald schroff und von bewaldeten Höhen überschattet. Dort tritt ein Felsenriff kühn in die dunkle Fluth; du umfährst es und ein neues Bild überrascht dich. Senkrecht und starr bauen sich die Ufermauern auf, und nur wenige Kiefern und Fichten, deren Kronen der Sturm längst abgestreift hat, wagten sich hinaus auf ihre Zinnen. Ueber diese erste Terrasse erhebt sich, weiter rückwärts, ein höheres Felsenstockwerk, über dieses ein drittes, viertes, fünftes, sechstes, deren Zacken hoch in den flimmernden Duft hinansteigen. Schneefelder ziehen in den Furchen herab; Wolkensäulen rauchen aus den Schluchten auf, ein mächtiger Gießbach bricht aus dem Felsbauch, und in der Ferne stürzt eine schäumende Wassersäule über die Bergwand nieder, geisterhaft eingehüllt in einen weißen Schleier. Sehnsüchtig blickst du aus deinem Nachen hinan, nach den umdufteten Höhen und schwelgst in den Vorstellungen von ihrer Herrlichkeit. Doch, erst dann, wenn du selbst oben warst und herabschautest auf die Welt in der Tiefe, wenn du dort oben geruht hast in den Strahlen der Abendsonne und dir alles Menschliche verschwand vor der

Größe deiner Umgebung, wenn du von den Gipfeln der ewigen Ruhe hinunter sahst in die Klüfte und Gründe, die Eis- und Felsblöcke ausfüllen, und dich das Gefühl überkommen hat, als wärest du auf den Straßen und Plätzen, auf den Thürmen und Mauern einer ungeheuern Stadt, von Berggeistern bewohnt: dann erst wirst du im Buche der Alpen lesen lernen. — Ein Erbauungsbuch ist's — und die Gebete, die du daraus lernst, wirst du niemals vergessen. —

Schloß Ambras bei Innsbruck.

Im weiten Innthale, drei Viertelstunden von der Hauptstadt Tyrols, auf dem Scheitel einer sanftansteigenden Höhe, steht Schloß Ambras, einst viel besucht um seiner jetzt in der Hauptstadt Oesterreichs aufgestellten Kunstsammlung willen, in der deutschen Romantik aber ein immerfort gefeierter Name. Bloß ein Kastellan wohnt jetzt in diesem Schlosse, wo einst Ferdinand von Oesterreich mit der schönen Welserin lange und glückliche Tage der treuesten gegenseitigen Liebe verlebte. Bartholomäus Welser, der steinreiche Augsburger Kaufherr, der mit Fuggern Kaiser Karl V. 12 Tonnen Goldes vorschießen konnte, jener unternehmende Mann, der Flotten ausrüstete, um in der neuen Welt deutsche Kolonien anzulegen und der sich ein Reich (Venezuela) eroberte, das größer war, als ganz Deutschland, — dieser mit dem Titel eines kaiserlichen geheimen Raths geschmückte Patrizier hatte eine Nichte, welche durch Schönheit und Anmuth alles bezauberte, was sich ihr nahete. Als Karl V. in Augsburg Reichstag hielt, wohin ihn sein Bruder, Ferdinand, nachmaliger Kaiser, begleitete, sah dessen Sohn, der 19jährige Erzherzog Ferdinand, im Welserschen Hause oftmals die schöne Bürgermaid, und in beider Herzen leuchtete bald die innige Liebe. Aber über der Liebe wachte in Philippinen die Sittsamkeit und der Stolz der Tugend. Nur am Altare war für den Erzherzog Vereinigung zu hoffen. Er ließ sich daher trauen mit Philippinen, ohne Vorwissen seines Vaters, ohne Einwilligung des die halbe Welt beherrschenden Oheims. Der Vater verwies den unlöslich Verbundenen zürnend auf das einsame Felsenschloß Bürglitz im Böhmerland. Da floh von ihnen der fürstliche Glanz; aber das größte irdische Glück, — das häusliche, welches die Liebe täglich neu schmückt, — das kehrte dafür

ein. Acht Jahre lang waren die Getreuen aus den Augen des Vaters verbannt gewesen, — als ihm eines Morgens in Prag eine Frau unter fremdem, angenommenem Namen eine Bittschrift überbrachte. Betroffen von ihrer Schönheit und der Würde und Anmuth ihres Wesens, sagte ihr der Kaiser schmeichelhafte Worte. Da schöpfte sich Philippine — denn sie war es — ein Herz, umfaßte des Kaisers Kniee und flehte Vergebung für ihren Gemahl. Er verzieh Beiden und erklärte ihre Kinder für legitim; nur sollten sie den Titel Erzherzöge nicht führen, sondern den der Markgrafen von Burgau. Fortan bewohnten sie das reizend gelegene Schloß Ambras in Tyrol. Dreißig Jahre dauerte die immer glückliche Ehe. Noch nach ihrem Tode ehrte Ferdinand die Welserin durch eine Denkmünze mit ihrem Bilde und der Randschrift: „Der göttlichen Philippine" (Divae Philippinae). Von ihren beiden Söhnen wurde der älteste Kardinal; der andere aber führte die Heere des Habsburger Hauses in Ungarn und in Spanien mit Ruhm; doch kinderlos dorrte mit ihm der Zweig wieder ab, der jener seltenen Verbindung entsproßt war. Auch der Welser Reichthum zerrann in den Händen ihrer Erben — die amerikanischen Besitzungen verschlangen die Tonnen Goldes, eine nach der andern, und konnten dennoch nicht behauptet werden, und weniger glücklich als die Fugger, welche fürstliche und gräfliche Namen und große Besitzungen in die Gegenwart gebracht haben, zerstreute sich die Familie nach Ulm, Nürnberg, Wien — und trat in die Dunkelheit zurück. Nur die Liebe verklärt den Namen noch und ihn segnet der edle Wohlthätigkeitssinn Philippinens, der in vielerlei Stiftungen bis heute fortwirkt. Fremde Hand schrieb einst auf ihren Grabstein: „Den Jammer auf Erden konnte ich nicht tilgen; aber viel Jammernde nennen meinen Namen und denken an mich in Liebe."



DRAWN AFTER NATURE

AUSFLUSS DES NIAGARA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildburgh.

Eigenthum d. Verleger.

Der Ausfluß des Niagara.

Das Bild läßt uns die Felsenpforte schauen, durch welche der Niagara, drei Stunden unterhalb der berühmten Fälle, in den Ontariosee abfließt. Links oben auf der Zinne des 250 Fuß hohen durchbrochenen Felskamms sehen wir eine Denksäule. Sie ehrt den General Brock, und steht auf dem Fels, dem der Entdecker der Niagarafälle, Pater Hennepin, ein Missionär, seinen Namen gab. Die Thorwand rechts heißt die „drei Berge" wegen dreier, jetzt mit hohem Wald überwachsenen Klippen. Seitdem Eisenbahnen und Dampfschiffe die Touristen jährlich zu Hunderttausenden nach dem Niagara bringen, hat die Spekulation auch diese Gegend mit bequemen Wegen zugänglich gemacht. Jetzt führen zu jeder Höhe mit freier Aussicht gebahnte Pfade, und an jeder Felszacke klettert ein Steg hinan, um den Genuß der Landschaftsbilder zu erleichtern. Auch die Ceremonienmeister fehlen nicht, jene dienstfertigen Geister, die aus der Präsentation der Scenerie ein Geschäft machen und den Dollar des Reisenden so willig empfangen, wie ein dienstthuender Kammerherr die goldene Dose. —

Die umfassendste Vista ist von Brocks Denkmal. Weit schweift der Blick über die herrliche Wasserfläche und das Land hin. Hunderte von Schiffen mit weißen Segeln und zahlreiche Dampfer durchschneiden den See nach allen Richtungen, und die blühenden Städte am Ufer beschauen sich, ihrer Schönheit froh, in der klaren Fluth. Zunächst unmittelbar an der Mündung ragen die gepanzerten Wächter Fort Niagara an der amerikanischen, Fort George auf der kanadischen Seite, jetzt friedlich mit einander kosend. — Die diesseitigen Ufer sind flaches, fruchtbares Marschland, mit zahlreichen, in Obsthainen versteckten Gehöften, inmitten üppiger Getreidefelder oder umgeben mit fetten Weiden, auf denen Rinderheerden grasen; auf kanadischer Seite hingegen steigt das Land allmählig empor, bis der Urwald die Höhen kleidet, der eine unbekannte Welt verbirgt. Die rechte Zeit, Brocks Monument zu besteigen, ist ein schöner, sonniger Abend, wenn die Städte und Villen am See wie

Feenschlösser in dem Golde der untergehenden Sonne glänzen, die Wohlgerüche der grünen Wälder und Saatfelder den Schauenden umduften und der Hauch des Windes Akkorde in den Baumwipfeln tönt. Auch der verwöhnteste Blick wird dann Befriedigung finden.

Der Niagara hat sich seine Pforte selbst gebaut, und er that's in origineller Weise. Erie- und Ontariosee haben nämlich einen Niveauunterschied von 330 Fuß, und sie sind getrennt durch ein Plateau, welches an seiner schmalsten Stelle etwa dreißig englisch Meilen Breite hat. Ueber dieses Plateau hin nehmen die Gewässer des höher gelegenen Eriesees ihren Ablauf. Ihr Bett ist tief in die fast horizontal geschichteten Felsen eingesägt. Die obern sind fester Kalkstein; die untern bröcklicher Sand. Eine natürliche Folge dieses Verhältnisses ist's, daß, wenn die lockern, untern Schichten durch das Wasser unterwaschen, zerstört und aufgelöst worden, die obern, ihrer Stützpunkte beraubt, zusammenbrechen, und hierdurch erklärt sich die Thatsache, daß der Niagarafall, welcher über Kalkbänke hingeht, deren Unterlage jener bröckliche Sandstein ist, in jedem Jahrhundert um nicht weniger als etwa 100 Fuß zurückweicht. Die ganze Form des Strombettes vom Ontariosee an bis zum heutigen Standort der Fälle belehrt den Beobachter, daß einst der Niagara an der Stelle, die jetzt die Pforte zu seinem Eingange in den Ontariosee (vergl. den Stahlstich) bildet, sich von der Zinne dieser (jetzt durchbrochenen) Felsmauer in den See ergossen haben muß. In Folge jenes Prozesses wird nach ein Paar tausend Menschenaltern die bewunderte Naturscene, welche die Touristen aller Länder an die Niagarafälle führt, verschwinden und der senkrechte Wassersturz sich in wild dahinströmende Rapids (Stromschnellen) auflösen, etwas stärker und ungestümer vielleicht, als die sind, welche man heute in dem obern Strombette sieht, wo sie mit wildem Brausen Wellen von 10 Fuß Höhe und darüber werfen. —

„Zweitausend Menschenalter“, werden Manche ausrufen, „ist ja eine halbe Ewigkeit!“ Und doch, wenn wir auf die enthüllten Räthsel der Erdgeschichte sehen, wie klein erscheint dann ein solcher Zeitraum. Die ganze Ausgrabung des Niagarabettes, welche, nach historischem Maßstabe, so unendlich lange gedauert hat, fällt nur in die jüngste der geologischen Perioden. Zur Zeit, als die kolossalen Dickhäuter, deren Knochen in den Alluvien dieser Gegend häufig vorkommen; auf dem Plateau weideten, hatte der Niagara den Auswaschungsprozeß eines Bettes kaum begonnen. Noch ist seine Arbeit nicht vollendet und doch hat sie schon ein paarmal hunderttausend Jahre gewährt. Was sind dagegen die historischen Zeitrechnungen der Chinesen, der Juden, der Aegypter, und jene Reihe der 330 Könige, von welchen die Priester des Nilvolks dem Herodot als von Nachfolgern ihres ersten Königs Menos erzählten! — Sogar jener große Zeitraum ist nur wie eine Stunde im Leben der Erde zu rechnen, dessen Geschichte uns die Hieroglyphen in den Trümmern der Erd-

rinden erzählen. Die gesammte Erosionszeit des Niagara gehört dem jüngsten ihrer Tage an, während welcher die Thier- und Pflanzenschöpfung keine Veränderung erlitt, und keine Erdrevolution das Leben der Organismen tödtete, um neuen, höheren Wesen das Dasein zu ermöglichen. Jene Vergangenheit aber, wo das organische Leben in der ersten Pflanze der Grauwackenbildung keimte, der erste Fisch die Meere des Zechsteins durchschwamm, der erste Vierfüßler seine Fährte dem Sande aufdrückte, ist von diesem jüngsten Tage des Erdenlebens, da der erste Mensch, „das erste Gespräch der Natur mit Gott", wie Goethe gesagt hat, erschien, durch Zeiträume getrennt, welche noch kein Forscher mit Zahlen zu messen wagte. Doch welche unendlich längeren Zeiträume sind auch diesen vorausgegangen, bis zu der Zeit, da unser Weltkörper als Dunstkugel im Aether des Weltraums seine Kometenbahn beschrieb! —

„Schüchtern zählt der Verstand die kurzen Stunden auf —
Der Gedanke allein umfaßt die Ewigkeit".

Tegernsee.

Es ist ein ovaler Bergkessel, den ein blanker See zur größern Hälfte ausfüllt, an dessen Gestade das ehemalige Kloster Tegernsee und das Dörfchen Egern gebaut sind. Ober- und unterhalb des Sees lachen üppige Wiesengründe, rauscht ein heller Bergstrom, und das Ganze faßt das Amphitheater der Voralpen ein, welches theils hoch und steil vom Ufer aufsteigt, theils sich gemach erhebt, und dessen Fuß mit Matten und Feldern, auf dem Rücken aber mit Hochwald prangt. Es ist ein schöner Fleck der Erde, einsam und abgeschlossen, der Wald voller Wild, der See voller Fische, und die Natur voller Poesie.

Die Legende von der Gründung, und wie aus der armen kleinen Zelle im Lauf der Zeiten eine steinreiche, gefürstete Abtei der Benedictiner wurde, ist eine lange Geschichte. Die Chronisten nennen das Jahr 756 als das Geburtsjahr Tegernsees, erzählen viel von dem heiligen Quirinus, von den Wundern seines von Rom hergeschafften Leichnams, von kanonisirten Aebten und den Schenkungen frommer Fürsten und Herren, auch von der Gelehrsamkeit der Mönche, und wie sie schon zu

Anfang des 16. Jahrhunderts eine eigene Druckerei gehabt, und Bücher, Bilder und Naturalien eifrig gesammelt hätten; auch wie sie Fehden gekämpft, tapfern Rittersleuten gleich, gegen die Wegelagerer und Räuber umher. Unter König Max I. von Bayern ward Tegernsee mit 200 andern Klöstern säkularisirt und zum Jagdschloß umgewandelt. — —

Tegernsee war Maxens Lieblingsplätzchen. Hierher flüchtete der König, wenn ihn der Ekel vor der konventionellen Sklaverei des Hoflebens und dem verkünstelten Staats- und Gesellschaftswesen übermannte, aus der unendlichen Schreib- und Tabellenwelt des Regierens, aus dem Treiben um ihn her voll Ueberspannung, Freigeisterei und Frömmelei, aus den grellen Widersprüchen von Kraft und Schwäche, von Thorheit und Weisheit, von Wahrheit und Lüge, die ihm in tausend Chamäleonsgestalten begegneten und ihn zu täuschen suchten. Hier, in Tegernsee, froh der frischen unwandelbaren Natur der Söhne seiner Berge, denen er auf seinen einsamen Wanderungen und Jagdpartien so gern und treuherzig zusprach, fand er das heitere Bild vom Menschen wieder, welches ein stetes Weilen im Kreise der Höflinge zur elenden, widerlichen Karrikatur gemacht haben würde. In der Betrachtung der großartigen Natur und in der stillen Beobachtung der Erscheinungen derselben gewann die Seele des Königs nicht bloß jene ihm eigenthümliche Denkweise, in der Gesetzmäßigkeit und Ordnung vorherrschten, sondern auch jene Erhabenheit der Gesinnung, die es ihn versuchen ließ, seinen Regentenberuf mit den Ideen in Einklang zu bringen, welche ihm offenbar wurden inmitten einer Schöpfung voll Größe, Schönheit und Herrlichkeit. Fühlte er sich dann gestärkt zum bessern und edlern Menschen, so kehrte er in die täuschungsvolle Residenzwelt und in den Sorgenkreis des Regenten zurück, um, wenn wiederum ermüdet, oder war sein Blick wiederum getrübt, aus dem immer frisch sprudelnden Quell jungen Muth und neue Kraft zu schöpfen. —

Eines Monuments von Stein und Erz, das man ihm in Tegernsee setzte, hat dieser König wahrlich nicht bedurft. Wer noch heute dort in den Alpgründen und auf jeder Alm nach dem Vater Max fragt, der wird sein Andenken treu gehegt finden und treu gepflegt, und in jeder Sennhütte Worte der Liebe hören.



[illegible]-PESTH and OFEN

Ofen und Pesth.

Selbstliebe, Verlangen nach Wohlgenuß, Nothwendigkeit, oder Herrengebot sind die einfachen und mächtigen Hebel, welche die Nationen aus dem wilden, barbarischen Zustande in den der Gesittung versetzen. Auch die Ungarn, das jüngste unter den Völkern Europa's, die von den Hochebenen Mittelasiens herabkamen in die weiten Niederungen der Donau, um eine neue Heimath zu suchen, danken den Wechselwirkungen jener Triebfedern, daß sie fortgerissen wurden in das Kulturstreben der westlichen Völker, und ihre socialen Zustände allmählig sich änderten und verfeinerten. Hand in Hand damit ging die Umwandelung in der äußern Physiognomie des Landes. Im Laufe der Zeit hat sich Ungarn aus einer dünnbevölkerten steppen- und morastreichen Niederung zu einem der gesegnetsten Länder erhoben, für dessen Ueberfluß nur Märkte zu schaffen sind, um es zu einem der reichsten des Erdbodens zu machen, und der Ungarn kriegerisches, kräftiges Volk, das früher zu dem civilisirten Europa kaum irgend eine weitere Beziehung hatte, als der westliche Grenzwächter gegen den Andrang der Türken und Slaven zu sein, eilt so rasch vorwärts auf der europäischen Rennbahn der Bildung, als sei es ihm darum zu thun, noch einzuholen, was es versäumt hat. Obschon nur erst der geringste Theil des geistigen Lebens in Ungarn sich in Sprache und Literatur abspiegelt, so sind beide, denen man noch vor wenigen Jahrzehnten im Literaturstaat das Bürgerrecht verweigerte, doch schon zu hohen Ehren gekommen, und ungarische Dichter und Gelehrte empfingen die Huldigungen Europa's. Ungarischer Unternehmungsgeist auch, durch vaterländischen Sinn veredelt, bleibt vor dem keines Volkes zurück; er erschrickt nicht vor den großen Forderungen der Zeit und zeigt der Aufgabe, die diese stellt, sich gewachsen. Er trocknet die ungeheuren Sümpfe zu Weiden und Feldern aus, macht die Donau zur großen Straße zwischen Europa und dem Oriente, baut Kanäle und Eisenbahnen und sucht für die Produkte des Landes Absatzquellen in den entlegensten Ländern.

Die Fortschritte Ungarns auf der Bahn der Civilisation sind verhältnißmäßig sehr jung und wurden erst seit der Befreiung von dem Joche

der Türken, vor etwa anderthalb Jahrhunderten, groß. Vor der türkischen Eroberung ging Ungarns Kraft im ewigen Kampfe gegen den kriegerischen Fanatismus des Halbmonds auf, und als die Ungarn, keinen Zoll des Landes ohne Vertheidigung lassend, endlich unterlagen, da war, und so lange die schwere Türkenhand auf ihnen lag, eine geistige Erhebung ohnehin nicht möglich; Osmans barbarische Horden duldeten ja im eroberten Christenlande von jeher bloß Sklaven. Auch in Ungarn blieben die beiden Völker, das erobernde und das überwundene, zwei durchaus entgegengesetzte, feindselige Kasten, die keinerlei Interessen mit einander gemein hatten. Der Ungar war Knecht, der Türke Tyrann; jene als Eigenthum, dieser als Eigenthümer geboren. Daß im türkischen Ungarn die Unterdrücker weit weniger zahlreich waren, als in den übrigen europäisch-türkischen Provinzen, war für das Land keine Wohlthat; denn was jenen an Zahl abging, suchte die türkische Politik durch die Kunst der Unterdrückung zu ersetzen. Damit die große Zahl der möglich kleinsten willig gehorche, machte man nämlich die Gesetze grausam, nahm man den Ueberwundenen das Recht des Eigenthums; umgab man sie, mitten im Ueberfluß, mit Entbehrungen. Barbarisch wurden dadurch die Sitten, die Felder wurden verlassen, die Aecker lagen brach, das Land entvölkerte sich, und Verzweiflung und Muthlosigkeit würden aus dem schönen Ungarn eine Wüste geschaffen haben, wie die nämlichen Ursachen in andern Theilen des Türkenreichs thaten, hätte die Herrschaft des Halbmonds länger gedauert. Nachdem aber der türkische Crescens anderthalb Jahrhunderte auf Ofens alter Königsburg geglänzt und über drei Viertheile des Landes unumschränkt geherrscht hatte (1540—1686), während welcher Zeit das an der deutschen Grenze gelegene Preßburg als Hauptstadt des übrigen noch unbezwungenen Theiles des Landes galt, erlosch der Halbmond für immer im Ungarlande, es wuchs das Bewußtsein eigner Kraft, und das Reich kam empor. —

Pesth, mit Ofen, ist Ungarns Herz und Hauptstadt; der Hauptsitz des Handels, der Bildung und Gelehrsamkeit des ganzen Reichs.

Pesth ist neu. Zur Zeit der Türkenherrschaft war es ein bloßer Flecken, zu dessen Entstehen die Fähre über die Donau von Ofen herüber die Veranlassung gegeben. Ofen und Pesth zusammen genommen hatten 1796 36,000 Einwohner; gegenwärtig zählt Pesth allein, mit Einschluß der Garnison gegen 130,000. Von Jahr zu Jahr wird es durch Hunderte von neuen Häusern vergrößert, und man mag es ohne Uebertreibung zu den blühendsten und prachtvollsten Städten des östlichen Europa's zählen. Das malerisch gegenüber liegende Ofen (Buda), die alte Hauptstadt, welche über 50,000 Einwohner zählt, erscheint neben ihrer jüngern

Schwester als deren Akropolis. Die Rollen der beiden Orte haben gewechselt. So geht's den Menschen und Völkern.

Groß und herrlich ist der Anblick von Pesths Stromseite. In einer Länge von einer halben Stunde streckt sich eine Reihe palastähnlicher Wohnungen an den Kayen hin. Da herrscht ein Leben, wie man's nur in großen Seestädten erwartet. Hunderte von Fahrzeugen liegen im Strome, theils mit Holz beladen, von dem am Oberende der Stadt ungeheure Stöße aufgeschichtet stehen, theils mit Gütern aller Art. Ueberall ist ein Treiben und Drängen der Ein- und Ausladenden, und man hört in vielerlei Zungen reden. Zwischen den größeren Schiffen sieht man die Kähne der Landleute rudern, die Gemüse und andere Früchte, hoch aufgethürmt, zu Markte führen. Am buntesten ist das geschäftige Leben zu beiden Seiten der Ofener Brücke, sowohl auf dem Flusse selbst, als auf den Aus- und Einladeplätzen am Ufer; zumal wenn gerade Dampfschiffe anlanden und abgehen, welche die Verbindung zwischen Wien und Galatzsch unterhalten. Nicht selten führt ein Wiener Dampfboot 500 Passagiere. Kanonenschüsse verkündigen sowohl Ankunft als Abfahrt. Beim ersten Knall entsteht nach dem außer der Zeit stillen Punkte, ein Laufen, Rennen und Fahren, als gelte es einer allgemeinen Flucht. Lastträger drängen sich, Karren rasseln, Lohnkutschen rollen, — alles eilt herbei, mit dem Bestreben, der Erste zu sein; und der Menge entgegen strömen aus allen Thüren des angekommenen Leviathans über die im Nu geschlagene Brücke die Reisenden, schreiend nach Trägern, welche ihre Habseligkeiten fortbringen sollen, oder Fiaker anrufend, oder in die Arme ihrer Angehörigen stürzend, welche am Ufer harren. Nach einer gewühlvollen halben Stunde ist alles wieder still, das Ungeheuer liegt friedlich zwischen den andern Schiffen, seine Masten sind geleert und speien weder Rauch noch Dampf mehr. Weiter unterhalb der Brücke ist der tägliche Frucht-, Gemüse- und Geflügelmarkt. Die Mitte desselben nimmt die dichte Wagenburg der Bauern ein, und auf allen Seiten derselben sind ihre Waaren zu Pyramiden aufgeschichtet, um welche sich ein dichter, bunter Kranz kaufender Köchinnen und Hausfrauen drängt. Noch weiter stromabwärts ist der Fischmarkt, nicht mit keifenden, häßlichen Poissards wie an der Seine, sondern mit freundlichen, meist blühenden Verkäuferinnen. Den Schlußstein des Pesther Donaustrandes macht der Salzmarkt, nach welchem sich die langen Züge kleiner, kurzer Wagen bewegen, welche das Steinsalz von Szolnok hierher zur Hauptniederlage des Landes führen. Auf diesen Marktplätzen hört man überall verschiedene Sprachen; bald Deutsch, bald Ungarisch, bald Slavonisch; Letzteres am häufigsten. Wo das Gewühl der Menschen am dichtesten ist, da haben Kleinhändler ihre Wandelbuden aufgeschlagen, preist ein Jude mit dem Quersack seine Waaren an, und dann und wann spielt ein Leiermann auf, oder läßt der Policinell der Pesther, ein Zigeuner, grellfarbige Marionetten auf einem Kasten tanzen. Die Heiterkeit

des Bildes wird selten durch eine Unordnung gestört, und der impertinente Anblick des Polizeistocks beleidigt hier nicht. Das ehrt die Regierung und es ehrt zugleich das Volk, das jenen entbehrlich macht.

Der Donaustrand mit seinen prachtvollen Gebäuden ist stets der schönste Theil der Hauptstadt; er ist zugleich derjenige, welcher der furchtbaren Verwüstung durch die Ueberschwemmung im Frühjahr 1837 am besten widerstanden hat. In den Stadttheilen landeinwärts blieben lange Zeit die Spuren jener schaudervollen Katastrophe sichtbar. Die schönen, festen Gebäude der Hauptstraßen und Märkte, des Bazars rc., wo die Gegenstände der Kunst und des Luxus in prächtig aufgeputzten Läden das Auge blenden, litten auch vergleichsweise wenig; aber weiterhin und in den Vorstädten (der Franzstadt, wo von 529 Häusern 438 einstürzten; in der Josephstadt, wo von 1255 Häusern 891 gänzlich zerstört wurden, und in der Theresienstadt, wo von 1381 nur 166 unbeschädigt blieben), mußte lange gebaut werden, um alle Merkmale der Verwüstung zu entfernen. Doch ward das neue Pesth viel schöner, und wo sonst kleine, niedrige, gebrechliche Häuschen standen, erheben sich jetzt große, stattliche Gebäude.

Pesth, als Hauptsitz des Handels, der Gelehrsamkeit und der Bildung Ungarns, hat eine Menge höherer Lehranstalten und wissenschaftlicher Vereine. Die Universität mit vielen berühmten Lehrern, früher in Ofen, seit 1786 hier, wird von 1000 bis 1500 Studenten besucht und ist mit den Hülfsmitteln zur Erleichterung der Studien reichlich ausgestattet: mit einer kostbaren Bibliothek von 70,000 Bänden; mit Sternwarte, anatomischem Theater, physikalischen und chemischen Laboratorien; naturhistorischen, artistischen und antiquarischen Sammlungen und einem großen botanischen Garten. Mit der Universität ist eine Thierarzneischule und das theologische Institut verbunden. Das Gymnasium, das frequenteste Ungarns, zählt 800 bis 900 Schüler. Von großem Einfluß auf die Bildung der höhern Stände ist das Nationalmuseum, vom patriotischen Grafen Szecsengi gegründet, welcher seine kostbare Bibliothek und alle seine Sammlungen dazu hergab und das durch fortwährende Schenkungen bereichert wird. Unter den 20 Kirchen (katholischen, protestantischen und griechischen) zeichnen sich einige durch Größe und Bauart aus; die Herrlichkeit der alten Münster darf man in Pesth freilich nicht suchen. Dagegen sind verschiedene Hospitäler, das Waisenhaus, das Invalidenhaus, das Universitätsgebäude, das große Theater (das 3000 Zuschauer fassen mag), das Casino, die große, für 18,000 Mann eingerichtete Kaserne Josephs II. sehenswerth, theils als Muster des guten Baugeschmacks, theils wegen ihrer imponirenden Masse.

Die Glanzzeit des hiesigen Verkehrs ist während der beiden Hauptmärkte. Die wichtigsten Geschäfte geschehen vier bis fünf Tage vor der eigentlichen Marktzeit; ihr Betrag geht in Millionen. Dann finden sich

die Edelleute und Gutsbesitzer aus ganz Ungarn hier zusammen, man begegnet einkaufenden Fremden aus den entferntesten Ländern, und Pesth trägt die Physiognomie einer Weltstadt, gleichsam in Vorbedeutung ihrer künftigen Größe.

Das Leben im Allgemeinen ist in Pesth voller Genuß, und jener Reisende, der die Stadt das Paradies der Schlemmer nannte, hat ihr kaum zu viel gethan. Die Menge müßiger und reicher Menschen, welche hier dem Vergnügen ausschließlich leben, ist sehr groß und vermehrt sich mit jedem Jahr in dem Verhältniß, als der Geschmack des ungarischen Adels an dem Leben in der Hauptstadt zunimmt. Daher die Menge prachtvoll eingerichteter Hotels, in deren eleganten Salons man zu jeder Tageszeit zahlreiche Gesellschaft findet. Die Kaffeehäuser haben Säle, deren Wände mit Marmor und kostbaren Spiegeln ausgelegt sind und in denen fünf bis sechs Billards stehen. Nachmittags um drei Uhr schon sind diese Lieblingsorte der Pesther meist gedrängt voll, und erst um Mitternacht wird es lichter und einsamer. Die Gäste sind da nicht die einzige Gesellschaft. Juden und Hausirer kommen auch hierher und bieten ihre Waaren an, Zigeuner zeigen sich als Virtuosen auf der Violine und dem Hackbret, Harfenmädchen singen ungezogene Lieder, und eine kecke Gauklerin macht sich Raum in der Mitte des Saals, breitet ihren Teppich aus, wirft das Oberkleid ab und steht im Tricot da mit den Kleinen, welche ihre Kunst unterstützen. In der schönen Jahreszeit strömt, zumal Sonntags, Alles hinaus in's Freie, doch, weniger um spaziren zu gehen, als um bald in einer grünen Laube oder unter schattigen Bäumen an einen gedeckten Tisch zu kommen, welches Bedürfniß die vielen, meist sehr anmuthig gelegenen und angelegten Wirthsgärten reichlich befriedigen. — Die Vergnügungen der höhern und höchsten Stände sind in Pesth denen in andern Hauptstädten gleich, nur mit einem tüchtigern Anstrich von Sinnlichkeit, als im kältern Norden. Berichte über Thees, tanzende, singende, gähnende, und über glänzende Soireen, deren Ende von jedem Anwesenden herbei gewünscht wird, während sich alles entzückt stellt, sind langweilig, selbst wenn sie auch geistreich und leicht wie aus Pücklerscher Feder fließen. Genug, der vornehme Ungar läßt in der Hauptstadt seinem Hang zur Verschwendung vollen Lauf, und er weiß Glanz mit Pracht zu paaren.

Werfen wir noch einen Blick auf Pesth als Handelsplatz. Der in reißender Progression zunehmende Produktenreichthum des Landes, welcher auf der großen, natürlichen Fruchtbarkeit als auf fester Basis ruht; die stete Vermehrung der Kommunikationsmittel; die wichtige merkantilische Stellung, welche Ungarn, seitdem die Dampfschifffahrt auf der Donau im flotten Gange ist, erhalten hat, und viele andere günstige Umstände lassen für Keinen, der die Fortschritte Pesths seit ein paar Jahrzehnten beobachtet hat, einen Zweifel übrig, daß es bald in die vorderste Reihe der Plätze für den Weltverkehr treten muß. Tirnau und Waizen und einige

andere Orte haben zwar stark besuchte Märkte, und in Szegedin setzen sich Millionen um; aber nur Pesth hat die höhere Bedeutung als Vereinigungspunkt des ganzen ungarischen Handels mit Landeserzeugnissen. Die meisten der zur Ausfuhr bestimmten Produkte werden auf den großen Gütern in kaum glaublichen Massen gewonnen, welche, in die Speicher der Hauptstadt niedergelegt, da die Käufer erwarten. Man sieht in Ungarn z. B. Schafheerden von 10—40,000 Stück. Der jährliche Ertrag veredelter Wolle übersteigt jetzt 300,000 Centner, was allein einen Werth von 30 Millionen Gulden ergibt. Dieß ungeheure Geschäft geht durch Pesther Hände; eben so das mit Wachs, Honig, Wein rc., von welchen Waaren hier immer große Vorräthe lagern. Ganz eigenthümliche Verhältnisse kommen dabei dem Pesther Handelsstande sehr zu statten und geben die Producenten in seine Hand. Vom reichsten Magnaten an bis auf den kleinsten Grundherrn herab sind nämlich in allen Abstufungen eine Menge Individuen, die sich in steter Geldverlegenheit befinden, und sich um jeden Preis Geld verschaffen müssen. Das gewöhnliche Verfahren ist, an den Pesther Kommissionär, Großhändler oder Bankier Verkäufe von Produkten auf mehre Jahre hinaus, zu niedrigen Preisen, zu machen und einen Theil des Belaufs als Vorschüsse zu empfangen, die überdieß hoch verzinset werden, und selten hat ein solcher Gutsbesitzer Energie genug, sich jemals wieder von seinem Pesther zu befreien. So ist es denn leicht erklärlich, wie unternehmende Geschäftsleute, die über Kapitale zu verfügen haben, große Reichthümer in Pesth sammeln und sich zum Besitze von Millionen emporschwingen können.

Das Pesth gegenüber auf dem rechten Donauufer romantisch um das alte königliche Felsenschloß (jetzt die Residenz des Palatin) gelegene Ofen ist unregelmäßig gebaut, der Sitz der obersten Reichsbehörden, Festung und der Aufenthalt der höhern Beamtenwelt, so wie der Generalität. Ofen hieß in den ältesten Zeiten Sicambri, nach der Kolonie, die Rom unter Antonin dem Frommen aus sicambrischen Ansiedlern hier gründete. Noch sieht man von der alten Römerstadt die Ueberreste einer Wasserleitung. Attila machte Ofen zum Waffenplatz und gab ihr den Namen Buda; der deutsche Name Ofen kam im sechsten Jahrhundert auf. Ungarns Könige wählten sie zur Residenz, und sie blieb die Hauptstadt bis 1540, als Soliman der Große den größten Theil Ungarns zum türkischen Reiche schlug. Ofen ward Sitz eines Paschas, bis 1686, der Epoche der Befreiung vom Türkenjoch.

Erst Joseph II. gab Ofen seine Rechte wieder, setzte das Palatinat ein, und ließ die geflüchteten Reichsinsignien wieder herbringen. Weniger glücklich war die berühmte Bibliothek, welche Matthias Corvinus, der zu dem Zwecke in Italien und Griechenland allein 300 Abschreiber viele Jahre lang beschäftigte, gründete. Er hatte so im Ofener Schloß 40,000 Manuskripte zusammen gebracht, außer den schönsten, kostbarsten Erst-

lingserzeugnissen der Buchdruckerkunst, deren Erfindung in seine Zeit fiel. Die Türken verbrannten nach der Einnahme Ofens diesen Schatz, wie sie einst mit der alexandrinischen Bibliothek gethan hatten. In beiden Fällen war der Verlust für die Wissenschaften unersetzlich. Die einzigen Ueberbleibsel jener Bibliothek sind halb verbrannte und zerrissene Fragmente, die noch gezeigt werden.

Ofen ist auch Kurort. Die heißen Bäder waren schon von den Römern gekannt und benutzt. Matthias Corvinus erhob sie von neuem aus ihrem Schutt, ließ sie reinigen und fassen; Glanz aber erhielten sie erst unter Stambuls Gewalt wieder. Religion und Sitte der Türken gaben Anlaß, zum Schmuck der Thermen prächtige Gebäude aufzuführen, und mehre Derwischklöster sorgten für die Pflege der bedürftigen, hierherkommenden Kranken. Obschon seitdem eine Menge Kurorte in Ungarn entstanden, so haben die Ofener Quellen doch ihren Ruf stets behauptet. Die vorzüglichsten sind: das Kaiserbad, das heißeste, von 54° Reaumur; das Blocksbad, Reitzenbad, Königsbad und Bruckbad von 37—38° Reaumur. Alle sind gelind wirkende Schwefelwasser. Während der angenehmen Jahreszeit, vorzüglich an Sonn- und Feiertagen, strömt ein großer Theil der fashionablen Welt beider Städte in das Kaiserbad, dessen parkähnliche Anlagen dann jenes bunte Bild von Nationen und Ständen bieten, welches den großen Handelsstädten Ungarns eigenthümlich ist, und in dem neben den schönen, orientalischen Zügen der Magyaren die ausdrucksvollen, beweglichen der Israeliten am meisten hervorstechen. Man nimmt ein Bad, einige Gläser von der Trinkquelle, einfach oder mit Milch vermischt, horcht der herrlichen Militärmusik zu und macht dann eine Promenade in die mit Wald und Felsen, Weingärten und Feldern im bunten Wechsel besetzten Berge hinter Ofen, wo jeder Gipfel imposante oder anmuthige Fernsichten über beide Städte und ihre Umgebungen gewährt; oder läßt den Blick über das Pesther Häusermeer in die Ebene irren, die nur der Horizont abzugrenzen scheint, und die Gefühle hervorruft, wie der Anblick des Oceans.

Der Tuilerien-Palast in Paris.

(1844.)

Betrachtet man dieß Königshaus, so möchte man ausrufen: Frankreich ist ein Bicêtre und Bedlam; Gauner, Diebe, Heuchler sind seine Heiligen und Helden. Was haben der „großen Nation" ihr Voltaire, ihr Rousseau, die Encyklopädisten, — was die Ströme Bluts, in 30 Kriegsjahren vergossen, was die Julitage geholfen? Kamen nicht die alte Thorheit, die alte Sünde, der alte Jammer wieder nach jeder Wandlung? „Frankreich ist eher neu zu machen, als auszubessern", sagte schon Mirabeau, und wenn man die Annalen der Tuilerien liest, wird man versucht, ihm auf's Wort zu glauben.

Vor drei Jahrhunderten standen auf der Stelle des Palastes, der sich so stolz erhebt, niedrige, schlechte Hütten. Ziegelbrenner trieben in denselben ihr Gewerbe, bis ein Brand sie verzehrte, worauf die damalige Regentin, Katharina von Medici, den Plan faßte, die Gäßchen und Wohnungen in der Nähe anzukaufen, niederzureißen und auf dem also gewonnenen Platz sich eine neue Residenz zu erbauen. Der große Pavillon, welcher jetzt die Mitte der Tuilerienfaçade ausfüllt, war ihr Schloß. Ludwig XIII. und dessen Nachfolger bauten an, vergrößerten und erweiterten, und so ist nach und nach das kolossale Gebäude entstanden, in welchem Ludwig Philipp gegenwärtig Hof hält. — Seinem Umfange nach der größte Palast in Europa, steht er doch in künstlerischer Beziehung unter den meisten Königswohnungen; denn trotz der Größe, trotz dem Luxus an Säulen, Pilastern, Statuen und Ornamenten, trotz dem, daß man die ganze Architektur des Alterthums gleichsam geplündert hat, um diesen Bau auszustaffiren, läßt er den Beschauer kalt: denn ihm fehlt die Seele, — der große, künstlerische Gedanke. Es ist Alles Flickwerk. Die einzelnen Lappen sind wohl schön, aber das Ganze kann nimmer gefallen.

Bis zur Revolutionszeit war das Schloß der Tuilerien nur die Residenz der Könige. Nie vorher hatte es ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn gekommen sein, dienend, dankend, bettelnd hinzuknien, oder Huldigungen darzubringen. Die Etikette herrschte. Ihr erster Sklave war der König; aber die Nation war die Magd des Königthums. In



Ad. Kottmann sc.

Der HOF der TUILERIEN in Paris.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

den Tuilerien war unter Ludwig XIV. der Welt die hohe Schule aufgethan, wo die Unterwürfigkeit praktisch gelehrt wurde, und hier überkamen den Eingeweiheten die geheimen Traditionen unbedingter Gewalt. War der Lehrling in dieser modernen Eleusis durch alle Grade zur Meisterschaft vorgedrungen, dann kehrte er in die Heimath zurück zur Ausbreitung des Absolutismus, oder er trat, machtbegabt, in's Volk, dieselbe Unterwürfigkeit nach abwärts gebietend, welche er nach oben zollte. Die stolzen Barone, ihrer Selbstständigkeit entkleidet, die Prälaten, abhängig gemacht von der Krone, lernten zu Gefolge gehen, und aus Beiden bildete der Hof seine Glorie. Dieser wurde der Mittelpunkt der feinen Sitte, der guten Gesellschaft, des leichten Tons, der Gewandtheit in allen Verhältnissen des geselligen Umgangs. Poesie und Kunst wurden nur dann courfähig, wenn sie schmeichelten, und ihr höchster Beruf war damals die Apotheose des Königthums. Die Weltgeschichte war Hofgeschichte geworden: eine feile Dirne, welche die schändlichsten Thatsachen mit edlen Motiven staffirte und die Lüge in goldenen Schalen kredenzte. Die Akademien antichambrirten und richteten die Wissenschaften ab nach dem Winke des Gebieters. Die Geistlichkeit machte den Glauben geschmeidig und fabrizirte zweierlei Moral: die eine als Ring durch die Volksnase, die andere für die Vornehmen, diesen zur süßen, leichten Bürde. Aus den Tuilerien kam durch jenen Ludwig das Institut der stehenden Heere in die Welt, in den Tuilerien wurden die Fesseln, Bänder und Schlösser erfunden, um die rüstigen, treibenden Kräfte der Nationen regungslos zu machen; dort wurden alle die Institutionen erdacht, welche die unbedingte Regierungsgewalt konsolidiren sollten und von ihr fern halten die Möglichkeit eines Widerspruchs; dort wurde, als Ausfluß absoluter Herrschermacht, der Beamtenstaat gegliedert, eine Stufenfolge disciplinirter, uniformirter, allmählig ansteigender Fürsten- (nicht Staats-) diener; Sklaven nach oben, Despoten nach unten; dort wurde der Beamtengeist erfunden und eingesaugt, dort erhielt die Bureaukratie ihre eigenen Begriffe von Ehre und Schande, ihre Auszeichnungen vor dem übrigen Volke durch äußere Dekorationen, durch Bänder und Kreuze, dort bekam sie ihre eigene Taktik, ihr besonderes Exerzierreglement, ihr eigenes Geheimniß, ihre eigene Gesinnung, ihre eigenen Interessen. In den Tuilerien wurde zuerst die künstliche Maschine zusammengesetzt, durch welche man seitdem über so manches Volk herrschte; der Apparat ersonnen, durch dessen Thätigkeit man alle subjektiven Freiheitskräfte aufrieb und Alles unterdrückte, was sich der Centralisation der Gewalt entgegenstemmen mochte; — da entstand das Werkzeug, womit man alle provinziellen Eigenthümlichkeiten, alle örtlichen Rechte, alle Selbstständigkeit des Gemeindelebens, alle Macht des Herkommens und der Gewohnheit, alle Abneigung eingewurzelter Sitten, Freiheiten und Gebräuche, allen Stolz selbstständiger, unabhängiger Gesinnung nivellirte und aufhob: Alles zum Vortheil des Einen — der Macht des Herrschers.

In jenem Hause wurde das Princip geboren, welches die Subordination, den willenlosen Gehorsam, an die Spitze der Pflichten der Staatsangehörigen stellte, das die Individuen zu Massen konglomerirte, in denen sie nur nach Zahl und Ziffer galten und in welchen die Persönlichkeiten untergingen. In den Tuilerien machte man zuerst die Entdeckung, daß die Masse des Volkes, als Nährstände, eigentlich nur da sei für die Herrschaft und deren Angehörige; daß sie auf der Welt sei, um zu arbeiten, und die Arbeitsmenschen für nichts anders zu betrachten wären, denn als die Vormägen, in welchen sich Kraut und Gras in den Milchsaft zur Nahrung der Vornehmern verwandele. Dort wurden die Druck- und Saugpumpen ersonnen und konstruirt, mit denen man den Saft aus dem Leibe des Volkes zog, die Mauthen, die Verbrauchssteuern, durch welche man vom Bauer den doppelten Zehnten nahm, vom Handel seine Provision erpreßte und mit allen Gewerben und Industrien den Gewinn theilte, ohne Antheil an der Gefahr, den Kosten und den Verlusten zu haben. Den Tuilerien endlich gehört der Ruhm, Geburtsstätte der geheimen Polizei zu sein, jener horchenden, spähenden, lauernden, im Finstern schleichenden, unsichtbaren Macht, die umgeht unter dem Volke, um auch seine Besten zu verrathen und zu fahen. —

Nichts weiter? Wenn Das doch Alles wäre! Aber auch die letzten, höchsten Güter sollten den Völkern nicht bleiben vor dem Geiste, der in diesem Königshause waltete. Von hier ging unter den Nachfolgern des 14. Ludwigs jener Pesthauch der Lüderlichkeit, des Unglaubens, der frechen Verhöhnung alles Edlen und Erhabenen aus, welcher die meisten Höfe Europa's vergiftete und durch diese die Völker bis auf die untern Schichten mit sittlicher Fäulniß durchdrungen und verderbt hat. Die Tuilerien führten die Zeiten der Cäsaren zurück, und mit ihnen alle die viehischen Gräuel, welche jene Zeiten befleckten. Bei König Ludwig XV. und dem ruchlosen Regenten gingen Fürsten und Großwürdenträger der Staaten, in dem Pfuhl der neuen Lutetia die Angehörigen der Völker in die Schule und wurden Träger der Unwürdigkeit und des Verderbens, das alle Organe des europäischen Lebens anfraß und mit eiterndem Krebsstoff inficirte. In den Tuilerien hat man gesehen, wie schlechte Maitressen Kriege anzettelten, welche den Völkern das Herzblut kosteten und ihre Städte verwüsteten; in den Tuilerien wurde die Politik erdacht, die den Länderraub zum Recht stempelte, den Volksbetrug zum Verdienst erhob und die Staatsbeutelschneiderei im größten Style gestattete, mit deren Hülfe es nicht bloß möglich war, der Gegenwart Hab und Gut zu verpfänden und aufzuzehren, sondern auch noch das der ungebornen Generationen — (ich meine die berüchtigten Assignaten und Staatsanleihen). Kurz, aus den Tuilerien brach eine Fluth des raffinirtesten Despotismus über den ganzen Welttheil herein, brandend bis an die Felsen von Gibraltar und an die Gestade Sibiriens; dort war das goldene Kalb aufgerichtet, wohin die

Fürsten blickten, — dort stand der Hochaltar, dort qualmte der Weihrauch, dort lehrte der Erzpriester, der König Frankreichs, und auf ihn hörten Alle.

Seht, — das ist der Ruhm des Tuilerien-Palastes, — seht, das ist der Ruhm der Könige, die ihn bewohnt haben, von dem Nachfolger Heinrich IV. an bis auf Ludwig XVI.

Aber es herrscht ein Gott in der Geschichte und sein Schwert ist das der Vergeltung. Das Reich der Gewalt, in welchem der Staat sich selbst Alles, dem Volke nichts gestattete, sich selbst Alles nahm, der Nation Alles versagte, zerbrach, als Lafayette die junge Freiheit aus Amerika herüberholte. Vor ihrem Lichte wurde die Größe der Verderbniß offenkundig und, enttäuscht, sprengte das französische Volk seine Ketten. Der König selbst endete unter dem Beile, und alle die Tausende, die, mit Rang und Würde beladen, das Königthum geziert hatten, fielen der Guillotine anheim, oder flohen in's Exil. Die Tuilerien verödeten und die Prunkgemächer des Palastes wurden ihres Glanzes entkleidet. Das Bürgerthum machte sich's wohnlich in der Wohnung der Könige, und während das Schwert an des Reiches Marken seine Opfer fraß und der Bürgerkrieg nach innen in Frankreichs Eingeweiden wühlte; — während der Terrorismus wüthete mit Noyaden und Mitrailladen, Proscriptionen und Konfiskationen, Requisitionen und Plünderung aller Art: gaben die Jakobiner Bälle und Konzerte im Thronsaale, und wo vordem Kronenträger an goldenen Spieltischen gesessen, da hielten Caffetiers Wirthschaft und der pariser Gamin spielte seine Partie Billard für zwei Sous.

Auch das ging vorüber. Die wilden, entzügelten Kräfte tobten aus, Erschöpfung trat an die Stelle der Exaltation. Das bürgerliche Regiment war kraftlos geworden; nur der in tausend Schlachten gebildete neue Adel des Schwerts war noch gewaltig und ihm fiel die Herrschaft zu. Nachdem Mehre ohne Entschlossenheit nach dem Scepter gegriffen hatten, bestieg Bonaparte erst als Konsul den curilischen Stuhl, bald als Kaiser den Thron.

Er stellte ihn in den Tuilerien auf, und was vor Alters glänzend in dem Palaste gewesen, das verjüngte sich wieder mit zehnfachem Glanze. In den Tuilerien ordnete er das Planetarium seiner Herrschaft; hier war es, wo um seine Sonnenmitte alle Planeten kreisten, und um diese wiederum die Trabanten; wo er das glänzende Staffelwerk eines neuen Adels vom Herzog bis zum einfachen Ritter herab aufstellte, ein Werk, das er in einem Tage schuf. Der Codex der Hofetiquette, welche das Genie Ludwigs XIV. erfunden hatte, wurde mit den Druckerzeichen des Adlers noch einmal neu aufgelegt und in den Tuilerien zur strengsten Ausübung gebracht. Hier brütete nun der Korse seine Pläne der Welteroberung; da baute er Karls des Großen Reich zum zweiten Male auf; von da aus schleuderte er die Blitze, welche die Könige und Dynastien von den Thronen stürzten und Reiche zusammenwarfen. Aus den Tuilerien entsendete

er die Ordonnanzen, womit unabhängige Völker zu Heloten herabgewürdigt wurden; dort war es, wo um deutsche Stämme, um deutsche Länder gefeilscht und gehandelt wurde, wie um Güter und Heerden. Sitzend auf dem Throne der Tuilerien stampfte des Zauberers Fuß die Armeen aus der Erde, welche ausziehen mußten zu den Säulen des Herkules und bis an der Wolga eisige Fluthen, um die Völker zu jochen, und da ruhete sein Adlerblick zum letzten Mal auf seinen Trophäen, als das Weltrad, welches sein Titanenarm noch einmal gewendet hatte, zum zweiten Mal umgeschlagen war, und er nichts mehr erlangen sollte auf Erden, nach dem Rathschlusse des Allmächtigen, als ein Felsengrab im Ocean. — Denn — es lebt ein Gott in der Geschichte und sein Schwert ist — Vergeltung.

Die Bonapartes zogen zum zweiten Mal aus, und die Bourbons zum zweiten Mal ein; die Adler entflogen und die Lilien sproßten und blühten an den Mauern und Plafonds der Tuilerien von Neuem. — Wiederherstellung (Restauration) wurde jetzt die Parole des Palastes. Verrücktes Beginnen! Was war da zu restauriren, wo Alles in Trümmern lag, wo jede Mauer aus dem Sockel gewichen, wo jede Grundveste unterwühlt und die Fundamente selbst von oberst zu unterst gekehrt waren? Zwar konnte man in den Sälen der Tuilerien das Alte wieder erwecken und durch eine Milliarde, dem Volke entlistet, die in der Revolution verarmten Adelsgeschlechter wieder mit Schimmer umgeben und zu Hof locken; aber der Geist des Alten war ohne Wurzel im Volke; es sah in ihm nur einen Alp, der es drückte, und den es wieder wegwünschte, keinen guten Genius. Das Königthum mit seinen Restaurationsbestrebungen trat daher in Zwiespalt mit seinem Beruf, — es theilte, wo es zusammenhalten sollte, es machte zwei Frankreiche aus einem, ein neues und ein altes, zwei Völker, die sich haßten, zwei Zungen, die sich verleumdeten, zwiefaches Regiment, zwiefache Gesinnung, zwiefache Sitte, doppeltes Leben in Wissenschaft und Kunst. Und solcher Streit hat fortgewährt, bis Karl X. jene Ordonnanzen unterschrieb, welche den Franzosen ihr theuerstes Recht zu rauben trachteten. Da regte sich plötzlich der alte Geist in seinem Grabe, und das Volk that, wie seine Väter gethan: Söldnertreue blutete noch einmal in den Höfen der Tuilerien; und die Schuldigen wanderten — nicht auf's Schaffot wie vordem, sondern in's Exil. Abermals welkten die Lilien, abermals sah das Volk hohnlächelnd auf einen leeren Thron. — Doch nicht lange, so setzte sich die „beste Republik" schlau hinein — und sie sitzt noch darin: — erst als Bürgerkönigthum, bis sie den lästigen Dualismus von sich warf und das Königthum allein zurückließ. Dieß hat jetzt Alles wieder an seinen Platz gestellt: die Leibwächterschaaren an die Pforten und in die Korridors, die Hofmarschälle und Ceremonienmeister in die Salons mit Schaaren der Hofleute, und Kniebeugungen und Huldigungen werden nach den alten Formeln geübt. Die langen Reihen der glanzvollen Equipagen drängen sich vor der Pforte des Palastes

wie ehedem, und die Boten der Völker und Fürsten der Erde bringen dem Nestor der Monarchen mit eben der Feierlichkeit Huldigung und Freundschaftsversicherung, wie dem legitimsten der Könige, die vor ihm hier Hof gehalten. Wer wird nach Ludwig Philipp dieses Haus bewohnen? Das Kind, sein Enkel, das nur mit einer Krone spielen, nicht sie tragen kann? oder einer aus dem Triumvirat der Prätendenten? oder wer sonst? Das Schicksal rüttelt die Würfel; aber nur Gott weiß, für wen sie fallen.

(1852.)

„Wer wird nach Louis Philipp dieß Haus bewohnen?"

So schrieb ich im Jahre 1844. Seitdem ist der Hof der Tuilerien zum dritten Mal der Friedhof der Bourbonenherrschaft geworden. Zum dritten Mal stürzte das Volk die Vertheidiger derselben aus den Fenstern des Palastes; noch einmal sahen die Tuilerien einen König fliehen vor dem Vive la Republique und zum Vagabonden werden in seinem eigenen Reiche; noch einmal sahen sie die Proletarier in den goldenen Sälen, welche sonst nur die Fürsten und Großen zu betreten wagten, und noch einmal streuete der Gamin die Asche eines Throns jubelnd in alle Winde. Die Republik schloß die Tuilerien zu und schrieb den Spruch über die Pforte:

„So knechtet euch der Menschen Lob und Spott,
Macht heut' euch ehrenreich und morgen ehrlos".

Aber während ich dieß schreibe (am 2. December), hat sie das Schicksal wieder aufgeriegelt, damit der Schatten des großen Kaisers Einzug halte, und mit diesem Tage beginnt für Europa die neue Aera des byzantinischen Cäsarenthums — oder das Zeitalter eines zweiten Attila, der Geißel Gottes.

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kam zur Erde,
Den Frieden euch zu bringen. Nein! das Schwert!" *)

Ludwig Napoleon erscheint mir wie ein Riese mit thönernen Füßen, auf dessen Schultern das schwankende Gebäude der Gesellschaft ruht; er ist die Welle, um welche sich Europa's Zukunft bewegt; er ist die Hieroglyphe des Schicksals und der Vergeltung, vor welcher die Völker und die Könige stehen und zu deren Ausdeutung sie vergeblich ihre Weisen berufen. — Fatalist wie Wallenstein, festgebannt im Kreise seiner ehrgeizigen Pläne und über die Mittel, sie zu verwirklichen, aller Skrupel bar, glaubt Ludwig Bonaparte an seinen Stern, glaubt er an den Beruf der

*) „L'empire c'est la paix".

Napoleoniden zur Weltherrschaft, glaubt er an seine Mission, und er fragt nicht darnach, ob er sie vom Teufel oder vom Herrgott empfangen habe. Wie ein Schatzgräber an die geheime Gewalt der Kreuzwege glaubt, wie ein Astrolog dem Einfluß gewisser Konstellationen und Zeiten geheime Kräfte zuspricht und darnach das Gelingen oder Mißlingen seiner Handlungen zum Voraus berechnet: so ist dieser merkwürdige Mann entweder tollkühn oder muthlos, je nachdem die Ereignisse ihn bestimmen oder drängen, an einem Glücks- oder Unglückstage seine Streiche zu wagen. Die Drei gilt ihm als die heilige Zahl seines Glücks. Was ihm zweimal in Straßburg und Boulogne mißlang, das mußte, seinem Glauben gemäß, zum dritten Male gewißlich glücken. Und so ist es auch geschehen, und heute zieht er ein in das Kaiserhaus als unumschränkter Czar von Frankreich, keinem Gesetze unterthan, denn seinem Willen allein. Wie alle Wege nach Rom führen, so haben alle Wege Herrn Ludwig Bonaparte nach den Tuilerien geführt. Er war rother Republikaner mit Ledru Rollin, Socialist mit Proudhon, Reformator mit Girardin; er träumte mit Cabet, war Reaktionär mit Thiers, gemäßigter Republikaner mit Cavaignac, Feind des Kapitals und der Bourgeoisie mit Louis Blanc, Gegner der Demokratie und der Revolution mit den Legitimisten, ein Bekenner der Glaubensfreiheit, wenn er vor Protestanten sprach, und ein demüthiger Verehrer, Beschützer und guter Sohn der katholischen Kirche, da es galt, die Unterstützung der Hierarchie und die Gunst der dreifachen Krone zu erlangen. Er schmeichelt dem Arbeiter mit der Hoffnung auf Verbesserung seiner Lage, tanzt mit den Damen der Halle, ladet den Sackträger zu Gast, läßt dem Bauer und dem Handwerker die Wiederkehr des goldnen Zeitalters verkündigen, verspricht ihnen Abnahme der Steuern und Schulden, peitscht die Kurse zum Jubel der Börse und zum Frommen der Schwindler und der Spieler in die Höhe, berauscht die Soldaten mit Champagner und sprudelnder Hoffnung auf Gloire und versichert dem ruhelechzenden Besitz und dem kalkulirenden Handel: l'empire c'est la paix. Er verspricht Alles und unterschreibt Alles, sagt „Ja“ zu jedem Wunsche und läßt für jedes Verlangen Befriedigung hoffen; er schmeichelt dem Volke, indem er sich den Diener seines Willens nennt; er macht den ungebührlichsten Erwartungen der Menge Koncessionen, und ihren Gelüsten nach Vergnügen und Zeitvertreib bringt er die größten Opfer. Aber während er dieses that, wendete er mit perfekter Menschenkenntniß jedes andere wirksame Mittel an, die indolenten Massen seinen Zwecken unterthänig zu machen, sei es durch das Brod, das er austheilen ließ, sei es durch bunten Flitter- und Zinselkram, mit dem er die Augen blendete, sei es durch vage Hoffnungen, sei es durch Furcht und Schrecken, durch Lambessa und Cayenne. Jedes Mittel zur Erreichung seines Ziels ist ihm recht gewesen, und er erschrak so wenig vor den verschwenderischen Ausgaben der Millionen, als vor den sittlichen Konsequenzen seines Thuns

und seines Handelns. „Das Mittel heiligt der Zweck“, lehrte ihm Loyola, und dieser hat niemals einen vollkommenern Jünger gehabt. Jenes erste Ziel, den Kaiserthron, hat Ludwig Bonaparte heute erreicht. Jetzt steht die Frage: was wird sein nächstes sein? Die Herrschaft der Napoleoniden in Europa war der eingestandene Plan des großen Oheims; und Ludwig Bonaparte gibt sich für seinen Erben aus und für berufen, dessen Entwürfe zu erfüllen. Er sagt jedoch: „l'empire c'est la paix“; und dieses sein kaiserliches Wort ist eben so glaubwürdig, als des Präsidenten Eidschwur auf die Verfassung, die er heute vor einem Jahre zerriß und in dem Blute ihrer Vertheidiger begrub; es ist nicht weniger werth, als das Wort seiner Proklamation nach dem Staatsstreich: „ich liebe die Republik, weil sie die Freiheit schützt, und werde sie erhalten“; es ist so viel werth, als sein Wort von gestern: „l'empire c'est la democratie couronnée“. Wenn alle diese Worte niemals mehr gewesen sind, als Phrasen, um des Mannes wahre Absichten zu verheimlichen, so wird man auch das Wort „l'empire c'est la paix!“ für nicht mehr annehmen mögen. Ludwig Bonaparte hat zwar keinen Funken von dem Genie seines Onkels, sein Ehrgeiz aber ist gewiß nicht kleiner. Alles, was diesem Ehrgeiz zur Befriedigung dienen kann, ist ihm willkommen. Frömmigkeit und Heuchelei, Wahrheit und Falschheit, Treulosigkeit und Grausamkeit, eiserne Härte und Großmuth, Wohlthätigkeit und Freigebigkeit bis zur Verschwendung, — sie können in seinen Augen gleichbedeutende und gleichgültige Dinge sein. Wer will behaupten, daß Ludwig Bonaparte ein Gefühl habe von Liebe oder Freundschaft, von Dankbarkeit oder Verpflichtung, wenn er heute der Treue den Rücken kehrt, die er gestern belohnte, wenn er morgen seinen Bundesgenossen in's Exil stößt oder in den Kerker, den er heute mit den Zeichen der Gunst und seines Vertrauens bedeckte; wenn er dem Feind, den er verfolgte, mit der Miene der Großmuth plötzlich die Hand reicht, sobald es seinen Absichten frommt? Verschlossen in seinen Plänen, Herr seines Mundes, dem er niemals das Recht gibt, der Verräther seiner Gedanken zu sein, in der Verstellung ein noch weit größerer Meister als Talleyrand war, erreicht er seine Ziele mit der Gewandtheit eines Luchses, während die Welt ihn noch weit davon entfernt glaubt und sich in falsche Sicherheit wiegt. Er ersieht bei seinen Sprüngen „seine Stunde“, in der sein Stern ihm Erfolg verheißt und ihn der Glaube kräftigt, daß der Erfolg ein sicherer sei. Zaghaft und schwankend zu andern Zeiten, ist er immer bereit, in jenen Momenten des Glücks das Verwegenste, Unerwartetste und Ueberraschendste zu unternehmen und jeder Gefahr mit kaltem Blute zu trotzen. Als Monoman seines Namens glaubt er blind an das Dämonische seines Schicksals und an die Größe seiner historischen Sendung, und so betrachtet erscheint uns seine Gestalt wie die des Leviathan, welche über eine unglücksschwangere Zukunft die schwarzen Schwingen breitet. Ledig aller Bande, welche die gewöhnlichen Sterblichen fesseln,

und ohne sittliches Steuer, folgt er, mehr fanatisch, als willensklar, dem Fatum, seinem Gott.

So stellt sich meinem Blicke Derjenige dar, welcher heute einzog in das „Haus des Schicksals", das Scepter des Imperators und das Schwert der Autokraten in den Händen. Ein Glück für die Welt, wenn das Bild nicht mehr ist als ein Trugbild meiner Phantasie.

Auf ein anderes Feld der Betrachtung treten wir, wenn wir die Frage erörtern: Hat Ludwig Napoleon eine Chance für das Gelingen seiner Pläne? — Hier haben wir es nicht mit seiner Persönlichkeit allein, — sondern zugleich mit den Thatsachen und der Gewalt der Situation zu thun, in welcher er sich befindet und in die er sich versetzt hat. Ich spreche unbedenklich, weil mit voller Ueberzeugung, den Glauben aus: Ludwig Bonaparte hat keine Chance. Er hat keine, nicht trotzdem daß er den Kaiserthron bestieg, sondern weil er ihn erklimmte und erklimmt hat durch alle macchiavellistischen, ich will nicht sagen diabolischen Künste. Er hat seine Mittel mit meisterhaftem Geschick benutzt; Mephistopheles selbst hätte es nicht klüger und hinterlistiger thun können: aber die Tragweite dieser Mittel war der Kaiser, und mit Erreichung dieses Ziels ist sie erschöpft. Der Allen Alles versprochen hat, um sich Stimmen zu verschaffen, muß nothwendig Allen Täuschungen bereiten. Auf der Spitze seines Ehrgeizes, auf dem Throne, steht er isolirt wie auf dem Gipfel einer Pyramide, — einsam, ohne Rückhalt. Er hat seinen Thron mit gemeinen Werkzeugen, inspirirt von gemeinen Leidenschaften, umgeben, — mit bloßen Sklaven seines Willens. Es hilft ihm nichts, daß er sie mit den hohltönenden Titulaturen: — Senat, Repräsentanten, Ministerien bekleidet. Er hat die Legislative so tief herabgewürdigt, daß sie bloß einen verspotteten Bedientenschwarm vorstellt, der dem Lande Millionen kostet, der Regierung aber keine Stütze bietet. Seine Minister sind Kommis und sie werden von ihm wie Kommis behandelt; sie, wie die Legislativen, sind nur beständige Elemente des Hasses und der Verachtung, die auf den Stufen des Thrones knieen. Er hat die Armee als blindes Werkzeug seiner Pläne gebraucht und ihre Ehre in Frage gestellt; ihre Sympathien sind zusammengeschrumpft zum Gehorsam, den die strenge Disciplin erzwingt und zusammenhalten wird, bis sie — bricht. Die Träger ihres Ruhms und ihres Stolzes, die vorzüglichsten Generale, sind verbannt oder entfernt; sie sind die natürlichsten, die stärksten, die unversöhnlichsten Feinde Bonaparte's, und alle seine Gewalt kann die Gefühle der Theilnahme nicht verhindern, welche in jedem französischen Soldatenherzen für diese Helden schlagen, die keine andere Schuld an sich tragen, als die Treue für ihren Eid, welchen Bonaparte brach, und daß sie als Ehrenmänner keinen Theil haben wollen an dem meuchelmörderischen Ueberfall der Freiheit und der Republik. Wie die Feldherren, so tragen auch die ersten Staatsmänner Frankreichs unversöhnliche Feindschaft im Busen

gegen Den, der in seiner Person alle Gewalt und Macht des Staats vereinigt und sie selbst zur Nichtigkeit verwiesen hat, und was Frankreich an Genie und großem Talent besitzt, was der Ruhm gekrönt hat mit unsterblichen Kränzen im ewigen Reiche der Wissenschaft, der Gelehrsamkeit und des Gedankens; Alles endlich, was die Geschichte früherer Zeiten mit erblichen Ehren, Würden und Rang belieh, steht tief verletzt, und unversöhnlich ihm gegenüber. Der Weg, den er genommen, die gewaltthätigen Mittel, die er gebraucht, die grenzenlose Koncentration der Macht, die er sich zugesprochen hat, sie können nicht die geringste unabhängige Kritik, nicht den mindesten Tadel vertragen; die Spannung der Verhältnisse, die er hervorgerufen, ist schon jetzt so entsetzlich geworden, daß die mindeste Lockerung der Zügel für die Regierung zu einer gefährlichen Opposition umschlagen würde. Ludwig Napoleon wird durch die Gewalt der Dinge zu immer größerer Gewaltthat fortgetrieben, und er kann jetzt so wenig einhalten als der vollbeladene Wagen, der auf schiefer Fläche dem Abgrunde zurollt. Er muß unbeschränkter Herr, Kaiser, Sultan, Czar bleiben, oder er ist nichts, weniger als nichts. Darin liegt die meiste Gefahr sowohl für seinen fundamentlosen Bau, als für Frankreich, für Europa, für die Gesellschaft, für die Welt; eine Gefahr, die schon viel größer geworden ist, als sie der Fortbestand der Republik in Frankreich jemals hätte erzeugen können, deren Untergang man mit so viel Jubel begrüßte. Eine Zeit lang kann sich, meiner Meinung nach, Ludwig Bonaparte noch dadurch halten, daß er — die Rolle eines modernen Attila ergreifend — die unzufriedenen, unruhigen, oppositionellen Kräfte der Nation nach Außen hin lockt, Frankreich in Streit mit den Nachbarn bringt, das Feuer eines Universalkriegs anzündet, und Europa, und mit Europa die Welt, den blutigsten, furchtbarsten Erschütterungen Preis gibt, die je erlebt worden sind; aber die Revolution wird immer das letzte Wort haben; ihr ist er verfallen, und sie wird ihn zermalmen.

So sieht mein Auge — das menschliche, irrende. Diis aliter visum. Vielleicht: — — denn wer kann sagen, daß er im Rathe der Götter sitze?

Prairie du Rocher in Illinois.

(Vereinigte Staaten von Nord=Amerika.)

Etwa ein Dutzend englische Meilen von Kaskaskia, an der Straße nach St. Louis, tritt der Felsgürtel zu Tage, welcher in dieser Gegend die alte Landfeste Amerika's von jenem Tiefland scheidet, das, tausende von Quadratmeilen groß, als Prairie und Marschboden vom Missis= sippi durchströmt wird. Die Form jenes Steinwalls, welcher sich viele Stunden weit in die Landschaft hinzieht, läßt seine frühere Eigenschaft als Meerufer deutlich erkennen. Die Wogen haben seinen Fuß tief aus= gewaschen, so daß der obere Rand überhängt. Bis zur Zinne hinan ist er besäet mit unzähligen Gehäusen von Madreporen, Korallen, Meer= schnecken und anderen Weichthieren, und seine ganze Masse besteht aus den verkalkten Trümmern von Seemuscheln theils noch lebender, theils längst untergegangener Geschlechter. Dünn und kümmerlich bewachsen, bald mit verkrüppelten Cedern und krummen, uralten Kiefern und Eichen, deren dürre Häupter der Sturm zerzaust hat, oder mit bemoosten Thränenweiden, deren Zweige den Boden der Tiefe suchen, steigt er, oft bis zur Höhe von 250 Fuß, schroff und kühn aus der Ebene auf und schmückt die Landschaft in seltener, origineller Weise. Die Aussicht von seinen höchsten Zinnen gehört unter die größten und schönsten. Ungehemmt schweift der Blick über die unabsehlichen Ebenen, über die Schauplätze der jüngsten Kultur, wo die Städte emporschießen, wie die Pilze in warmer Sommernacht, über die Ströme hin, auf denen hochbordige Dampfer die Schaaren der neuen Einwanderer dem Lande der Hoffnung zuführen, über die schon von der Lokomotive durchfurchten Prairien, auf denen der weiße Mensch und seine Kultur sich's wohnlich gemacht haben, und über den Urwald hin, aus welchem, vor den Schlägen der rodenden Axt, die alten Besitzer, der Bison, der Wolf, der rothhäutige Indianer, die Flucht ergriffen. Vergeblich sucht das Auge einen Ruhepunkt am Horizonte. Wie der des Meeres ist er un= begrenzt, und wie der Gedanke ist er ohne Schranke. Nur in der Nähe findet er Punkte, wo er ausruhen kann. Da liegt dicht vor ihm eine alte französische Niederlassung, das Städtchen Kaskaskia, das mit seinen beiden Thürmen und seinen weißen Häuserchen friedlich aus Obst= hainen und den röthlich blühenden Tabaksfeldern herausschaut; und



PRAIRIE DU ROCHER

etwas entfernter wälzt der Mississippi, der Vater der Ströme, in stiller Majestät seine falben, immer trüben Wogen durch die Wälder von Hikories und Ahorn. Hochbepackt mit Menschen und Gut ziehen auf seinem breiten Rücken die Flöße nach den Städten des Südens hinab, für welche sie, auseinander genommen, das Material zu den Tausenden von neuen Häusern liefern, die Jahr aus Jahr ein diese blühenden Sitze der Menschen vergrößern. Zu beiden Seiten des Stroms aber erblickt das Auge von Strecke zu Strecke lichte Stellen, wo das Beil den Wald geöffnet hat und des Landmanns fleißige Hand Saat ausstreut zu hundertfältiger Ernte. Auf aufgeworfenen Hügeln, gewöhnlich die Fronte gegen den Strom gekehrt, von hochwipfeligen Bäumen beschattet, stehen die Farmerhäuser, meist schmucke, mit Veranden umsäumte zweistöckige Wohnungen, umgeben mit üppigen Maisfeldern und Gärten, welche eine im Zickzack fortlaufende Umzäunung aus gespaltenen Zweigen vor den Beschädigungen des Wildes schirmt. Das schönste Landschaftsbildchen der Gegend aber ist eine tiefe und weite Bucht des Felsgürtels selber. Nach außen mit Hochwald eingefaßt, birgt sie eine mit dem reichsten Graswuchs ausgestattete und mit Boskets von wilden Rosen und anderen blühenden Sträuchern, hie und da auch mit einzelnen Trauerweiden, Eichen und Wallnußbäumen bewachsene kleine Prairie, in der die Gehöfte der Landleute, zwischen hohen Maisfeldern und Obstgärten versteckt, zerstreut liegen. Es machen diese Farms vereint die Gemeinde Prairie du Rocher aus, eine der ältesten und wohlhabendsten Niederlassungen der Gegend. Den Namen entlieh sie von dem Felsen, an dessen schützender Wand der erste Ansiedler sein Haus — Barbeau's Cottage — gebaut hat. Noch ist es Eigenthum seiner Kinder, und mit seiner idyllischen Umgebung und dem den Wiesengrund durchrauschenden Forellenbach, dessen Rand einige Eichen und Trauerweiden zieren, ein Bild seliger Abgeschiedenheit und Ruhe.

Doch war dieses liebliche Stückchen Erde einst der Schauplatz eines grausigen Ereignisses. Ende des vorigen Jahrhunderts, da noch die Gerichtshöfe und Geistlichen von einem Ansiedlerdistrikte zum anderen wanderten, um Gottes Wort zu predigen und Gerechtigkeit zu pflegen, kamen auf einer solchen Tour die Gerichtsherren und der Pfarrer mit ihrem Gefolge und ihren Dienern in diese Gegend. Der Tag war schwül; die Frische des Bachs und der Schatten der überhängenden Felswand war einladend, — sie machten Halt, ließen ihre Pferde im hohen Grase weiden und bereiteten ihr Mahl. Da ertönte plötzlich der schrille Laut einer Indianerpfeife aus dem Gestrüpp über dem Felsen, und in demselben Augenblick fällt ein Hagel von Pfeilen auf sie nieder. Die Wenigen, welche nicht getroffen waren, sprangen auf, um zu entfliehen; aber nun stürzten die Rothhäute mit geschwungenen Tomahawks hervor und schlugen sie alle zu Boden. Eine Schaar der Kickapoa-Indianer hatte sie beschlichen. Sie

ließen Niemanden am Leben. Doch auch die Rache ließ nicht auf sich warten. Bei der Kunde von dem Geschehenen sammelten sich alle Kolonisten weit und breit mit ihren Waffen auf der Prairie du Rocher, und nicht eher zogen sie wieder heim, bis der letzte Kickapoos erlegt war. Ein schon fast versunkenes Steinkreuz dicht am Fels erinnert an die tragische Geschichte.

Die Pfarrkirche der Gemeinde liegt romantisch auf einer mit altem Mauerwerk besetzten Anhöhe, — es ist die Kapelle der französischen Veste Fort Chartres, — noch aus der Zeit, wo Law mit seinem Mississippiprojekt die Welt schwindeln und glauben machte, Frankreich habe in Louisiana das Eldorado gefunden. Law, dem der Staat für seine berüchtigte „Kompagnie des Westens" Louisiana mit allen Beilanden, von dem Delta des Mississippi an bis zu den Canadischen Seen, verlieh, ließ jene Veste erbauen und machte sie zum Centralsitz seiner kurzen Verwaltung. Nach dem schmähligen baldigen Untergang aller seiner Pläne und Unternehmungen fiel das Land an die Krone Frankreichs zurück, und diese machte die Veste zum Stützpunkt ihrer Macht in ihren Fehden mit den Indianern und den nachherigen Kriegen mit den Engländern. 1762 trat Frankreich den Theil von Louisiana, der östlich vom Mississippi lag, den Briten ab. Fort Chartres ward nun Grenzfestung und als solche erweitert und stark besetzt: aber in den späteren Kriegen mit den Engländern ging sie an diese nach einer hartnäckigen Vertheidigung verloren. Eine furchtbare Katastrophe vertrieb die Besatzung im Jahre 1772. Der Mississippi hatte nach und nach den Hügel unterwaschen, auf dem das Fort stand; in einer Nacht stürzten drei Bastionen zusammen; ein Theil der Garnison kam in den Trümmern um, der Rest floh, und da sich erwies, daß der Platz ohne enorme Kosten nicht herzustellen war, so wurde er aufgegeben und verfiel gänzlich. Die Kapelle, die den umliegenden Kolonisten überlassen wurde, ist das einzige noch erhaltene Gebäude der in der Geschichte Louisiana's denkwürdigen Veste.

Um die Trümmer derselben hat sich ein Sagenkreis gebildet, und wie man die Männlein aus Venedig ehedem mit der Wünschelruthe um unsern Kyffhäuser schleichen sah, um die gebannten Schätze zu heben, so finden sich noch zuweilen Leute ein, die in dem Gemäuer nach den goldgefüllten Truhen wühlen, welche der Baumeister dort eingemauert haben soll. Viele Millionen Livres waren nämlich zum Bau der Festung nach Louisiana gegangen — und als sie halb fertig war, verlangte der Architekt weitere Millionen zur Vollendung. Da wurde eine Kommission von Experten aus Frankreich geschickt, um Rechenschaft über die Verwendung so großer Summen zu fordern, und es soll sich erwiesen haben, daß mehre Millionen unterschlagen worden. Der Baumeister wurde in Fesseln geworfen und nach Frankreich abgeführt; aber wo das Geld hingekommen, konnte man mit allen Martern der Tortur von ihm nicht erfahren. Spä-

ter kam der Glaube auf, er habe es vermauert; und der Glaube mag wahr sein, auch wenn er keinen Livre veruntreut hat, wie der Unglückliche dieses unter allen Qualen betheuerte. Noch staunt man die bombenfesten Gewölbreste an, denen kein Geschütz etwas anhaben konnte, um sich desto mehr über die minirende Kraft des Stroms zu verwundern, welcher in einer Nacht zerstörte, was Menschenhände für Jahrhunderte aufgerichtet zu haben wähnten. —

Burg Altenstein in Franken.

Wie manche Stunde, lieber und getreuer Leser, haben wir mit schöpfendem Auge und saugendem Herzen zusammen schon gewandelt auf unsrer schönen Erde, zwischen den Perlenschnüren bethaueter Auen, durch sumsende Thäler, über schimmernde Höhen, durch dunkle, dampfende Wälder, oder durch Wüsten, brennende in Afrika's heißem Gürtel, und erstarrende in Asiens und Europa's Alpen. Viel haben wir mit einander gesehen, und viel, noch viel mehr mit einander empfunden; in jenen Augenblicken zumal, wo die Natur alle Röhren ihres Lebensstromes uns öffnete, oder wenn wir großen Menschen, die wir auf unseren Wanderungen trafen, an's Herz fielen, oder wenn große Erinnerungen und Ereignisse an uns vorüber zogen, wie die leuchtende Hand der Allmacht in der dunkeln Nacht der Geschicke. Und wir werden noch manche Stunde wandern, noch manche Gefühle tauschen mit einander, wenn in deinem und meinem Herzen und auf dem Staubkörnchen, über und unter welchem die Milchstraßen ziehen, das Leben fortschlägt. Wer möchte auch freiwillig zurückbleiben? ist doch unsere Wanderung so leicht; ist sie doch begabt mit jedem Reize und allem Genusse der Mannichfaltigkeit und Freiheit! Jeder Schritt führt uns zu einem interessanten Ziele, und an jedem Ziele strecken sich alle 64 Radien des Kompasses als wegweisende Arme uns entgegen. Sehen wir einen Palast: dreist gehen wir hinein; einen Tempel: wir treten zum Altare; ein blühendes Thal: wir steigen hinab; einen Wasserfall: wir schlendern ihm zu; einen Berg: wir klettern hinan; eine Burg: wir erklimmen sie; einen Strom, oder ein Meer: wir wiegen uns auf ihrem Busen. Jede schöne Blume darf uns fesseln, und jedem bunten Schmetterling oder jeder ziehenden Wolke mögen wir Reisegefährten sein, ohne

unser Ziel zu verfehlen; denn wo wir weilen, ist es da, und jede Stunde, in der wir es erreichen, ist die rechte. Wer könnte bei einem solchen Weltreisen ermüden? —

Sieh da oben jene ergrauten Trümmer, Zeichen irdischer Hinfälligkeit, wie sie das Angesicht gegen das sinkende Tagesgestirn wenden und glühen, wie die Wangen eines betroffenen Schuldigen. Auf und hinan! Während wir dort die Sonne untertauchen sehen in dem goldenen Meer der reifenden Saat, oder hinter den duftenden, röthlich-blauen Gebirgen, sollen uns die Trümmer ihre Geschichte erzählen. Wie sie trotzig und ernst auf ihrem starken Felsenhaupt sich recken! Wie die Gewölbe kühn über einander gesprengt sind in fünffachen Reihen, wie die Kunst noch blüht in den schlanken, zierlichen Fenstersimsen, wie die Thürme emporstarren aus den mächtigen Quadern, und die hohen Wälle den Leib des Trümmerriesen noch fest umgürten! Der erste Blick sagt schon, das sei kein gemeines Burgbild.

Unweit Schweinfurt, im ehemaligen fränkischen Gaue Grabfeld, sieht man auf dreien, im Triangel liegenden Bergen die Ruinen dreier Schlösser, ein Schmuck der ganzen Gegend. Der höchste der drei Berge trägt die Ueberbleibsel der schon im 12. Jahrhundert, auf Friedrich des Rothbarts Gebot, zerstörten Burg Bramberg; auf der andern Höhe ragen Rauenecks Trümmer; und die von Altenstein, mächtiger als jene beide, starren vom dritten Berge. Es ist dieß das Stammhaus der noch in mehren deutschen Ländern blühenden und begüterten Freiherren von Stein, — ein Name, welcher in der Geschichte des Vaterlandes häufig ehrenvoll, nicht immer fleckenlos, erwähnt wird.

Schon in den Kämpfen der Franken und Sachsen, zu Pipins und der Karolinger Zeit, kannte man das Geschlecht. Es hauste damals in einer noch ältern Burg, welche, nur an wenigen Substruktionen noch kenntlich und $^{3}/_{4}$ Stunden von der Altensteiner Ruine entfernt, die Heidenburg heißt. Die Zerstörung derselben fällt in die Zeit jener Kriege; und für Altenstein mag sie die seiner Erbauung gewesen sein.

Die Steine von Altenstein waren ein rühriges, rüstiges, thatenfrohes, aber auch unruhiges und fehdesüchtiges Geschlecht. Schon in den ältesten Turnierbüchern, aus dem 10. und 11. Jahrhundert, werden sie erwähnt. Steine thaten sich in den Kreuzzügen hervor, kämpften als Johanniter- und Tempelritter, und ein Stein verpflanzte die westphälischen Vehmgerichte nach Franken. Noch zeigt man die unterirdischen Hallen, in welchen die furchtbaren Richter ihre Sitzungen hielten, heimlich Urtheil sprachen über die Geladenen, und Kerker sieht man, in deren Wänden die Vertiefungen, in welchen die Ketten befestigt waren, zu erkennen

sind. Einen Steinblock, der in einem Gewölbe liegt, hält die Sage für die heimliche Richtstätte. Aber auch als Wegelagerer und Anführer war der Name Stein frühzeitig gefürchtet. Ein Heinrich von Stein steht 992 an der Spitze der aufrührerischen Bauern, welche das Joch der Geistlichkeit, die damals allmächtig war und das Volk mit Erpressungen aller Art belastete, mit Gewalt abzuschütteln versuchten. Ein Stein figurirte in den bekannten Grumbachischen Händeln als Haupträdelsführer und Mitschuldiger beim Morde des Fürstbischofs von Würzburg, Melchior von Bibra, und endlich als Strafgenosse des Grumbach, mit dem er, nach Vollstreckung der Reichsacht, auf dem Marktplatze in Gotha enthauptet wurde. Als Brecher des Landfriedens waren Steine in des Faustrechts arger Zeit häufig berüchtigt und gefürchtet, und die Burg Altenstein Zeuge mancher Schauerthat, von Steinen begangen und durch ihre Helfer gethan. Schrecklicher jedoch als alles Verübte war die Vergeltung; eine That, die das Blut in den Adern gerinnen macht. Die Geschichte ist folgende.

In dem langen Kampfe der kirchlichen mit der Kaisermacht, war die Kraft der letztern gebrochen, die Achtung vor ihr untergegangen, und mit ihr die vor den Gesetzen des Reichs. Frech erhoben die Vasallen sich gegen die Lehnsherren, spotteten des Reichs und seines Haupts und machten ihr Schwert zum Gesetzbuch. Deutschlands Schreckenszeit war gekommen. Kein Recht galt mehr als das der Faust, und auf jeder Burg wehte das Panier der rohen Gewalt. Jeder dachte nur an Vergrößerung seiner Macht auf Kosten der Nachbarn. Ritter befehdeten sich, Städte kündigten ihren Lehnsherren den Gehorsam auf, Fürsten und Herzöge überzogen einander mit Krieg. Deutschland war zur großen Räuberhöhle geworden.

Für das rührige, kraftvolle und thatendurstige Geschlecht der Steine war das eine goldene Zeit. Generationen hindurch trieb es kein anderes Gewerbe, als Befehdung der benachbarten Ritter und die Wegelagerei im Großen. Die Altensteiner Schnapphähne waren zwanzig Meilen weit gefürchtet, und ihre Reisige wagten sich zuweilen bis an die Thore von Nürnberg und Erfurt, wenn es galt, reichen Kaufleuten aufzupassen und kostbare Gütertransporte zu plündern. Mit dem geraubten Gute erkauften sie Schlösser im Auslande, befestigten und erweiterten sie ihre Stammburg; diese stand im Rufe der Unüberwindlichkeit.

Zwölf Ritter von Stein hausten im Jahre 1250 auf dem Altenstein, alle Söhne eines Vaters, alle von gleicher Raubsucht, Riesen von Körper, tapfer und ohne Erbarmen. Jeder dieser schrecklichen Zwölfe hatte seine Knechtschaar, und, wie Wölfe aus ihren Höhlen, so zogen täglich sechs auf Raub aus, während die übrigen die Burg hüteten. Klüglich vermieden sie es Anfangs, ihrem nächsten Lehnsherrn, dem mächtigen und kriegerischen Fürstbischof Eiring von Würzburg, Ursache zur Be-

schwerde zu geben; wie aber der Erfolg des Bösen immer zur Verwegenheit spornt, so geschah es auch hier. Zuletzt machten sie zwischen den Unterthanen und Vasallen ihres Lehnsherrn und den Fremden keinen Unterschied mehr, überfielen Würzburgische Dörfer und Flecken und erhoben Brandschatzung von den benachbarten Städten.

Lange dauerte die Klage und entsetzlich wurde die Noth, ehe der Bischof den gefährlichen Zug gegen die Schreckensbrüder wagte. Endlich erscholl ein allgemeines Aufgebot im Lande, und die Racheluft schaarte bald ein mächtiges Heer. 1254 brach der Bischof von Würzburg auf, und nachdem er die Altensteiner Haufen aus dem Felde geschlagen, berannte er ihre Burg. Lange lag er davor; vielmal versuchte er, sie zu erstürmen. An der Wachsamkeit und eisernen Tapferkeit der Brüder scheiterte jeder Anschlag.

Der Bischof versuchte nun List. Er begann Unterhandlungen mit den Belagerten, versprach ihnen Verzeihung des Geschehenen, wenn sie die Würzburgischen Lehnsleute künftig in Ruhe lassen wollten, und brachte es endlich dahin, daß ihm die Altensteiner ihre Burg öffneten und, als Zeichen der Versöhnung, den Bischof mit einer Anzahl Ritter und Reisige gastlich aufnahmen. Der Tag verging in Festlichkeit; fröhlich liefen des Abends die Pokale im Ritterkreise umher und nicht der leiseste Argwohn keimte in den unbefangenen Herzen der Steine. Nach aufgehobener Tafel zog sich der Bischof in seine Gemächer zurück; und nachdem der grausame arglistige Mann seine Helfershelfer und den verkleideten Scharfrichter von Würzburg in Bereitschaft gestellt hatte, lud er die zwölf Brüder, unter dem Vorwande, daß er jedem eine besondere Mittheilung zu machen habe, der Reihe nach zu sich. Mitternacht war's; noch saßen die Arglosen mit ihren Kumpanen beim Weine und zechten. Da erschien der Page des Bischofs und forderte einen nach dem andern. Eilf kommen, unbewaffnet, im Hauskleide. So wie sie eintreten, werden sie ergriffen, geknebelt, zum Richtblock geschleppt und enthauptet. Herdegen, der zwölfte der Brüder, zuletzt geladen, hat böse Ahnung, faßt unbemerkt ein Waidmesser und steckt es zu sich. Er tritt in das Mordgemach. Ein Blick auf die im Blute schwimmenden Leichen seiner Brüder sagt ihm, was ihn erwartet; da zieht er entschlossen das Messer, dolcht rechts und links die ihn Anfallenden nieder, und macht sich Bahn zum Bischofe, welcher, entsetzt, von einer dichten Schaar seiner Ritter geschützt, in das Seitenzimmer zu entfliehen trachtet. Schon blutet Herdegen aus vielen Wunden, er fühlt seine Kräfte schwinden und sieht die Unmöglichkeit, den Bischof zu erreichen. Da schleudert er, in einem Augenblicke, wo dieser den Kopf nach ihm wendet, ihm das Messer in's Gesicht, mit solcher Heftigkeit, daß es ihm die Nase aus dem Rumpfe trennt, und ruft ihm zu: „Meineidiger! nimm's hin als ein Angedenken!“ und nun läßt er sich ruhig binden, zum Richtblock schleppen, und endigt wie die Brüder vor ihm. Die Raubgenossen wurden in Fesseln geschlagen und

zum Strange verurtheilt; die Leichen der zwölf Ritter aber an das Kloster Langheim zur Beerdigung ausgeliefert. Burg und Güter bekam Siegfried von Stein zu Lehen, ein Johanniterritter und der nächste Erbe der Gemordeten.

Altenstein fiel im Jahre 1525 den aufrührerischen Bauern durch Ueberrumpelung in die Hände, welche es plünderten und zerstörten. Der Burgherr, Klaus Ludwig, kommandirte damals als Feldhauptmann am Rheine. Als er von dem Unglück in der Heimath hörte, legte er sein Kommando nieder, warb einige Fähnlein und zog schnell vor die Städte Ebern und Maroldsweisach, deren Bewohner bei der Zerstörung seiner Stammburg besonders thätig gewesen waren. Schrecklich war seine Rache: denn Viele der gefangenen Bürger ließ er geißeln und mehre vor ihren Wohnungen aufknüpfen. Darauf fing er an, sich in Pfaffendorf ein großes Schloß zu bauen, und die ganze Bevölkerung der Gegend mußte Frohndienste dabei leisten. Es war kaum halb vollendet, — da revoltirten die Fröhner, überwältigten des Bauherrn Lanzenknechte und schlugen ihn selbst todt. — Nach der Zeit wurde ein Flügel des alten Schlosses wieder aufgebaut und es blieb derselbe die Wohnung der Familie bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wo sie in das neue Schloß zu Pfaffendorf zog. Also verlassen verfiel die Burg nun bald. Zwar versuchte man, die Kapelle mit den uralten Grabstätten einige Jahrzehnte länger in baulichem Stande zu erhalten; doch hat auch sie das Schicksal der übrigen Gebäude schon längst getheilt.

D ü s s e l d o r f.

Die Muse der bildenden Künste ist immer Freundin und Begleiterin einer edlen Gesittung und schönen Natur gewesen. Die herrlichsten Landschaften, der sonnigste Himmel, die am schönsten gelegenen Städte waren immer vorzugsweise ihr Aufenthalt, denn da war der Menschen Geist, mit dem sie verkehrte, am leichtesten angeweht vom Zauber des Schönen, das die Natur ausströmte. Darum waren es auch Griechenland und Italien vorzugsweise, wo sich der Sinn für Kunst am höchsten entwickelte. Wohl hat sie auch Tempel im Norden, in den Ebenen, oder am flachen Ufer des Meeres; aber sie ist selten daheim und erscheint nur als ein zeitweiliger Gast. In Deutschland, im Herzen der modernen Civilisation, war sie

seit länger als einem Jahrtausend heimisch; namentlich ist sie an den herrlichen Ufern des Rheins auf und ab gewandert und auf dieser Heerstraße der Kultur hat sie in den alten Städten Basel, Straßburg, Mainz, Köln schon frühzeitig Wohnsitze gehabt. Ihr neuester aber ist da, wo die Stromnymphe die letzten Perlen ihres Geschmeides niederlegt, im freundlichen Düsseldorf.

Düsseldorf ist eine Stadt von noch jugendlichem Charakter, in der ein frisches Leben pulsirt und mit behaglichem Wohlstand einhergeht. Zeit und Mittel sind da hinreichend vorhanden, dem Genuß am Schönen nachzuschlendern; Auge und Sinn werden nicht von den Eindrücken des Verfalls gestört, wie in manchen alten, aber verkommenen Städten am Rhein, noch wird er abgezogen und betäubt vom Geräusch des Alles übertönenden Fabrik- und Handelslebens, wie im reichen Köln. Der Kunst ist wohler in Düsseldorf als anderswo, und hat, obgleich sie vielfach mit der Ungunst ihrer Protektoren zu kämpfen hatte, doch einige der schönsten Blüthen getrieben, welche jemals dem vaterländischen Boden entsprossen.

Die Gründung der düsseldorfer Malerakademie fällt in's Jahr 1767, in die Regierungszeit des pfälzer Kurfürsten Karl Theodor, nach dessen Tode sie als Erbe auf Maximilian Joseph von Bayern überkam. Beim Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Preußen wanderten Düsseldorfs Kunstschätze und die meisten Künstler nach München und Augsburg aus, und während der französischen Occupation war die Thätigkeit der Akademie gänzlich erlahmt. Erst nachdem die politischen Zustände wieder in's Geleise gekommen, nahm sich der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., der verwaisten Anstalt an und berief 1819 den Meister Cornelius aus Rom an ihre Spitze.

Die geniale Wirksamkeit dieses größten Künstlers der Neuzeit bewährte sich bald. Er schnitt der Pflanzschule der deutschen Malerei den Zopf ab, proklamirte eine freie Entwickelung des Talents und bildete die ersten Priester idealer Kunst. Ehe aber noch die neue Richtung eine feste Gestalt angenommen hatte, verlor die Schule ihre große Stütze und mit ihr ihre bedeutendsten Kräfte, durch die Berufung von Cornelius nach München. Mit seinem Nachfolger, dem Historienmaler Wilhelm Schadow, begann eine Umwälzung für die Kunstrichtung Düsseldorfs. Anfangs trat ein neuer Zopf, wenn auch kein gepuderter, nur ein vornehm poetisch zusammengeflochtener, an die Stelle der genialen Weihe und naiven Ursprünglichkeit, welche Cornelius hinterlassen; eine lyrische Stimmung trat an die Stelle des Epos und der dramatischen Komposition, eine Schwärmerei für die Farbe und Technik an die Stelle des Ausdrucks großer Ideen, eine sentimentale Weichlichkeit, ein stereotyper Weltschmerz an die Stelle der Kraft, des Entschiedenen und Klassischen, eine scheue Zahmheit in der Darstellung an die Stelle der Sicherheit und des kühnen Aplomb des früheren Meisters. Dem großen Publikum aber war die Seichtigkeit

der Ideen verständlicher als die Tiefe, und sein Wohlgefallen an den schön kolorirten, genreartigen Bildern brachte die düsseldorfer Schule weit und breit in Ruf. Zum Glück für sie entsprang aber bald aus ihrem Schooß, gerade als sie in einer sentimental-religiösen Richtung zu versumpfen drohte, ein Principienkampf, der den akademischen Sauerteig ausfegte und eine Ausscheidung und Isolirung der sich widerstrebenden Elemente zur Folge hatte. Lessings Genialität hat das Beispiel der Emancipation des Talentes gegeben, den gesunden Kern der Schule von der Schale der Hyperromantik und Ascetik befreit und die Fahne des reinen Realismus, des nackten Naturalismus, der selbstständigen Anschauung und inneren Wahrheit erhoben, welcher der jüngere Theil der Akademie jetzt so große Erfolge verdankt. Mag der ältere auch noch seine Seele an das Philisterthum der Kunst, an die alten konventionellen Typen, die seelenkranken Heiligen und romantischen Ritter verkauft haben, es ist doch ein neuer, gährender, individueller Geist in den Kreis der Künstler, etwas Männliches, Muthiges, Bewußtes in Stift und Farbe gefahren, was Düsseldorfs bessere Kunsterzeugnisse zum geistigen Ausdruck der Zeit erhebt, der sie angehört.

Die Eagle-Rocks (Adlerfelsen) am Mississippi.

Eine der malerischen und romantischen Ansichten aus dem Mississippithale! So finden wir den „Vater der Ströme" hoch oben, jenseits der Staaten, im freien Gebiete von Minnesota, unterhalb Lake Pepin, dem Bodensee des Mississippi. Im Morgentraum liegt der junge Riese zwischen seinen Urwäldern und hohen Felsengestaden, eine prächtige Scenerie, die der der Elbe zwischen Dresden und Schandau nicht nachsteht. Die Felsen der Ufer sind kohlensaurer Kalk auf Sand gelagert und gehören der Grauwacke oder den silurischen Gesteinen an. Häufig ist der höchste Theil der Uferseite ein Riff, das sich mauerähnlich fortstreckt, oder das Gestein wächst kegel- und pyramidenförmig aus dem Schutte hervor. Ohngefähr 25 Meilen unterhalb Lake Pepin streben die Felsen wie Obelisken in die Höhe, mit Gras, Schlingpflanzen und zwergartigen Bäumen bis zur Spitze bedeckt. Unser Bild stellt eine Partie dieser romantischen Gegend dar.

Die Reihe der Eagle-Rocks thürmt sich 300—400 Fuß hoch auf und um ihr weißes Felsgemäuer woben Mythe und Sage ihre düsteren Schleier. Zwei Dahcota-Stämme, die Talangamenes oder Redwings und die Wapashas oder Red Leafs, beanspruchten den gemeinschaftlichen Besitz dieser Felsen, wo ihre Vorfahren seit undenklichen Zeiten dem großen Geiste opferten. Jedes Jahr versammelten sie sich auf den Höhen zu gemeinschaftlichen Festen. Bei einer solchen Volksversammlung beider Stämme entstand ein Wortwechsel der Häuptlinge, welcher zu einer allgemeinen Debatte um die gegenseitigen Rechte auf den geheiligten Berg führte. Die feindschaftlichen Gefühle fachten sich einander so an, daß die Kriegstänze in jedem Lager abgehalten wurden und beide Parteien sich zum Kampfe bereiteten. Der Wahkonshecha, der böse Geist der Sioux, war, so erzählt die indianische Legende, eifrig bemüht, die Flamme zu schüren und einen Vernichtungskrieg zwischen den Brüderstämmen herbeizuführen.

Die Wapasha-Partei zog aus mit dem festen Vorsatz, die Feinde auszurotten, welche den heiligen Berg besetzt hielten. Diese verehrten den Wahkontonka, den „Vater des Lebens" als den Schöpfer alles Guten, und zugleich den Wahkonshecha, den Urheber des Bösen. Die Wapashas hatten die Prairie verlassen, welche ihren Namen trägt, um in der folgenden Nacht die Redwings zu überfallen. In diesem verhängnißvollen und gefahrdrohenden Moment hatte Wahkontonka Mitleid mit den irregeleiteten Stämmen und beschloß die verderblichen Machinationen des Wahkonshecha zu vernichten. Er suchte die Hülfe des Donnergottes nach. Dieser bedeckte den Himmel mit Finsterniß und ritt auf einer Sturmwolke von seinem Wohnsitz im fernen Westen daher, sandte Ströme von Regen und



THE EAGLE ROCKS



BROUGHAM HALL, WESTMORLAND

England

Hagel nieder und machte die Nacht so dunkel, daß der Kriegszug seinen Weg verfehlte und eine andere Richtung einschlug. Am nächsten Morgen, als der Sturm vorüber war, befanden sich die ausgezogenen Krieger auf der Wapasha-Prairie, Angesichts ihres eigenen Lagerplatzes. Während des Sturmes aber hatte der väterliche Gott des Guten den Berg gespalten. Betroffen von dem Wunder reichten sich die Anführer die Friedenspfeife; jeder Stamm erhielt nun seinen eigenen Theil des heiligen Bergs und seit der Zeit blieben sie in Freundschaft.

Hinter den Eagle-Rocks ist das Land wellig, malerisch, gut bewässert und von einem fruchtbaren Boden. Von der Spitze der Felsen schweift das Auge über ein weites, herrliches Land mit hohem Gras bewachsen und im Frühling mit einer reichen Flora bedeckt. Gruppen von Bäumen und Buschholz unterbrechen die Einförmigkeit der weiten Prairie. Das indianische Besitzrecht ist kürzlich für das ganze Land auf der rechten Seite des Mississippi, von den oberen Ansiedelungen im Staat Jowa bis weit oberhalb der Fälle von St. Anthony oder in der Sprache der Indianer dem „Minverara" (dem Wasser, welches lacht), gelöscht worden. Arme Rothhaut! Schon zieht das wühlende Eisen der Kultur immer näher und näher seine Furchen. Noch wenige Jahrzehnte, und das ganze Territorium von Minnesota wird von der Civilisation belebt, und seine interessante Natur in die überall gleichartige Physiognomie fruchtbarer Pflanzungen, Aecker und Wiesen verwandelt sein.

Brougham-Hall in Westmoreland.

„Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen" — und daran ist nicht der Himmel Schuld, sondern das Maß der Triebkraft, das Gott in den Baum gelegt hat. Aber ausbreiten kann sich der Baum, daß er Aller Augen Lust ist. Dazu ist seine Kraft groß und der Himmel hoch genug.

So ist es auch mit dem geistigen Wachsthum der Menschheit. Nie wird die allgemeine Bildung der Völker in die Region emporsteigen, wo für alle Köpfe und Herzen eine gleich reine Atmosphäre herrscht. Ein solches Volk, eine solche Zeit bleibt ewig ein müßiger, wenn auch herrlicher Dichtertraum. Nein, müßig wollen wir ihn nicht nennen; denn so schön dieser Traum ist, so alt ist die Wahrheit, daß das Ziel der Mensch-

heit weiter hinausgesteckt sein muß, als ihre Strebekraft reicht: das erreichte Ziel wäre ja des Strebens Ende. Nur dem ewigen Vorwärts zu Liebe springt der ewige Quell des Lebens hervor; das Gegentheil ist Stillestehen, Rückwärtsgehen, Stocken, Erstarrung, Tod.

Aber auf höheren, auf würdigeren, heilbringenderen Bahnen könnte die Lebenswallfahrt der Menschheit gehen, wenn von den ungeheuern, unermeßlichen Kräften der Natur und den unerschöpflichen Mitteln der Völker auch nur ein geringer Theil immer mit gleicher Beharrlichkeit zur freien und edlen Entwickelung der Seelenkräfte verwandt worden wäre, wie er zum Gegentheil mißbraucht worden ist. Was hilft alle Triebkraft des Baumes, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Güte und Milde des Himmels, wenn die Zähne und Messer der Arglist und Dummheit unaufhörlich an den Wurzeln nagen und schneiden.

So weit uns die Fackel der Geschichte in die Vergangenheit der Völker zurückleuchtet, sehen wir stets nur Einzelne, Stände oder geheim oder öffentlich in sich abgeschlossene Gemeinschaften im Besitz der Gewalt und aller vorräthigen Intelligenz. Wie gern hätte man sich oft selbst mit dieser Vertheidigungsart der höchsten Güter befreundet, weil sie den Gesetzen der Natur zu entsprechen scheint, wenn durch dieses doppelte Göttergeschenk der Macht und Intelligenz die begünstigten Besitzer auch zu gewissenhaften Verwaltern derselben umgewandelt worden wären, wenn sie als ihr Ziel das der Menschheit — Ausbreitung der Humanität und Freiheit über alle Völkerfamilien — hingestellt und verfolgt hätten. Statt dessen zeigt uns die Vergangenheit der meisten Staaten nur große düstere Trauerbilder. Die zäheste Beharrlichkeit der Gewalthaber und Intelligenzhüter erschöpfte sich fast immer nur in dem Bestreben, beide Göttergaben als Zügel und Peitsche zu handhaben und damit die großen Massen nach Belieben zu den von der Selbstsucht ersonnenen Zwecken hinzutreiben. Herbei mit allen Landkarten der alten Welt! Sucht mir da den Staat, wo die Macht immer nur auf die Wohlfahrt Aller gerichtet gewesen wäre! In den Reichen der Vorzeit? Nirgends! Ueberall gab es herrrschende Kasten und unterjochte Massen. Selbst der edle Grieche, selbst der freiheitliebende Germane hatte Sklaven! In den Ländern des Orients? Dort liegen die Türkei und China! Im Abendland? In Europa, dem Mutterbrunnen aller Wissenschaft der Erde, aller Weisheit der Welt? — Hier hat sich der beleidigte Geist der Menschheit am furchtbarsten gerächt. Dieselben drei Genien, welche berufen sind, den Einzelnen seiner höchsten Entwickelung, die Nationen der möglichsten Veredelung, die Menschheit ihrem Ziele entgegen zu führen, Politik, Justiz und Religion — (Staat, Recht und Glaube!) — sie wurden die blut- und beutegierigen Dämonen der Völker.

Zwischen den Parteien, welche keinen andern Gott haben, als die Selbstsucht, wandeln einsam mit Glaubenslicht, Erlöserkreuz und Hoff-

nungsanker die treuen Freunde des Volks. Es sind in jedem Jahrhundert deren nur wenige unter Millionen herauszufinden: die Macht ist ihr Todfeind, die Gewalt verfolgt sie, im Kampfe mit ihr siegen oder sterben sie. — Folge mir, Leser, daß ich dir einen solchen Kämpfer zeige. Folge mir in's britische Parlament.

Wer ist der Mann, der dort die Rednerbühne besteigt, als wäre sie ein erblicher Herrscherthron? Alle Augen sind an die überraschende Erscheinung geheftet. Diese rauhen Gesichtszüge und das aufwärtsgesträubte dunkelgraue Haar der hageren Gestalt stoßen nicht ab; bezaubernd wirkt unter der hohen Stirn der durchdringende Blick der rollenden Augen, deren Feuer durch die dunkele Gesichtsfarbe noch gehoben wird. Und wie sie donnert, die volle Stimme aus seiner eisernen Brust! Wie die Hand, dem Kampfzug der Gedanken folgend, den innern Sturm des zornigen Fechters ausdrückt! Der drohende Fingerzeig nennt uns untäuschbar den bekämpften Gegner: den alten hochtorystischen, stockaristokratischen Herzog, der überall, auch wo man nicht die klirrenden Waffen führt, mit dem Nachdruck und der Sieghaftigkeit des Feldherrn aufzutreten gewohnt ist. Hören wir auf die Worte des Redners: „Der Feldmarschall und Herzog von Wellington mag die Armee nehmen, er mag die Bischofsmütze nehmen. Laßt ihn mit seiner ganzen Gewalt, das Schwert in Händen, gegen die Konstitution anrücken, das englische Volk wird ihn nicht nur zurückschlagen, es wird über seinen Angriff lachen! Zu andern Zeiten mag das Land mit Schrecken gehört haben: Der Soldat überall! Es wird jetzt nicht so sein. Laßt den Soldaten überall sein, wenn er will; er kann nichts in dieser Zeit thun. Es gibt eine andere Figur überall, eine weniger imponirende Figur, eine in vielen Augen vielleicht bedeutungslose. Der Schulmeister überall! Ihm vertraue ich, ihm, mit seinem Abcbuch bewaffnet, dem Soldaten in seiner vollen Rüstung gegenüber!"

„Der Schulmeister überall!" Mit diesem mächtigen Schlagworte eröffnete Englands größter politischer Redner und tapferster, unermüdlichster Volksfreund der Welt den Einblick in die einfache Rüstkammer, aus der er seit Jahren all die Waffen hervorgelangt, die er als die besten erkannt hatte zur Befreiung des größten Theils der Nation von dem Druck, unter welchen es die Männer hoher Geburt und schweren Besitzes, trotz der goldenen Rechte und Freiheiten der stolzen Britannia niederzubeugen wußten. Er schrieb auf seine Fahne: „Wissen ist Macht" und widmete den Fleiß seines Lebens dem Ebnen des einzig sicheren und würdigen Wegs zur Volksbildung. Mit ächtenglischer Zähigkeit hielt er fest an dem einmal entworfenen Plan und er führte ihn siegreich durch nach dreißigjähriger Arbeit.

Und nun laßt uns den Mann selbst betrachten.

Heinrich Brougham ist ein Schotte. Er ward in Edinburg geboren, und Edinburg war auch die Wiege seiner Bildung. Ein glücklicher Umstand!

denn während England in Materialismus versank und im kahlen Nützlichkeitsprincip erstarrte, schwang sich der kecke und lebensvollere Geist der Schotten zu philosophischer Forschung hinauf und sicherte der britischen Gelehrsamkeit jenen höheren Standpunkt, auf welchem sie, unbeirrt von den Einflüssen des Hofs und der Salons, ihr weites Feld mit unbefangenem Blick überwachen konnte. In den Zöglingen seiner Philosophenschulen gab Schottland dem britischen Staate jene Helden der Freiheit und der Bewegung, welche die alten starren Massen, die von der Sündfluth des geschichtlichen Rechts und seiner tausend Gerechtsame im britischen Staatsgebäude aufgehäuft waren, zersetzten oder zerrissen.

Reform war das Fahnenwort der Männer, die in Edinburg für die Neugestaltung des Staats wirkten. Der Kühnste, der Vorderste, der Standartenträger war Heinrich Brougham.

Die Tiefe seines Geistes, — als 22jähriger Jüngling war er schon Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften, — war für das Volk gerade in die rechte Zeit gefallen. Die Ideen der französischen Revolution hatten alle Geister ergriffen. Die alte Welt war in Bewegung. Auch nach England waren Funken über den Kanal gesprungen und hatten in den Köpfen der gebildeten Jugend und in denen der ungebildeten Menge gezündet. Und wen sie nicht erglühen machten, den machten sie erzittern. Gerade wie bei uns nach den Befreiungskriegen, oder wie in den dreißiger Jahren und später die Schlangenzungen der Diplomaten und ihrer Fröhner thaten, so wußte in Großbritannien die Klugheit der hohen Aristokratie und ihres tausendgliederigen Gefolges jede Billigung der Freiheitsbestrebungen jenseits des Kanals zum Verbrechen zu stempeln und sie verfolgte es mit Hülfe des Arms der Gerichte; in der Masse des Volks aber wurde arglistig der Nationalhaß gegen Frankreich in einer Weise angeschürt, daß er dem Vertheidiger liberaler Ideen gefährlich wurde. Gegen solch aus Frankreich herüberdringendes perfides Irreleiten des Volks erhoben die redlichen Oppositionsmänner im Parlament ihre Stimmen vergeblich, ja, sie verloren selbst ihre Popularität. In dieser Krise, welche der britischen Freiheit sogar Gefahr zu bringen drohte, schaarte Brougham die Willenskräfte muthiger, starker Männer in Edinburg zusammen, um der Reaktion einen Damm zu setzen und sie zu überwinden. Das Mittel bot die freie Presse. Der Verein beschloß, den reichen Schatz, der ihm an Kenntnissen, Talent und Muth, den drei Hauptkräften publicistischer Wirksamkeit, innewohnte, fortan nur zum allmähligen Umbau des Staats zu verwenden. Brougham hatte den Plan entworfen. Der Bund sollte der Reform nur durch Volksunterricht Eingang und Geltung verschaffen. Nicht strebte er, die Majorität im Parlament und die dem großen Haufen eingeimpften Ansichten im Sturm zu überwältigen, sondern, um die Geister durch unermüdliches Vorführen liberaler Ideen in tausenderlei Formen und Betrachtungsweisen ihrer Vorurtheile nach und nach zu entwöhnen

und dem Patriotismus und dem Liberalismus, die in den Köpfen feindlich aus einander lagen, wieder harmonische Kraft zu geben. Diese Vorsätze riefen eine Menge Schriften für's Volk und eine Anzahl Journale in's Leben. Obenan stand die Monatsschrift: „Edinbourgh Review“ als der eigentliche Repräsentant des ganzen Strebens. Noch nie vorher ist der Torysmus und sein Staat mit einer schrecklichern Waffe bekämpft worden, als in dieser Zeitschrift. Die Aufsätze Broughams wirkten, wie Brandraketen, zerstörend und vernichtend zugleich. Schlag auf Schlag stürzten die stärksten Bollwerke der Aristokratie nieder. Keine Kunst und keine Tapferkeit half ihr etwas gegen den nimmermüden Gegner.

Mit seiner volksschriftstellerischen Thätigkeit hielt sein Eifer als praktischer Jurist gleichen Schritt. Dieser führte ihn in kurzer Zeit zur höchsten Stufe, die der Ehrgeiz eines Sachwalters in England erstreben kann: Brougham kam in Angelegenheiten der Herzoge von Roxbourgh nach London; er ward der berühmteste Advokat der Weltstadt. Wie sein Ruhm wuchs, so wuchs die Zahl und die Bosheit seiner Feinde. Was sie im offenen Kampfe nicht gewinnen konnten, hofften sie durch die im finstern schleichende Intrigue zu erreichen. Ihr mächtigstes Angriffsmittel war das, wonach alle feigen Gegner greifen: Verdächtigung. Brougham wurde den Augen der so leicht zum Mißtrauen zu verleitenden Menge vorgehalten als Feind der Hochkirche, als ein Mensch von antinationalen Grundsätzen, der Franzosen und Nordamerikaner vergöttere und die Heimath im Herzen verachte. Man nannte ihn einen falschen Volksfreund, der die Larve des Volksmanns nur aus egoistischen Beweggründen trage und den Umsturz aller Verhältnisse wolle, um seinem unersättlichen Ehrgeiz freie Bahn zu brechen. Religiöser und patriotischer Fanatismus ward gegen ihn in die Schranken gerufen. Aber trotzdem, daß die Rückschrittspartei Alles aufbot, um dem gefährlichen Volksmann die Thüren des Parlaments zu verschließen, trotzdem, daß sogar Handelsstädte, für die er seit 1807 in seinen Schriften und Reden für Handelsfreiheit unermüdlich und furchtlos das Wort geführt, den torystischen Einflüssen gehorchten und seine Kandidatur zurückwiesen, kam er doch zum Ziele. Durch seines Freundes, des Herzogs von Bedford, Unterstützung trat er 1810 in den Rath der britischen Nation.

Brougham im Parlament, — das war eines der wichtigsten Ereignisse für Englands neueste Geschichte. Das Ziel war erreicht, von dem aus er für sein Ziel am nachdrücklichsten wirken konnte. Wie er dieß that, wie er in alle Kreise eingriff, welche Volksinteressen einschließen, können wir hier nicht in das Einzelne verfolgen. Es ist so wesentlich mit der Entwickelung des britischen Staats- und Volkslebens der neuesten Zeit verflochten, daß, wollten wir es darstellen, wir eine Geschichte Englands schreiben müßten. Wir wollen uns hier mit einem Ueberblick der Hauptrichtungen seiner staatsmännischen Thätigkeit begnügen.

Broughams erstes Wort von Britanniens Tribüne galt der Reinigung der Ehre der Menschheit: er erzwang durch seinen siegreichen Vortrag die Aufhebung des Sklavenhandels. Dieß geschah 1811. Im folgenden Jahre setzte er seinen 1807 begonnenen Kampf gegen die das Volksrecht mit Füßen tretende Regierungsmaßregel, welche alle Meere den neutralen Mächten verschloß, im Unterhause fort und ging als Sieger gegen das Toryministerium daraus hervor. Doch gelang es seinen mächtigen Feinden bei der neuen Parlamentswahl von 1813, den gefürchteten Mann vom Volksrathe in St. Stephens auszuschließen. Er war Kandidat von Liverpool. Der große Canning, sein Rival, gewann die Wahlschlacht.

Indessen kam er 1815 doch wieder in's Parlament. Es war eine Zeit, die solche Männer brauchte; denn damals trug die Reaktionspartei, von den Ereignissen begünstigt, das Haupt höher, als je: Castlereagh regierte das Weltreich. Wie ein St. Georg, so stark und so muthig, warf sich Brougham auf zum Bekämpfer des Drachen, dessen Schlangenleib in tausendfachen Windungen die Völker zwängte und seine Diatriben, die nichts schonten, brachten den günstigsten Umschlag in der öffentlichen Meinung hervor.

Sodann machte er seinen berühmten Antrag auf Verbesserung der Volkserziehung. Damit griff er das Heiligthum der Unterdrückung an. Der Streit war furchtbar. Die stärksten Pfeile seiner von ganz Europa bewunderten Reden prallten ab an der harten Stirn der Feinde aller vernünftigen Nationalentwickelung und an der starren Rinde geistlicher und weltlicher Privatinteressen. Broughams Antrag wurde nach dem hartnäckigsten Redekampfe, der je gefochten wurde, im Parlamente zurückgewiesen. Nun schlug Brougham wieder den alten langsamen, sichern Weg zu seinem Ziele ein: — den des Unterrichts durch die Presse. Allen Hindernissen zum Trotz entstanden unter seiner und seiner Freunde Leitung im ganzen Reiche Kleinkinderschulen, Handwerkerschulen und unzählige Vereine für die Verbreitung tüchtiger Volksbildung. Eine ganze Literatur wurde zur Förderung dieser Zwecke in's Dasein gerufen, und die ersten Männer der Wissenschaft stiegen zu Lehrern des Volks hinan, Brougham ging in Allem mit gutem Beispiel vor. Er rief unter Anderm jene illustrirten Pfennigmagazine in's Leben, in denen die Resultate der Wissenschaften dem Volke in der faßlichsten Form und fast umsonst geboten wurden. Die erste Zeitschrift dieser Art gewann 200,000 Abonnenten. Er schlug die Gemeindebibliotheken und die Bibliotheken für Fabrikarbeiter vor, — und bald verbreiteten diese sich über's ganze Reich. Keine Hütte blieb ganz ohne Unterricht, und wo die Indolenz die geringen Anschaffungskosten der Schriften der Vereine scheute, da gab man sie ihnen umsonst. Auf Broughams und seiner Bundesgenossen Anregung sind in

den Jahren 1815—1835 nicht weniger als 47 Millionen Exemplare von Volksschriften in England verbreitet worden. Und nicht auf Britannien allein beschränkte sich dieses gesegnete Wirken. Brougham ging nach Paris und begeisterte auch dort eine Anzahl edler Volksfreunde (Arago und Andere) für ein gleichartiges Streben. Seine Pfennigmagazine wurden nach Frankreich verpflanzt und verbreiteten sich von da über ganz Europa. Volksunterricht wurde das Losungswort aller die Volkshoheit anstrebenden Geister, das Band, das sie alle einig umschlang, und das Wort des bildenden Menschengeistes ward ausgesprochen für alle Völker. Die Wissenschaften erhoben sich zu Pflegerinnen der Freiheit, und unter solcher Pflege wurde der Freiheitsdienst ein Gottesdienst in des Ausdrucks edelster Bedeutung. Des Wissens Flamme löste die Erstarrung des Volkslebens; sie gab den Formen den vergessenen Inhalt wieder.

Ehre und Preis Dem, welcher dieß Feuer im Heiligthum der Menschheit als Oberpriester am eifrigsten und unermüdlichsten geschürt hat. Ehre unserm Brougham! Und Ehre ist ihm — wie Wenigen — widerfahren. In welches Land er den Fuß gesetzt hat, das hat ihn gefeiert, und jedes Volk, das er auf seinen Reisen besuchte, gab ihm Feste und sprach durch die Würdigsten und Besten seine Verehrung aus. Je größer er aber ward in der Völker Augen, desto erbitterter wurde er gehaßt von seiner Regierung, von den Großen und Gewaltigen.

Georgs IV. eklatante Ungnade konnte ein Brougham schon verschmerzen; er hatte sie redlich verdient. Als sich aber der Volksmann nicht scheute, in jenem berüchtigten Prozesse als Anwalt der Königin die Verworfenheit ihres Gemahls mit der Unerschrockenheit eines gewissenhaften Rechtsverfechters aufzudecken, — da hatte der Zorn der Majestät kein Maß mehr. Er wüthete bei allen Gelegenheiten gegen den freien, von seines Volks Gesetzen geschützten Mann.

Im Jahr 1824 erschien Broughams berühmtes Werk über Volkserziehung: „Practical observations upon the education of the people". Es ist in mehr als 20 Sprachen übersetzt worden. Im folgenden Jahre (1825) stiftete er, um sein Wirken zu centralisiren, die „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse", die ein Schrecken aller Feinde der Aufklärung wurde. Die Ernennung Broughams zum Lord-Rektor der Universität Glasgow konnte als Anerkennung seiner Wirksamkeit gelten. Im Jahre 1826 regte er die Gründung der Londoner Universität siegreich an. So liefen die Radien seines Wirkungskreises beständig nach allen Seiten hin. Er war der Schulmeister überall.

Im Parlamente war er nicht müßig. Er führte den Kampf für die Emancipation der Katholiken*). Ein harter Streit. In den Jah-

*) Der erst viele Jahre nachher zum Sieg führte.

ren 1828 und 1829 setzte er die Reform der Gerichtshöfe durch. Es war dieß sein letzter Triumph im Unterhaus. Broughams Antrag auf Verbesserung des bürgerlichen und peinlichen Verfahrens und der Strafgesetzgebung in England mußte zur Enthüllung manches schwarzen und faulen Flecks im britischen Staatsleben hinführen, und die Weise, wie Brougham solche Stellen betastete und der Oeffentlichkeit bloß legte, gab dem Volke die schlagendste Belehrung über seinen Rechtszustand und der Partei der Freiheitsfreunde eine haarscharfe Waffe gegen die Aristokratie in die Hand. Die Hauptschlacht in diesem Kampfe wurde am 7. Dezember 1828 geliefert: Brougham sprach für seinen Antrag sieben volle Stunden und bewies neben der Unerschöpflichkeit seiner damaligen geistigen Kraft auch die Körperstärke, mit welcher Gott das Rüstzeug des Volks ausgestattet hat.

Als das Jahr 1830 schlug, fand es in England die Saat Broughams und seiner Genossen zur Reife gediehen; auch hatte ein anderer Monarch, Wilhelm IV., den Thron bestiegen. Dieß und der Umstand, daß der stolze und starre Wellington jetzt das Steuer des Staatsschiffs führte, war für die Sache des Fortschritts außerordentlich fördernd: der Hochmuth der Gewalthaber erging sich auf einer von allen Zuckungen des Volksgefühls so entfernten Höhe, daß sie in ihrem Wahnwitze selbst die Männer der Freiheit zum Entscheidungskampfe herausforderten. Diese hoben den Handschuh jubelnd auf. Während noch im Februar 1830 der Antrag Russels auf Parlamentsreform verworfen worden war (Wellington sprach damals: „In meinen Augen ist eine Parlamentsreform eben so nutzlos, als schädlich"), sah sich im November desselben Jahres das Ministerium genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Graf Grey trat an die Spitze des neuen, und Brougham erhielt als Kanzler die erste Würde des Reichs. Er wurde zum Baron Brougham und de Vaux ernannt und ließ sich, als Präsident des Hauses der Lords auf dem Wollsack nieder.

In dieser neuen Stellung, deren Höhe und Glanz ihm behagte, hing er treu an seiner Fahne. Reform blieb sein Feldgeschrei. Er fegte den Augiasstall des britischen Gerichts- und Sportelwesens, wodurch er selbst seine Jahreseinnahme um 80,000 Gulden verkürzte und sich unzählige neue Feinde machte, dem Volke aber eine der größten Wohlthaten erwies. Je höher er gestiegen, je wüthender war die Partei, welche ihm Vernichtung geschworen hatte. Sie rastete nicht in ihren Verfolgungen, und da sie ihm mit den Waffen der Intelligenz nichts anhaben konnte, so nahm sie, seiner los zu werden, zum niedrigsten Mittel ihre Zuflucht — zu persönlichen Unbilden. Brougham, von Ekel übermannt, resignirte auf die so ehrenvoll errungene höchste Stellung im Staate: er dankte als Lord-Kanzler des Reichs ab. Sein gnädiger König aber nannte den Abgehenden „einen wandernden Marktschreier, der nicht nur dem Kabinete, zu dem er

gehörte, Schande gemacht, sondern auch das Reichssiegel von England durch den Koth geschleift und durch seine unzähligen Gaukeleien und Kleinlichkeiten das höchste Civil- und Staatsamt in England entwürdigt habe".

Seit dieser Zeit war Broughams parlamentarisches Wirken im Oberhaus beschränkt und entbehrte der frühern Macht. Es richtete sich ausschließlich auf Verfolgung seines Hauptzwecks, „Nationalerziehung und Verbesserung öffentlicher Anstalten zu Gunsten des Volks". Der Greis Brougham hat durch Gelehrsamkeit, Geisteseminenz und reiche Erfahrung endlich eine Stellung über den Parteien eingenommen, der Haß ruht und alle gönnen ihm jetzt den Ehrentitel des Cato im britischen Oberhause.

In der englischen Grafschaft Westmoreland, auf einer vom Lowtherthale begrenzten Höhe, baute sich Brougham aus den Ersparnissen früherer Jahre sein Brougham-Hall, den freundlichen Landsitz, wo er, wie Cicero in seinem Tuskulum, zurückgezogen von der Welt und ihrem Lärm, jeden Sommer zubringt, obliegend seinen Studien, dem Genuß einer herrlichen Natur und den Freuden des Wohlthuns. Weit und breit in der Runde kennt Jung und Alt den lieben Greis, und wo Hülfe, Rath und Trost noth thun, da trägt er sie selbst in jede Hütte und jedes Haus. „Vater Brougham" grüßt ihn alles Volk, und kein Gruß ist dem großen Mann so lieb, als dieser.

Ein Park, von ihm selbst angelegt, umgibt die stattliche Villa, in welcher die Kunst und die Literatur seltene Schätze bewahren. Broughams Lieblingsplätzchen aber ist eine zwischen Felsen und alten Eichen versteckte Klause, mit der Inschrift über dem Pförtchen:

Bei Wahrheit, Freiheit und Zufriedenheit bedarf
Der Mensch zum Haus des Glücks nur eine Hütte.

Karlsbad.

Vom östlichen Gehänge des Böhmerwalds windet sich der Teplbach durch eine tiefe Furche des Granitgebirgs zum Thal der Eger. Im Sommer wasserarm, wie alle Gebirgsbäche, schwillt er im Frühjahr, wenn die geschmolzenen Schneemassen in tausend Rinnsalen sein Bett suchen, oder die Gewitter ihre Fluthen von dem Gebirge wälzen, zu einem reißenden Strome an, der nicht selten Verheerungen anrichtet und das ganze Egerthal unter Wasser setzt. Nahe bei seiner Einmündung in die Eger, wo das Flüßchen zwischen hohen Ufern und steilen Felswänden in einem weiten Bogen um ein Vorgebirge rauscht, liegt der berühmteste der deutschen Kurorte — Karlsbad, die Sehnsucht und das Ziel der Leidenden, der Ort, wo jährlich Tausende Genesung sich holen, oder Linderung ihres Wehes, oder ein letztes, stilles Ruheplätzchen der Erlösung finden. Auch mir ging an deinen Quellen die welke Blume der Hoffnung von Neuem auf — und in der Genesung eines edeln Weibes lehrtest du mich die Fülle des Erbarmens kennen, die für den Bedrängten in tiefer Lebensnoth bei der Allmacht wohnt. Darum sei mir dein Name, Karlsbad, für immerdar gepriesen! —

Karlsbad ist halb ländlichen, halb städtischen Ansehens. Dieß geht aus seiner eigenthümlichen Lage hervor. An vielen Stellen ist die Thalwand, an welche sich die Häuser der Hauptstraße lehnen, so steil, daß die Giebel die Felsen berühren, und die Breite des Thalbodens verschmälert sich an manchen Stellen bis zu 130 Fuß. Am engsten ist der Grund bei der „obern Wiese“, wo das Flüßchen sich zwischen thurmhohen Felsen und den Steinwänden der „neuen Wiese“ durchdrängt. Außerhalb der Hauptstraße sind die Wohnungen einzeln, oder in Gruppen auf den Absätzen und Terrassen der beiden Thalwände hingestreut und mit freundlichen Gärten und Anlagen umgeben. Das Ensemble gewährt mit seinen waldbekränzten Höhen immer einen wohlthuenden Anblick, von welcher Seite man es auch betrachten mag.

Nicht weniger als siebenzehn vom vulkanischen Feuer erwärmte Heilquellen entspringen auf dem kleinen, von der Stadt bedeckten Raum. Sie treten aus Granitspalten hervor, deren Wände Kalksinter bekleiden. Dieser Sinter, marmorartig und buntfarbig, ist ein Erzeugniß der Quellen selber und wird von den industriösen Karlsbadern zu allerhand hübschen Sachen verarbeitet, da er sich leicht schleifen und poliren läßt. Er bricht massenhaft beim „Sprudel“. Daher der Name „Sprudelstein“.

Der Sprudel ist von allen Quellen die berühmteste, wirksamste und ergiebigste. Ihre Temperatur ist auch die höchste: 60 Grad R. Das Wasser tritt dampfend, mit großem Geräusch, stoßweise und sprudelnd zu Tage und entleert sich unter einer zum Abziehen der Dämpfe in der Mitte offenen, von Säulen getragenen Kuppel in ein rundes Becken, aus dem den Gästen die Becher gefüllt werden. 200 Schritte vom Sprudel entfernt ist der Schloßbrunnen. Die Temperatur desselben ist 40 Grad R. Er wird erst seit einem halben Jahrhundert zur Kur benutzt. Etwas wärmer sind der Mühl-, der Neu- und der Theresienbrunnen (45—50 Grad R.). Sie sind seit etwa hundert Jahren in Gebrauch. Dem Sprudel an Temperatur sehr nahe steht der Bernhardsbrunnen; doch wird er, so wie der Spitalbrunnen und die Hygieiaquelle weit weniger benutzt. Andere Quellen sind noch gar nicht gefaßt, und da sie in dem Teplbett selbst entspringen, so werden sie nur durch die Dampfwolken kenntlich, welche von ihnen aufsteigen. An jeder der gefaßten und zur Kur benutzten Quellen sind für die Gäste bequeme Einrichtungen angebracht: — bedeckte Säulenhallen für Spaziergänger an Regentagen und gebahnte Wege in's Freie, die sich durch tiefe, schattige Waldgründe und an den Thalwänden mit ihren romantischen Felspartien hinziehen und sich stundenweit fortsetzen.

Alle Thermen Karlsbads sind — dieß ist durch die neuesten Untersuchungen erwiesen — die verschiedenen Mündungen eines heißen Wasserstroms, dessen Kessel in jenen tiefen Räumen liegt, wo die Erdrinde sich noch im glühenden Zustande befindet. Je höher die Quellen zu Tage ausgehen, desto geringer ist ihre Temperatur. Die heißeste — der Sprudel — ist unter dem Teplbette gefaßt. Die Bestandtheile*) aller Quellen sind gleich und auch fast in gleicher Menge enthalten; nur die höhere Temperatur kräftigt die Wirksamkeit der heißesten. Ungeheuer groß ist das Volumen des heißen Wassers, das allen Quellen entfließt; man schätzt es jährlich auf 600 Millionen Kubikfuß, ein Quantum, das einen fünf Fuß tiefen See von $1^1/_2$ Stunde Umfang füllen würde. Die Sprudelquellen allein stoßen in 24 Stunden 112,000 Eimer aus. Natur! wie verschwenderisch und überschwenglich bist du selbst in deinen kostbarsten Gaben!

Die Eigenschaft der heißeren der Karlsbader Thermen, alle ihnen ausgesetzten Gegenstände in sehr kurzer Zeit mit einem harten Sinter zu inkrustiren, benutzen die Matronen, welche den Kurgästen die Becher füllen, um Blumen, Früchte, Krebse, kleine Vögel, Blumentöpfe mit Pflanzen, Vogelnester rc. dem Spritzen des Sprudels auszusetzen, wodurch sie sich bald mit Sprudelstein überziehen und so die niedlichsten und wunder-

*) Schwefelsaures, salzsaures und kohlensaures Natron, kohlensaurer Kalk, etwas Kieselerde und Eisenoxyd.

barsten Versteinerungen bilden. Frische Pflanzen brauchen kaum 14 Tage zum Inkrustiren, viele andere Dinge noch kürzere Zeit. Die Fremden nehmen diese Sachen als Andenken mit, und den Erlös werfen die Frauen in eine gemeinschaftliche Kasse zur Unterstützung der Kranken und Schwachen ihrer Genossenschaft.

Die Heilkräfte der Karlsbader Wasser sind bekannt seit Jahrhunderten, ihr Ruf umkreist die ganze Erde und führt jedes Frühjahr die Leidenden aus allen Welttheilen und aus allen Zonen in großen Schaaren in das stille Thal. Und in der That sind ihre Wirkungen in vielen der hartnäckigsten chronischen Uebel wunderbar. In den meisten Unterleibskrankheiten, in denen der Leber und Gekrösdrüsen und bei Hämorrhoidalstockungen übertrifft das Karlsbader Wasser an Heilkraft jedes andere Mittel. Nicht weniger wirksam zeigt es sich bei hartnäckigen Gichtleiden. Oft hebt es die ganze Krankheit; fast immer aber schafft es Linderung, schwächt des Uebels zerstörende Kräfte, oder bewirkt, daß die Zufälle Jahre lang schweigen. Merkwürdig ist auch die große Wirksamkeit der Quellen auf die tropischen Krankheiten. Jedes Jahr kommen Unglückliche aus Ost- und Westindien xc., die mit den fürchterlichsten Leber- und Milzkrankheiten behaftet sind, um hier das letzte Rettungsmittel zu versuchen, und viele kehren geheilt zurück.

Bei der Kur wird gewöhnlich mit den kühlern, gelinder wirkenden Quellen: — dem Mühl-, Schloß- oder Theresienbrunnen, begonnen. Das drastischer wirkende Sprudelwasser fordert Vorsicht und sollte nur auf den ausdrücklichen Rath des Arztes getrunken werden. Die gewöhnliche Dosis einer Morgenkur ist für Erwachsene 10—15 Becher. Bäder dienen zur Unterstützung. Die Kurdauer ist gemeinlich 5—6 Wochen (im Juni und Juli). Als Nachkur gebrauchen viele Kranke Teplitz, Franzensbad, seltener Marienbad, auf 14 Tage. —

Es ist ein ungezwungenes, großstädtisches Leben im Karlsbade, und die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Gegend, die Gemüthlichkeit und theilnehmende Freundlichkeit der Bewohner, die in jedem Kurgaste einen Pflegebefohlenen erkennen, wirken beruhigend, aufheiternd und versöhnend auf die Leidenden und tragen dazu bei, die Kur zu befördern. Schon das schmetternde Willkommen der Trompeten, welches jeden Neuankommenden von dem Thurme empfängt (ein uralter Gebrauch), hat etwas Gastliches, Festliches, und macht einen frohen Eindruck. Am nächsten Abend grüßt gemeiniglich das städtische Musikkorps durch ein Ständchen unter seinen Fenstern, und von den Hausleuten auf das Zuvorkommendste und mit Herzlichkeit bedient, mischt sich der Badegast ungenirt und unbeachtet unter das bunte Gewühl am Brunnen, der eine Welt im Kleinen, alle Raçen, alle Sprachen, alle Sitten, Religionen und Trachten, alle Stände, alle Völker um sich versammelt. Leicht fühlt man sich hier wie zu Hause, obschon Keiner zu Hause ist, und das Bedürfniß der Geselligkeit läßt die

interessantesten Bekanntschaften knüpfen und gibt dem Scherz und Frohsinn Flügel. In den Nachmittagsstunden spielen Musikbanden auf verschiedenen Punkten der Promenade; Konzerte, Theater, Bälle, Reunions füllen die Abende aus. Aber am anziehendsten ist die Natur in den herrlichen Spaziergängen, welche den Kurort stundenweit umgeben, und wenn das Wetter weitere Ausflüge nicht begünstigt, so bleiben doch der Posthof und das Dorf Hammer, Karlsbads Prater, immer zugänglich, auf dessen breiter Straße die eleganten Equipagen in langer Reihe hinrollen, während die Fußgänger auf schattigen Sandpfaden wandeln. In Hammer sammelt sich jeden Nachmittag eine zahlreiche Gesellschaft, die unter dicht belaubten Bäumen oder schützenden Zelten ihren Kaffee, oder Forellen, Butterbrod und Flaschenbier verzehrt. An heitern Abenden eilt Alles auf die Wiese, lauscht da der herrlichen Konzertmusik und sucht Bekannte auf.

Obschon die Kurwelt immer die Haupteinnahmquelle für die Karlsbader bleibt (man schätzt die Summe, welche die fremden Gäste jährlich zurücklassen, weit über 1 Million Gulden), so sind sie doch auch recht gewerbfleißig und mehre Fabrikationszweige werden in seltener Vollendung hier betrieben. Die Karlsbader Stahlwaaren und Nähnadeln kennt alle Welt, die Erzeugnisse der Zinngießer, Glasschleifer, Ebenisten und Feintischler sind nicht minder schön und gut. Unthätigkeit gilt in Karlsbad für eine Schande und die Bettelei ist unbekannt. Treffliche Anstalten sorgen für die Arbeitsunfähigen und für die hülflosen Alten, und das Auge des Kurgasts verletzt nirgends der Anblick des Elends in Lumpen, das den Aufenthalt in so manchem anderen Kurort verleidet.

Ein Plätzchen besuchen wir noch, ehe wir Karlsbad verlassen, — den Friedhof. Auch da ist eine Welt versammelt, die Pilgerschaaren der Erde von allen Völkern, allen Farben, allen Ständen. Hier legten sie ihren Wanderstab für immer nieder. Diese kleinen Hügel kalter Erde, mit grauen und bemoosten, mit blinkenden und glänzenden Grabsteinen und den Inschriften aller Zungen: welche reiche Lebensblüthen schließen sie ein, die hier, fern von der Heimath und von allen Lieben, am letzten Abend welkten. Wie viel Schmerzensquellen entsprangen von diesen Grabhügeln, fließend in ferne Herzen; wie viel Sehnsucht steckte auf denselben ihr Ziel hin! Wie viele Geister rufen diese Namen in's Gedächtniß, die ehrwürdig in den Zeiten stehen! Jeder deutsche Stamm findet da irgend einen bekannten deutschen Namen, den er liebt und ehrt und zu den besten rechnet — und jedes Volk findet hier den Aschenkrug eines edeln Landsmannes, der an den heilenden Quellen, statt der gesuchten Milderung seiner Qualen, ihr Ende fand im Schooße des ewigen Friedens. Um manchen Grabstein, der mit fremden, unverständlichen Schriftzügen den Betrachtenden anredet, siehst du Gruppen stehen; denn jeder herpilgernde Fremd-

ling sucht die Gräber Derjenigen auf, die lieb sind seiner Seele oder theuer seinem Herzen, und die Hand der Verehrung schmückt die Denkmäler jedes Jahr mit neuen Kränzen oder pflanzt frische Blumen zu ihren Füßen.

Der Groß-Glockner.*)

Die Alpen, „die silberne Krone Europa's", sind nicht eine Gebirgskette: sie machen eine ganze Gebirgswelt aus, welche in Domen sich wölbt, in Hörnern emporzackt, aufstarrt in himmelhohen Wänden, in Nadeln und Thürmen aufspitzt und aus seinen Knotenpunkten schmale Gräten und scharfe Kämme ausstreckt, wie ein Polyp seine hundert Arme.

In drei großen Abtheilungen rückt das Gebirge aus seiner Wurzel, dem Schweizer Alpenlande, nach Ost durch den deutschen Süden. Die mittelste, wo die Riesen stehen, welche Eismeere auf ihren Schultern tragen, wird die Centralkette geheißen und sie erreicht öfters eine Breite von 25 Stunden. Dort schaust du die Alpennatur in ihrer vollen Pracht, in ihrer ganzen überwältigenden Größe. Dort ist's, wo deine Seele den Eindruck empfangen kann, welchen das ewige Schweigen hervorbrin . das um die höchsten Throne der Eiswelt herrscht. Keine Schneelerche schwingt sich dort hinauf, keine Gemse läßt ihre Spur zurück, die Wasserfälle verstummen und kein Staubbach schüttelt sein weißes Haar über die Tiefe. Nur ein Leben herrscht und spricht auf diesen Zinnen: — die Zerstörung: — die Lawine mit ihrem Donner, der Bergsturz mit seinem Prasseln und jene Gewalt, welche die Gletscher sprengt und die Felsen spaltet.

Derjenige Theil der Centralalpen, von dem der Brenner die tiefste Kerbe ist und der höchste Punkt der große Glockner, dieser König, den die andern Riesen wie so viel dienende Trabanten umstehen, umfaßt die Quellgebiete des Ziller- und des Gasteinerthals und alle die kürzern Einschnitte und Schluchten, welche von der Salzach in einem weiten Bogen zu dem Eismeere aufstrahlen, das, eine ewig gebärende Mutter der Gewässer, diese in tausend Rinnsalen zur Landschaft der Tiefe hinab sendet. Der

---

*) Nach Schaubachs Schilderung.

Kern dieses Hochgebirgs, wie der der Centralalpen überhaupt, ist granitisches Gestein und Gneis, denen sich die Schiefergebilde mantelförmig anlagern. Große Gangspalten im Granit sind mit Quarz gefüllt; es sind das die Lagerstätten, auf welchen das köstlichste der Metalle seit Jahrtausenden gewonnen wird. Im Labyrinthe dieses alten, noch immer belebten Bergbaus verlieren sich die Sagen von unermeßlichen Schätzen, welche Kobolde hüten und Geister schirmen, und jede Generation der nachfolgenden wieder erzählt. Eine Besteigung des Glockner geschieht am bequemsten von Süden her, durch das große Möllthal, welches bis in die Mitte der herrlichen Gruppe führt. In dem letzten Pfarrdorfe, Heiligenblut, nimmt man einen Führer. Schon nach kurzem Steigen entfaltet die Alpennatur ihre Pracht und versetzt in eine feierliche Stimmung. Katarakte rauschen die Thalwände herab, der Gießbach donnert durch die Schluchten und Einstürze und Bergrutschen verrathen die Gewalt der wirkenden Kräfte. Als Gegensatz erfreuen saftige Matten mit den grasenden, läutenden Heerden, mit Weilern und Gehöften, deren reinliches, wirthliches Aeußere auf stilles, friedliches Glück im Innern deutet. Wie sich das Thal verengert, hängt sich der Blick sehnsüchtig an seine oberste Spalte; er sucht den Riesen, das Ziel der Bergfahrt, und kaum hat ihn der von einer hohen Wand herabhängende Schleier eines Staubbachs oder der imposante Sturz der Ache auf kurze Zeit gefesselt, so fliegt er schon wieder hinauf und fragt bei jedem sich zeigenden Schneehaupt — ob das der Glockner sei? Fast an des Thales Ende steht einsam in dem Erlendunkel ein graues gothisches Kirchlein und ein hoher Felsendamm dahinter scheint das Thal zu verriegeln. Steil zieht die gewundene Straße an demselben hinan unter dem Brüllen des Gießbachs, welcher sich wüthend und bäumend in die Tiefe stürzt und mit seinem schäumenden, aufspritzenden Gischt dir Haut und Kleid netzt. Endlich stehst du oben auf der hohen Thalstufe und aufgerollt liegt vor dir eine Alpenwelt, die Alles übertrifft, was du dir Herrliches gedacht hast. Das ist er — der Glockner — leibhaftig, und um ihn die Trabanten, die Hörner und Spitzen, wie die Diener eines großen Herrschers.

Von Thalstufe zu Thalstufe, von Felsendamm zu Felsendamm dringst du nun, vom Anschauen des Ziels gestärkt, näher und näher. Krummholzkiefern grünen auf der Matte und das Alpenröschen blüht am Wege: du hast die Sennerregion erreicht, und die regellos zerstreuten Hütten mit den weidenden Rindern bringen Leben und Mannichfaltigkeit in die Bilder. Endlich schwindet auch der letzte Strauch aus dem Thale und eine neue Wunderwelt öffnet die Pforte. Der blendende Eispalast eines Riesengletschers thürmt sich auf und quer durch das weite Hochthal siehst du schimmernd in vielen Farben eine ungeheuere Eismauer aufgerichtet, auf deren Zinnen die bildende Natur Thürme, Pyramiden und Obelisken hingestellt hat. Tiefe Spalten und Klüfte trennen das durchsichtige Gestein bald da, bald dort, und vom lichtesten Aquamarin bis zum dunkelsten Ma-

lachitblau schimmert's und strahlt's an den Kanten. Staunend hängt dein Blick an dem Niegesehenen und Unbegreiflichen; — ein hoher Thurm auf der Zinne, der dich eben fesselte, er beginnt jetzt zu wanken, er neigt sich, und mit einem Krachen, das dem Donner eines nahen Gewitters gleicht, stürzt er hinab und schleudert mächtige Eisstücke im Thal umher. Jenseits der Mauer ist eine prächtige Matte mit Sennhütten — eine Oase in einer Wüste von Gletschern, denn rundum siehst du sie zwischen den dunkeln Felsmauern herabsteigen, und fort und fort rollen ganze Massen von Eis aus den Höhen und bestreuen die Ränder der Alp mit ihren Trümmern. Alle Eigenthümlichkeiten des Gletscherlebens findest du hier am Wege: die seltsamen Gletschertische; die dem Ziehbrunnen gleichenden Löcher mitten im viele Klafter dicken Eise mit dem klarsten Wasser; die gähnenden Spalten, welche, meergrün schimmernd, oft in unergründliche Tiefen hinabreichen; das Rauschen der unsichtbaren Gewässer inmitten der Eisschichten; die Hallen und Dome, funkelnd und strahlend im Sonnenlichte, aus deren geheimnißvollem Innern die Gletscherbäche hervorbrechen, und dicht daneben die aus Granitblöcken fest zusammengemauerten Sennhütten mit den traulichen Rauchwölkchen über dem Dache, den zwischen den Eisblöcken grasenden und kletternden Ziegen, der melkenden Sennerin oder dem Senner, jodelnd oder die Schalmey blasend. — Das Krachen des spaltenden Eises schallt wie Freudensalven drein, die große Natur und ihren Meister zu feiern.

Zwischen umherliegenden Gletschertrümmern und Granitblöcken leitet der Führer nun hinan auf das eigentliche Eismeer. Stundenweit dehnt es sich aus und du glaubst nicht anders, als daß ein See hier in dem Augenblick erstarrt sei, als ein Orkan seine Wogen peitschte. Ueber ihm ragt in ruhiger Majestät der 13,400' hohe Glockner selber, angethan mit dem blendend weißen Schneegewand, welches der Firn in den wunderlichsten Falten um seinen granitnen Leib gelegt hat. Die völlige Abgeschlossenheit von der Welt und die Eingeschlossenheit in dem ewigen Winterreiche verleiht dieser Scene einen eigenthümlichen Reiz. Wunderbar reflektirt das Licht des sinkenden Tags an den Eis- und Schneemassen; doch am herrlichsten wird das Alpenbild, wenn die Sonne untertaucht und von ihren letzten Strahlen die weißen Häupter der Berge rosenroth erglühen. Das ganze Eismeer ruht dann schon im blauen Schatten, und während die tieferen Kämme und Gräten sich in mattes Grau einhüllen und ihre Fernen sich in Undeutlichkeit verlieren, verglimmen die Kerzen der höchsten Spitzen, eine nach der anderen, und wie eben die letzte erloschen ist, da legt sich ein todtenblasser eiskalter Ton auf das Gefilde, wie ein Bahrtuch, und der schneidende Wind, welcher über die Eisfelder hinfährt, wirkt erstarrend auf alles Lebendige. Schon willst du, tief in deinen Mantel eingewickelt und von Frost geschüttelt, Schutz suchen in der kleinen Hütte bei der Felswand, welche den Besteigern des Glockner ein nothdürftiges Obdach gibt,

als du ein neues Leben erwachen siehst. Die höchsten Bergspitzen, so blaß und todt vor wenigen Sekunden, lichten sich, das Blut tritt auf ihre Wangen, sie röthen sich wieder, die Ränder blitzen und bald glüht der ganze Eispalast in nie gesehener Pracht. Was ist das? fragst du verwundert und weißt es nicht zu fassen. Morgenroth kann es nicht sein; denn am Abend steht ja der Morgen nicht auf. Indem du noch sinnst — da erlöscht's schon wieder, die Zinnen erblassen und der Nachtwind heult der gestorbenen Natur sein schauerliches Grablied. Es war nur das letzte Auflodern des Sonnenlichts hinter dem Horizonte, der Widerschein der Abendröthe, — ein Scheinleben, flüchtig wie die fliehende Hoffnung. Wie viele Sterbestunden endigen in gleicher Weise mit einer kurzen, süßen, letzten Täuschung! —

Das Glockner Eismeer ist das gewöhnliche Ziel der Touristen. Auf den Gipfel zu steigen ist den Meisten zu beschwerlich und es erfordert größere Zurüstungen. Bei'm Lichtglanze der Schneewelt und dem Scheine des Vollmonds treten denn auch wir unsere Rückwanderung an, begrüßen das erste Sennhüttendach mit seinen Heerden und seinen Hirten freudig, wie ein Seefahrer ein befreundetes, bevölkertes Land, suchen dort den Schlaf auf weichem Heu, ein wärmendes Feuer und erquickende Milch, und am frühen frischen Morgen wandern wir gestärkt und wohlgemuth das prächtige Thal hinab — bis uns die Kastanienbäume begrüßen und die Weingärten empfangen. Unter den Lüften und Wohlgerüchen des Südens ziehen wir wieder ein in das Dörfchen, von dem unsere Bergwanderung ausgegangen war; der Einladung des behaglichen Gasthauses aber:

„Geh' nicht achtlos vorbei. — Es öffnet sich freundlich die Wohnung Jeglichem,
Und für ein kleines Stück Geld bietet sie gastlich Genuß."

folgen wir willig.

Die Burg Hochwinzer in Bayern.

Eine der gefeiertsten Stromgegenden Europa's thut sich vor uns auf. Wie das verwünschte Schloß einer Wasserfee, so thront das alte, stolze, menschenleere Haus auf seinem Felsen, den die grünliche Woge schützt und umspült. Traulich schmiegt sich an seinen Fuß der friedliche Flecken, wie ein schüchternes zartes Weib an den starken, schützenden Mann. Hochwinzer, im reichen Schmuck der Donau zwischen Regensburg und Passau eine köstliche Perle, gehörte in der Schreckenszeit des Faustrechts zu den Besitzungen des gefürchteten Geschlechts derer von Ortenburg, die, wenn die Sage wahr ist, hier die Grundruhr übten. — Es war diese ein Recht, zufolge dessen jeder Schiffer, der innerhalb des Burggebiets das Land berührte oder auf den Grund stieß, für grundruhrig erklärt wurde und Schiff und Gut den Rittern als Beute anheim fiel. Die Lage der Burg war ganz dazu geschickt; denn der Strom biegt scharf um die Ecke des Burgfelsens, und ein niedriges Vorland streckt sich ziemlich weit in das Gewässer, so daß es leicht geschehen kann, daß der Schiffer das Land berührt gegen seinen Willen. In spätern Zeiten kamen Burg und Flecken sammt den Gütern an Bayern, und bis in das vorige Jahrhundert war Hochwinzer bewohnt und hatte, als Veste, eine kleine Besatzung. Im Kriege Bayerns mit Oesterreich wurde es von den Panduren eingenommen, geplündert und verbrannt. Seitdem ist Hochwinzer eine der besterhaltenen und schönsten Ruinen in Deutschland. In der alten Burgkapelle, welche nothdürftig hergestellt wurde, wird noch zuweilen Andacht gehalten, und für diesen Zweck ist auch noch der Steg gangbar, welcher, an der Stelle der ehemaligen Zugbrücke, von dem vorderen Felsen über einen tiefen Abgrund hinüber zur eigentlichen Burg führt.

Nauwoo und Salt-Lake-City, die Mormonenstädte.

Der geistige Zustand des großen Haufens ist fast überall noch ein solcher, der die Menschheit entehrt. So viel auch da und dort geschieht unter freien und menschlichen Regierungen und von humanen, erleuchteten Gesetzgebern, um die Emancipation des gemeinen Volks aus den Klauen der Unwissenheit, Dummheit und Schlechtigkeit anzustreben, so ist dieß doch nur dürftig Stückwerk im Vergleich zum Ganzen, und jener Zustand, wird er nicht bald durch principielle und allgemeine Reformen vorsichtig gehoben, muß ein furchtbares Gericht über die alte Gesellschaft heraufbeschwören. Das tausendjährige Reich Christi bleibt nicht immer eine bloße Mythe im Munde des Volks; es ist eine göttliche Verheißung für die in der Entwickelung fortschreitende Menschheit, daß Alle frei und glücklich werden sollen! „Dein Reich komme", betet das Volk zum gerechten Gott jeden Morgen und jeden Abend. —

In dem Vorhofe solcher Zeit stehen Manche auf, die sich berufen glauben und nicht berufen sind, und Manche, die sich als Propheten und Apostel ankündigen, sind nichts weniger als die Erkornen Gottes und durchdrungen von seinem Geiste. Es gibt dann wohl manchen Messias, der auf unächten Urkunden sein Handwerk treibt, wie der Charlatan auf den falschen Doktorbrief. Da, wo die Institutionen der Freiheit jeder menschlichen Bestrebung freien Spielraum gönnen, werden auch die Versuche falscher Propheten die wenigsten Schranken finden, und es ist daher nicht sowohl zu verwundern, daß sie in den Vereinigten Staaten Nordamerika's am öftersten bemerklich sind, sondern daß sie nicht noch viel häufiger erscheinen. Sie kommen, dauern eine Zeit lang, und verschwinden gemeinlich unbeachtet, wie Meteore der Nacht. Selten überdauern sie einen kurzen Zeitraum, und noch seltener gehen sie über den nähern Kreis ihres Entstehungspunkts hinaus. Um so größere Theilnahme wendet sich aber solchen Erscheinungen dieser Art zu, die eine ungewöhnliche Lebenskraft entfalten und die Keime einer dauerndern Entwickelung verrathen. —

Irrthum ist der gewöhnliche Begleiter der Menschen von der Wiege bis zur Gruft. — Unsern Geist umlagern Nebel und Wolken, und nur wenn Stürme und Blitze daher fahren und sie zerreißen, blicken wir auf kurze Zeit in der Wahrheit heiteren Himmel. Vielen wird ein solcher Ausblick nicht auf ihrer ganzen Lebensreise. Sie sehen beständig Dunstgebilde und zeigen sie Andern als ewige Gestalten.

Es ist ein Wahn, bei großen Zwecken allemal große Menschen vorauszusetzen. Auch Bösewichte und Betrüger können jene verfolgen.

Immer werden jedoch nur wahrhaft große Seelen mit reinem Willen die Ziele, nach denen sie streben, vollkommen und dauernd erreichen; denn ihnen allein helfen die unsichtbaren Hände aus der Geisterwelt zu ihrem Bau. Der Schurke, welcher den Aberglauben, die Leichtgläubigkeit, die Lust am Wunderbaren und Unbegreiflichen, die Urtheilslosigkeit und Dummheit der Menge als Magneten gebraucht, seine Entwürfe durchzuführen, wird nie an's Ende kommen. Wäre seine Kraft auch noch so groß — seinem Thun hängt doch der Keim des Verderbens an, und sein augenblickliches Glück ist nichts Besseres, als ein wilder Eingriff in das göttliche Räderwerk, das jede Mißachtung unerbittlich straft. Weise, tugendhaft und unschuldig muß der Mensch sein, der mit dauerndem Erfolg an der ewigen Stadt Gottes bauen will; und dreimal wehe Dem, der sich als ein Werkführer ausgibt, und nur den Mörtel des Aberglaubens, den Sand der Lüge, und Todtenköpfe als Quadern herbeiträgt.

Am ersten Juni des Jahres 1830 versammelten sich etwa 30 Personen zu Lafayette in Nordamerika um einen Mann, Namens Joseph Smith, der sich ausgab als erfüllt von dem Geiste Gottes und als den obersten Propheten des Allmächtigen, um der Menschheit das Heil eines neuen Evangeliums zu verkündigen. Smith vertheilte bei seinem Auftreten eine Broschüre, die er „das Buch Mormon“ nannte, und als den dritten Theil der Bibel, das Neueste Testament, ausgab. Dreister noch als Mohammed, der seine Lehren im Koran seinen Anhängern auch als unmittelbare überirdische Eingebungen darstellte, versicherte Smith, daß sein Buch unmittelbaren unterirdischen Inspirationen des Weltgeistes entspringe. Er behauptete, Gott sei ihm einst im Schlafe erschienen und habe ihm befohlen, am Fuße eines gewissen Bergs im Staate New-York einen Schacht zu graben, und dort habe er das neue Evangelium aufgefunden, eingezeichnet mit Hieroglyphenschrift auf metallenen Platten. Er habe die Platten herausgenommen und nach Hause gebracht, wo er sie nächtlicher Weise mit Hülfe eines Instruments entzifferte, das, wie er sagte, den Platten beilag. Dieß Instrument nannte Smith das „Urim und Thummim!“ Er gab es für das nämliche aus, dessen sich die Propheten des Alten Testaments bedient hätten, um die göttlichen Schriftzeichen in den Büchern der Zukunft zu lesen.

Die Zuhörer des Smith lachten über die närrischen Reden, steckten das Buch in die Tasche und gingen von dannen. Als aber am andern Mittag der Prophet zu einer neuen Versammlung einladen ließ, — so wurde der Zulauf stärker, und besonders zahlreich war das weibliche Geschlecht dabei vertreten. Es hatten sich nämlich seltsame Geschichten über den Inhalt des Büchleins verbreitet, welches den Menschen das neue Heil verkündigen sollte. Es fand sich, daß die Glaubenslehren mit folgender

Erzählung eingeleitet waren: Zur Zeit des Jakob ist ein jüdischer Patriarch, Lehi des Namens, mit vier Söhnen und ihren Weibern über Indien und durch den großen Ocean an die Westküste Amerika's geschifft, zu welcher Fahrt ihm Gott selbst Anleitung und in der Schiffbaukunst Unterricht gab. Lehi's Nachkommen haben sich lange Zeit gottesfürchtig und fromm aufgeführt, und die vier Stämme sind im Laufe der Zeit vier Völker geworden, die sich weit verbreiteten. Trümmer ihrer Tempel und heiligen Städte sind noch an vielen Orten zu finden. Aber zuletzt haben sich drei Stämme der Lehiten der Wollust und Abgötterei ergeben, und sie thaten sich gegen den vierten, Gott getreuen Stamm zusammen, um ihn zu vertilgen und sein Land zu theilen. Dieß ist ihnen auch gelungen. Ein Einziger des ganzen Stamms, Mormon mit Namen, hat sich auf eine Warnung Gottes durch zeitige Flucht nach Osten in eine unzugängliche Einöde gerettet. Dort hat er die Schicksale und Lehren seiner Väter in die erwähnten Metalltafeln gegraben und sie dann in den Berg im Staate New-York verscharrt. Solches ist geschehen Anno 420 nach Christi Geburt. Diese von Smith, als dem auserwählten Oberpropheten Gottes, auf Geheiß desselben aufgefundenen Tafeln seien, — so hieß es nun weiter, — nachdem sie Smith entziffert und druckfertig kopirt habe, von Engeln weggetragen und in Verwahrung genommen worden. —

Dieser letztere Punkt mochte in mancher Seele einige Skrupel wecken; als aber Smith davon Kunde erhielt, stellte er Drei seiner Gläubigen als unverwerfliche Zeugen auf, welche aussagten, sie hätten die Tafeln mit ihren leiblichen Augen gesehen und mit ihren Händen betastet: ein Engel habe sie ihnen vorgezeigt.

Die Glaubenslehren selbst waren im Buch des Mormon in dunkle Formeln und Sprüche gehüllt, allerhand Ausdeutung zugänglich. Klüglich stellen sie sich mit einem Fuße in die Welt des materiellen Wohlseins und des Sinnengenusses; mit dem andern in den Himmel, dessen unaussprechliche Seligkeiten den Gläubigen und Frommen des neuen Evangeliums ausschließlich beschieden sein sollen. Sie verkündigen der Welt einen neuen Messias, der das tausendjährige Reich zum Heil der Menschheit mitbringen werde, jenes Reich, das das ganze Geschlecht zu einer Familie vereinigen soll, selig in einem Glauben, und glücklich als eine Gemeinschaft — nämlich durch den Mormonenglauben und das Mormonenthum. Smith legte in einer Reihe von Vorlesungen die Kapitel des „Buchs Mormon" aus, berief sich dabei allezeit auf die unmittelbare Eingebung Gottes und auf göttliche Offenbarung, und behauptete fest: jedes Wort aus seinem Munde sei wahr, unfehlbar, heilig.

Mehr und mehr vergrößerte sich der Kreis seiner Zuhörer. Als er nun dieselben hinlänglich vorbereitet hatte, schritt er nach dem Beispiele Christi zur Organisation seiner Jüngerschaft und Stiftung seiner Gemeinde. Er ließ der Aufnahme in den Neuen Bund die Taufe voraus-

gehen, so das Symbol christlicher Vergangenheit an das der mormonischen Zukunft knüpfend.

Die Organisation des Mormonismus ruht auf einer sinnreichen Verbindung theokratischer und socialistischer Formen. Die Hierarchie der Herrschaft ist streng gegliedert. Ihr Haupt, der Prophet, dessen Befehle und Anordnungen stets als unmittelbare Ausflüsse göttlicher Offenbarung und Weisheit ausgegeben werden, ist der Mittelpunkt aller Macht und Autorität; ihm zunächst steht der Rath der 12 Apostel; und die sämmtlichen Bekenner der Mormonenlehre nennen sich Heilige — ihre Kirche aber „die Kirche Christi der Heiligen des jüngsten Tages". Mit stolzer Selbstüberhebung sehen sie auf alle Andersgläubigen und Andersdenkenden, wie die Israeliten des alten Bundes auf die übrigen Völker, als auf Heiden und Unwürdige, herab. Ihren thatsächlich vom Betrug und vom Aberglauben erzeugten und gebornen Glauben — halten sie für das einzige Heilmittel der sündigen, verderbten Welt und wähnen, die Zeit sei nahe, wo sich die von dem Strafgerichte Gottes verfolgte Menschheit zu ihrer Rettung in seinen Schooß flüchten werde.

Die Gemeinde der Mormonen wuchs. In demselben Maße mehrten sich jedoch auch die Reibungen mit andern Kirchen und Sekten, und die schroffe Anmaßlichkeit der neuen Heiligen schürte den Haß. Ihr Bleiben in den östlichen Staaten wurde, nachdem an mehren Orten der Wortkampf sich in den der Fäuste verkehrt hatte, unhaltbar: und Smith, eben so energisch als klug, befahl den Auszug nach Westen. Die Mormonen verkauften Hab und Gut, sammelten sich im Ohiostaate um ihren Propheten und dieser, ein anderer Moses, führte sie auf damals noch ungebahnten Wegen in die Wildnisse von Missouri, um hier auf fruchtbaren Auen das neue Zion zu gründen. Doch der Strom der Ansiedelung Andersdenkender folgte ihrer Niederlassung auf dem Fuße, und bald wiederholte sich Das, was sie aus Ohio vertrieben hatte. Unter blutigen Raufereien räumten die Mormonen im Jahre 1833 ihr neues Zion und wanderten weiter westwärts, in eine abgelegenere Gegend von Illinois, im Mississippithal.

Hier entstand ihr Jerusalem zum dritten Male. Sie nannten die neue Mormonenstadt Nauwoo. Smith hatte in der That für seine neue Niederlassung gut gewählt. Eine Halbinsel, von drei Seiten vom prächtigen Strome umflossen, steigt vom Ufer amphitheatralisch zur Höhe empor, von deren Gipfel der Blick eine prächtige Aussicht auf- und abwärts das Mississippithal genießt. Dreizehntausend Köpfe stark und im Besitz eines Kapitalvermögens von 12 Millionen Dollars, baute die Mormonengemeinde binnen 2 Jahren auf diesem Flecke eine Stadt von 2000 Wohnhäusern und brachte gleichzeitig 40,000 Acres Prairie unter des Pfluges Herrschaft. Auf dem Gipfel der Anhöhe über der Stadt aber errichtete Smith eine Akropolis des Glaubens, einen Tempel, prächtiger als irgend einer in

der neuen Welt. Er rief die geschicktesten Werkleute und Künstler herbei, ihn zu verzieren. In 4 Jahren war ein Werk vollendet, das über eine Million Dollars kostete. Nauwoo wurde bald als das Wunder des Westens berühmt, nicht bloß um seiner äußeren Erscheinung willen, sondern noch viel mehr um des Lebens in seinem Innern! — denn das Auge, das nicht tiefer blickte, sah daselbst harmonisch zusammenwirkende Thätigkeiten, geleitet von Einem Willen, den Doppelzweck verfolgend: „Selbstzufriedenheit durch den Glauben und materielles Wohlsein durch Arbeit". Smith entwickelte in der Organisation seines kleinen Staats ein bewundernswürdiges Talent und rastlose Thätigkeit. Er machte die Arbeit zu einem Glaubenssatze, erhob sie zu einem Ehrenattribut des Menschen. „Alles durch Arbeit mit Gebet" — war sein Grundsatz; „jeder Lebensgenuß sei ein Arbeitserzeugniß!" — war sein Gebot. Kein Beamter bezog Gehalt; jedes Amt war Ehrensache. Abgaben hatten keinen andern Zweck, als die Einrichtung von Werken zu gemeinem Nutzen: von Wegen, Straßen, Kanälen, Wasserleitungen, Brunnen, öffentlichen Parks, Anlagen von Schulen und Instituten für Gewerbe und Künste. Im Angesicht solchen Gedeihens mehrte sich die Gemeinde der Heiligen des jüngsten Tages zusehens. Besonders zahlreich waren die Uebertritte aus den wenig gebildeten Schaaren der fremden Einwanderer, und die Gemeinde wurde zu einem Kollektiv aller Nationen. Im Jahre 1850 war sie schon auf 40,000 Köpfe gestiegen, von denen über die Hälfte in Nauwoo selbst wohnten.

Um die Anlässe zu neuen Reibereien und Kämpfen mit Andersgläubigen so viel als möglich zu vermeiden, hatte Smith in Nauwoo, und, wie er verkündigte, auf unmittelbaren Befehl Gottes, volle Toleranz in Glaubenssachen seinen Bekennern zur Pflicht gemacht und die Duldsamkeit zur Tugend erhoben, welcher sich kein Mormone entziehen dürfe. Es konnte sich in Nauwoo jeder Glaube niederlassen, und Keiner, der da kam, inmitten der Mormonenbesitzungen Land zu erwerben, wurde daran gehindert. Vollständige Gewissens- und Religionsfreiheit, wie sie die Verfassung der Union jedem Amerikaner verbürgt, war inmitten der Heiligenniederlassung eine Thatsache. Die hierarchische Arroganz der Mormonen zog sich in das Innere des Tempels, in die Winkel der Betstuben zurück. Smiths Gesetzgebung richtete sich mit wunderbarer Wirksamkeit auf die Hebung der Gewerbe. Wo etwas erfunden oder entdeckt wurde zu ihrer Verbesserung, da schickte er Boten aus, es zu prüfen und sich anzueignen. Er gründete schon im Jahre 1836 eine große polytechnische Schule und berief die besten Köpfe zu ihrer Leitung. Wenn er auch im Tempel die Verachtung der irdischen Güter predigte, so sorgte er doch dafür, daß sich die Menschen des irdischen Jammerthals freuen konnten. Er erlaubte die Vielweiberei Jedem, der mehre Frauen und viele Kinder durch seinen Fleiß ernähren könne; er gestattete und begünstigte sinnliche Genüsse als Lohn der Arbeit; aber zugleich predigte er Einfachheit der Bedürfnisse als

Mittel der Unabhängigkeit. Er hieß Jeden einen Sklaven, der sich von seinen Gelüsten und Bedürfnissen in Ketten legen läßt, und sagte, daß nur Der genieße, der zu entbehren wisse. Ausgerüstet mit dem blinden Glauben der Unfehlbarkeit seiner auf's praktische Leben gerichteten Aussprüche, ward es ihm leicht, sie in seiner Gemeinde zur Uebung zu bringen, und Smith erreichte Manches, was in jedem andern Gemeinwesen ein Problem bleiben würde. Der stinkende Odem des Trunkenbolds beleidigte nie den Sinn; Tabaksqualm verpestete nie die Atmosphäre, und Bettler und Faullenzer waren ganz unbekannte Dinge unter den Mormonen. „Wir sind" — hörte man die Mormonen sagen, „hartgehämmerte Demokraten. Wir kennen nur einen Gesetzgeber, Gott, der durch den Mund unsers Propheten redet. Beamte, die nicht arbeiten, Damen, welche den Papagei im Hause spielen, Männer mit Glaçéhandschuhen, Leute, die Schwielen der Arbeit an den Händen für einen Makel halten und vornehm thun wollen, sind uns ein Gräuel. Wir haben Konzertsäle, aber keine Salons". —

Im Jahre 1843 erneuerten sich die religiösen Reibungen, die schon zweimal die Mormonen aus ihren Niederlassungen vertrieben hatten. Vergeblich verwendete der Prophet alle Macht und alle Klugheit, den Frieden zwischen seiner Gemeinde und den Andersdenkenden herzustellen; die Spaltungen wurden immer weiter, und vom Zelotismus der benachbarten Geistlichen genährt, artete die Unduldsamkeit in Versuche zur Unterdrückung aus, welche die Mormonen mit voller Entschiedenheit zurückwiesen. Der Haß der Gegner, im Bunde mit Unverstand, Rohheit und Verfolgungssucht, verschmähte sodann auch schlechte Mittel nicht, um die öffentliche Meinung gegen das Mormonenthum zu reizen und einen Sturm gegen dasselbe anzufachen, um es zu vertilgen. Wenn man Smith einen wissentlichen Betrüger nannte, und den Mormonen, um der unvernünftigen Fabeln ihres Propheten willen, große Leichtgläubigkeit Schuld gab: so war ihnen damit nicht zu viel geschehen; daß man sie aber zugleich der gröbsten Unsittlichkeiten und des brutalsten Kommunismus bezüchtigte, und sie als Verächter und Verspötter der Christuslehre darstellte, dafür haben sich keine Thatsachen gefunden. Im Jahre 1844 war der Volkshaß in Illinois gegen die Mormonen in Nauwoo so allgemein und heftig geworden, daß die Legislatur des Staats mit Petitionen zur Austreibung der Sektiker bestürmt wurde, welche aber aus Mangel an Beweisen, daß das Thun und Treiben der Mormonen den Gesetzen des Landes zuwider sei, zurückgewiesen wurden. Dieß konnte eine aufgeregte fanatisirte Bevölkerung jedoch nicht beruhigen, die sich — dem ältesten Grundsatz der Freiheit zuwider, — daran gewöhnt hatte, sich das Recht selbst durch die Stärke des Arms zu verschaffen, welches die Magistratur dem anmaßlichen Wahne versagte. Angezettelt von zelotischen Priestern und von Sklavenbesitzern, die in der, die Sklaverei verdammenden

Ausbreitung des Mormonenthums Gefahr für ihr schwarzhäutiges Eigenthum fürchteten, reifte der Plan, die Mormonen mit Waffengewalt aus dem Lande zu treiben. Man predigte in zahlreichen Volksversammlungen offen den Krieg gegen die Sektiker, es bildeten sich Freischaaren, und ehe die Staatsregierung, die selbst zu schwach war, dem Unwesen zu steuern, den Beistand der Bundesbehörde erwirken konnte, hatte sich ein Heerhaufen zusammengerottet, und drohte Nauwoo zu stürmen und die Mormonen zu vertilgen. Da stellte Smith, auf das freie Geleit der Staatsregierung von Illinois vertrauend, sich freiwillig mit seinem Bruder den Gerichten, die strengste Untersuchung gegen sich und seine Anhänger fordernd. Die Regierung, für Beider Sicherheit besorgt, verschloß sie in das feste Staatsgefängniß. Vergeblich. In der Nacht vom 25. auf den 26. Juni 1844 stürmten bewaffnete Pöbelhaufen das Gefängniß, und ermordeten Smith und seinen Bruder auf das Scheußlichste. — So endete der Gründer des Mormonenthums im 39. Jahre seines Lebens. Die Mormonen verehren ihn als ihren größten Propheten; die Welt sieht in ihm einen Betrüger, der ein frevelhaftes Spiel mit dem Heiligsten trieb: — die geistigen Kräfte aber, welche er in seiner kurzen Laufbahn entwickelt hat, und der Märtyrermuth, der ihn zum Tode begleitete, waren einer reinern Sache würdig.

Nauwoo erhob sich wie ein Mann zur Rache, als es die Katastrophe erfuhr. Doch der Rath der Apostel sprach klüglich zum Frieden. Er sah den Sturm heranziehen, welcher in dem Untergange aller Mormonen endigen mußte, sofern er nicht in zwölfter Stunde noch durch Nachgiebigkeit zu beschwören war. Binnen drei Tagen hatten sich 24,000 bewaffnete Männer um Nauwoo versammelt, die der Fanatismus nach dem Blute der Mormonen lechzen machte. Nur mit Mühe war diese wilde Menge vom sofortigen Gemetzel abzuhalten und geneigt zu machen, Kapitulationsvorschläge zu hören. — Endlich wurde eine Uebereinkunft abgeschlossen, kraft der die Mormonen sich zum Verkauf ihrer Niederlassung und zum Auszug in Masse weit weg, inmitten damals unbekannter Einöden jenseits des Felsengebirgs, binnen 6 Monaten feierlich verpflichteten. Als Smiths Nachfolger proklamirten die Apostel den Brigham Young zum Propheten und zum Inhaber der Gnade göttlicher Offenbarungen. Noch bevor die Kapitulationsfrist ablief, war der Verkauf des Grundbesitzes der Mormonen und ihrer Wohnungen bewerkstelligt, und die ganze Gemeinde der Heiligen des jüngsten Tages zum Auszug versammelt. Es war eine Volkswanderung. Der Zug bestand aus mehr als 40,000 Personen, die 16,000 Wagen, 5000 Zelte und über 120,000 Pferde, Ochsen, Schafe und andere Hausthiere, und überdieß alle zur Niederlassung in einer mehr als 1000 Meilen von den Wohnplätzen gesitteter Menschen entfernten Wüste nöthigen Werkzeuge, Geräthe und Einrichtungen begleiteten.

Niemals hatte Amerika einen solchen Zug gesehen, der auf ungebahntem Pfade durch die kulturlosen Prairien und Urwälder, wo die rothhäutigen, wilden Indianerstämme mit den Bären und Wölfen um die Verfolgung der Bisonheerden stritten, einen Paß über die beschneiten Felsengebirge suchte, um jenseits derselben, in dem von dem Reisenden Fremont entdeckten Hochebenen von Utah, an dem großen Salzsee, abgeschlossen von der Civilisation, das neue Zion zu gründen. Die Schilderungen dieser 1200 Meilen langen Reise, die Entbehrungen, Gefahren und Erlebnisse während derselben überbieten Alles, was ein phantasiereiches Gehirn Mährchenhaftes erfinden kann. Aber die beharrliche Begeisterung der Mormonen, die klugen und zweckmäßigen Anordnungen ihres Führers und der nie wankende Gehorsam, der die Befolgung jener sicherte, erreichten, was allen Vorstellungen unmöglich schien. Sie bauten unterwegs fahrbare Straßen, Brücken über Flüsse und Schluchten, Dämme über Sümpfe und Moorgründe, Fähren über große Ströme; sie sprengten die Felsen, welche ihnen das Weiterdringen im Gebirge verwehrten; sie füllten Klüfte aus, die ihnen den Weg versperrten; sie mußten für die Oeffnung einer Straße durch die Wälder über eine Viertelmillion Baumstämme fällen; und über tausend Männer waren beständig thätig, 10—20 Meilen rechts und links die Grasgründe zu mähen, um für die Thiere, welche die Wagen zogen, und für die Heerden Fütterung herbeizuschaffen. Andere Haufen besorgten die Jagd zum Erlangen des frischen Fleisches; und an den Rasttagen, wo die Zelte die Ebene bedeckten, wurde Gottesdienst gehalten, oder gesponnen und gewebt, gefärbt oder gewaschen. Mitten in der Wüste hörte man die feierlichen Töne der Orgel zu den Gesängen für die Ehre Gottes, oder, bei Aufführung von Konzerten; die Harmonien Haydns und Mozarts. Fast ein ganzes Jahr nahmen der Auszug, die Reise, die ersten Einrichtungen der Niederlassung hinweg.

Mit dem Abzug der Mormonen war aus Nauwoo das Leben verschwunden, welches die Stadt blühend, gewerbreich und berühmt gemacht hatte. Die übrige Bevölkerung sah ihre Hülfsquellen versiegen, und sie wanderte zum Theil ebenfalls aus. Noch einmal brach der unvernünftige Haß los, dießmal sich gegen leblose Dinge wendend, — der herrliche Tempel der Mormonen wurde nebst ihren Versammlungshäusern ein Raub der Flammen und der Zerstörung. — Bis zum Jahre 1850 lag er in Trümmern; da fand sich ein Mann, der die Ruine kaufte, um das herrliche Gebäude wieder herzustellen. Der Franzose Cabet erwarb es für seine Niederlassung, um dort den praktischen Werth des Fourierschen Socialismus zu prüfen. Diese neue Niederlassung entwickelte indessen nur ein schwaches Leben. Sie entbehrte jener kräftigen Keime, welche den Mormonismus so schnell wachsen machten, und Cabet baute nichts als Katakomben seiner Hoffnungen

---



SALT-LAKE-CITY
die Mormonen-Stadt

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

Kehren wir zu den Mormonen zurück! — Im Frühsommer 1847 war von der Hauptkolonne des Wandrerheeres das Thal am großen Salzsee zuerst betreten und als das „den Heiligen" von Gott verheißene Land in Besitz genommen worden. Eine neue Stadt — die Salt-Lake-City — schoß nun mit wunderbarer Schnelligkeit wie aus dem Boden hervor. Schon eine Stunde nach Ankunft der ersten Mormonen sah man Beil und Pflug, Hacke und Spaten der rastlosen Männner in Thätigkeit, und jetzt, nach 12 Jahren steht ein zweites Nauwoo am großen Salzsee, eine Stadt, die einen Flächenraum von vier (engl.) Geviertmeilen bedeckt, umgrünt von einem wahren Garten an Fruchtbarkeit, die der Fleiß hervorzwang.

Lage und Umgebung dieses Neujerusalems sind außerordentlich schön. Es dehnt seine großartigen Glieder aus vor der westlichen Abdachung des Wasatschgebirgs, welches sich vom nördlichen Ende des großen Salzsees nach Südwesten gegen die Quellen des San Joaljuin hin erstreckt, diese vom Coloradothale und von dem großen kalifornischen Bassin scheidet und an dem östlichen Ufer des frischen und klaren Utahsees hinläuft. Den Blick nach Westen entzückt ein grünumhangenes Amphitheater von Bergen, deren schneebeladene Gipfel uns die Mährchen des Ostens mit ihren Berggeisterschlössern vor die Seele zaubern. Neben dieser Alpenpracht gewährt der See selbst einen großen Schmuck der Landschaft, der noch erhöht wird durch die schönen Inseln, die er umgibt. Sein Wasser ist so salzhaltig, daß der menschliche Körper nicht darin untersinken kann, und die Salzsieder aus drei Maß Soole zwei Maß Salz gewinnen sollen; sie nennen den See deshalb the great Briny Shallow, die große Sooluntiefe.

Bauart und Aussehen unterscheiden die Salzseestadt von jeder anderen in der Welt. Als am 24. Juli 1847 (seitdem ein jährlicher Jubeltag der Mormonen) die Präsidentschaft, den Seher Young an der Spitze, am Salzsee ankam, ließ sie, nachdem in feierlichster Weise das Land dem Herrn und seinen Heiligen geweiht war, zuerst alle Hände sich regen zum Aufbau eines Forts. Man verwandte dazu im nördlichen Theile des Stadtgebiets, der sich terrassenförmig erhebt, die höchstgelegenen 40 Acres Landes. Hierauf ward das Stadtgebiet in Vierecke von je 10 Acres Größe zerschlagen, von welchen jeder Mann 1¼ Acker zum Haus-, Feld- und Gartenbau erhielt. Die großen Vierecke (Blocks genannt) sind getrennt durch rechtwinkelige Straßen von je 132 Fuß Breite, die mit 25 Fuß breiten Seitengängen längs der Häuser versehen, mit Baumreihen bepflanzt und mit Wasserleitungen durchzogen sind. Diese Bauart ist eben so malerisch, als gesund. Die einzelnen Wohnstätten werden durch beträchtliche Zwischenräume von einander getrennt, während die Straßen in kurzen Entfernungen auf einander folgen. Gegen Westen dehnt sich die Stadt bis an den Jordanfluß aus. — Die Häuser, meist einstöckig und von Adobes (an der Sonne getrockneten Ziegeln von bläulichem Lehm) gebaut, haben ein gefälliges Aeußere. Einzelne zweistöckige Gebäude, die

dazwischen emporragen, zeichnen sich als die Wohnungen des Sehers und Präsidenten und der Kirchenältesten aus. Größere Bauwerke aus der ersten Zeit der Stadt sind das Tabernakel und das Rathhaus. Ersteres ein langes, breites, niedriges Gebäude, das 6000 Personen faßt, ist der Tempel der Heiligen; letzteres, von geringerem Umfang, dient der Verwaltungs- und Rechtspflege. Schon im Sommer 1848 hatte man den Jordan überbrückt, ebenso sieben andere kleinere Flüsse, einen großen Wasserbehälter mit Bewässerungskanälen versehen und ein großes Badehaus am See, dazu Mahlmühlen und Sägemühlen gebaut. Im Jahr 1850 wurde ein großes Stadthaus vollendet. Eine vier Meilen lange Holzbahn verbindet die Stadt mit den Red-Butte-Steinbrüchen, aus welchen der schöne rothe Sandstein zum „Tempelblock" beigeführt ward. Man wollte ein Gebäude errichten, das alle von Menschenhänden gemachten übertreffen sollte. Nördlich davon erhebt sich, die Tempelstadt überragend, der Hügel des Paniers (Ensign Mount), weithin sichtbar. Auf ihm sollte die große Fahne, welche die Flaggen aller Nationen in sich vereint, als Symbol der Einheit wehen, auf daß erfüllet werde, was der Prophet Jesaias sagt: „Und wird ein Panier unter die Heiden aufwerfen und zusammenbringen die Verjagten Israels und die Zerstreuten zu Hauf führen aus Juda von den vier Oertern des Erdreichs ꝛc." — Neben solchen Ueberschwänglichkeiten der Zukunft wurde der Gegenwart mit aller Sorge gedacht. Bis zum Winter 1853 waren in allen Bezirken der Stadt Volksschulen errichtet, in denen sogar Unterricht in fremden Sprachen, namentlich in den im Gebiete von Utah vorzüglich gangbaren Indianerdialekten ertheilt wird. In der neuerrichteten „Social Hall" eröffnete zur selben Zeit eine Schauspielertruppe ihre Vorstellungen. Die massiven Mauern um den Tempelplatz und um die ganze Stadt gingen schon im Sommer 1854 ihrer Vollendung entgegen. Begonnen wurde die Erbauung eines 40 Meilen langen Kanals vom Utahsee bis zum Salzsee, durch welchen viele tausend Acres anbaufähigen Landes die nöthige Bewässerung erhalten sollten. Endlich ward der Bau eines großartigen Universitätsgebäudes auf der ersten breiten Terrasse, welche sich im nördlichen Theile der Stadt erhebt, vorbereitet; vermittelst eines Kanals wollte man die Umgebung der Anstalt durch Springbrunnen verschönern, Haine, Blumenbeete und botanische Gärten bewässern und Bassins ausgedehnter Bade- und Schwimmanstalten speisen. Ein großes Viereck sollte zu einem Turn- und Fechtplatze, sowie zur Reitschule eingerichtet werden, und eine Sternwarte, für welche die Instrumente bereits bereit liegen, eine Anstalt zur Ausbildung von Ingenieuren und Landvermessern und eine Berg- und landwirthschaftliche Schule sollten den stattlichen Kranz von Bildungsmitteln in der Mormonenhauptstadt schließen.

Außer Salt-Lake-City haben die Mormonen im Territorium von Utah Niederlassungen gegründet auf einer Längenausdehnung von 200 (engl.) Meilen. Vierzig Meilen von der Tempelstadt, nach Norden hin,

liegt Ogden City in reizender Gegend am Zusammenfluß des Weber und Ogden; 60 Meilen nach Süden erblüht eine Ansiedelung am Timpanagosflusse; 70 Meilen südlicher erhebt sich bei der Stadt Manti die neue Kolonie San Pete Valley; in der Nähe des kleinen Salzsees, wo noch weit mehr der Bewässerung fähiges Land ist, als am großen Salzsee, findet man massenhaftes Brennmaterial für den nahen Eisenreichthum von Paroan oder Iron City; und im Tuillathale, 30 Meilen westlich von der Salzseestadt, sind Ansiedelungen mit vielen Säge- und Mahlmühlen. — Aber nicht nur innerhalb der Grenzen der Union und im übrigen Amerika haben die Mormonen zahlreiche und zum Theil sehr starke Gemeinden mit Tempeln und Priestern, die sämmtlich ihre Gebote vom Propheten in der Salzseestadt erwarten, sondern in allen Erdtheilen. Ihr Propagandamachen und Werben war ungeheuerlich. Zu Hunderten zogen die Missionäre von Salt-Lake-City aus, um das Neueste Testament unter den Völkern der Erde zu verkündigen. Hunderte von Gemeinden wurden gestiftet in allen Ländern, und Schaaren auf Schaaren zogen hin nach dem fernen „Lande der Heiligen", dem neuen Zion. Auf den Sandwichsinseln beten 5000 Mormonen in hawaiischer Sprache, in Sidney belehrt der „Zions watchman" die „Heiligen" Australiens, zu Calcutta und Ava im Birmanenreiche, zu Dinapore, Chivesarah, Madras und Ceylon, in Bombay, in Siam und am Kap der guten Hoffnung wird das Evangelium der Jüngstentagesheiligen gepredigt, und in Europa ist das britische Reich die Hauptquelle der Mormonenmacht: $^{9}/_{10}$ der Bevölkerung von Utah sind zu Heiligen bekehrte Bauern aus England, Irland und Wales! Das Buch Mormon ist in's Englische und Wälische, in's Deutsche, Französische, Italienische, Dänische und Schwedische übersetzt und findet in all diesen Sprachen seine Leser und Anhänger. Die Gesammtzahl der Mormonen berechnet sich schon jetzt nach Hunderttausenden.

In Utah ist die mormonische Volkszahl auf 50,000 gestiegen. Diese Bevölkerung ist zwar sehr verschiedenen Charakters, doch herrscht das englische Element vor. Neben diesem bewegte sich bisher in ungestörter Ursprünglichkeit der scharfe, rastlose Yankee mit dem Allerwelts-Führungs- und Anführungstalent, der vorsichtige, schlaue Schotte mit dem schmalen Gesicht, der finstere, phlegmatische Deutsche, der lustige, leichtherzige Irländer und Franzose, und alle zusammen lebten in diesem wüstenumgürteten Zufluchtsorte in geselliger Harmonie und Brüderlichkeit. Diese und das musterhafte System, die Arbeitskräfte gemeinschaftlich zur Erreichung eines Ziels zusammenwirken zu lassen, während doch jeder Einzelne sein Privateigenthum in liegender und fahrender Habe besitzt, haben ihr Gemeinwesen zu einer Blüthe erhoben, die, vom materiellen Standpunkt betrachtet, unsere Bewunderung verdient. Die sprechendste Thatsache dafür ist die: Im Jahre 1850 fragten die Vorsteher der Mormonen in allen Gemeinden nach, wie viel Individuen vorhanden seien, welche man etwa

in ein Armenhaus aufnehmen könne. Da meldeten sich als öffentlicher Unterstützung bedürftig — zwei Personen, zwei unter so vielen Tausenden, welche drei Jahre vorher ihres Eigenthums beraubt worden waren und gekochtes Leder essen mußten, um nicht zu verhungern!

Wo ist nun die eigentliche Quelle des Hasses, der alle Amerikaner der Union gegen die Mormonen erfüllt? Wo war die Quelle namentlich in den ersten Zeiten des Mormonenthums, wo dasselbe noch, machtlos zwischen den Bewohnern der Oststaaten aufkeimend, den Gesetzen der Regierung zu Washington gehorchte? Welcher Haß hat diese armen Heiligen dreimal von Haus und Hof und bis in die Wüste getrieben? Schwerlich ein Haß gegen die wunderlichen Geheimnisse der mormonischen Theologie allein! Die Amerikaner können, was Religion angeht, viel vertragen, so lange eine neue Sekte die Bibel als Glaubensbuch anerkennt, und das thun auch die Mormonen. Jenes sonderbare Ding, welches man die ganz eigenthümliche amerikanische Religion nennen muß, hat schon viele Zerrbilder hervorgebracht, über welche man sich wenig beunruhigte. Wer einmal einem methodistischen Waldlager beigewohnt hat, hält in Religionssachen bei den Amerikanern Alles für möglich. Die Sekte der Mormonen ist aber sogar aus jener specifisch amerikanischen Religion recht eigentlich herausgewachsen, in keinem anderen Boden hätte die Pflanze wurzeln können. Nicht ihr Glaube ist dem Amerikaner das Hassens-, Verachtens- und Vernichtungswürdige, sondern die von diesem Glauben diktirten unamerikanischen Sitten und Regierungsformen und ihr unmenschlicher Heiligenhochmuth. Die Mormonen glauben nämlich zwar an die Aechtheit des Alten Testaments wie an die Göttlichkeit des Charakters, der Sendung und Offenbarung Christi, glauben aber auch gleich daneben, daß der Wille Gottes sich dem Joseph Smith in ähnlichen Offenbarungen kund gab und, wenn Verhältnisse es fordern, sich heute Brigham Young und den anderen Patriarchen der Kirche ebenso kund geben wird. Der anstößigste Theil ihres Glaubens ist jedoch der an Vielgötterei und die Vielweiberei, die beide Hand in Hand gehen und gegenseitig ihre Nothwendigkeit beweisen müssen. Den Grundideen ihrer Theologie gemäß sind die Mormonen selbst alle „Götter und Väter von Göttern", verschieden von einander nur in Macht, Wissen und Rang, Götter, die sich selbst erniedrigt haben, um eine Zeit lang unter menschlicher Gestalt auf der Erde zu erscheinen. In ihrem erniedrigten Charakter ist es daher eine ihrer größten Pflichten, ihr Geschlecht zu vermehren, und nicht allein die Erde, sondern auch andere unzählige und unerschaffene Welten mit ihren Nachkömmlingen, Göttern, wie sie selbst, zu bevölkern. Daher kommt die Nothwendigkeit und der Grund für die Annahme der Vielweiberei, nur sie macht es möglich, daß die Mormonen diesen großen Zweck ihres Daseins schneller zu Stande bringen. Nach dem Tode fahren sie in den Himmel hinauf, nehmen ihre ursprüngliche Gottheit an und leben nun in

einem Zustande ewigen Freudengenusses, umgeben von ihren zahlreichen Weibern und ihrer Nachkommenschaft. Eine Hölle gibt es für die Mormonen nicht; des Himmels Unwürdige werden aber der Freuden und Entzückungen desselben beraubt, und Unwürdige sind von vorne herein alle Nicht-Mormonen, die aber, selbst die längst verstorbenen, erlöst werden können dadurch, daß ein Mormone sich nachträglich noch für sie taufen läßt.

Aus diesen Grundzügen ihres Glaubens fließen nun die Quellen des amerikanischen Hasses gegen die Mormonen von selbst zu Tage. Diese Heiligen des jüngsten Tages brachten keine Vermehrung in das bunte Farbenspiel der Sekten, sondern eine Trennung in das Leben. Sie sonderten sich als geschlossene Kirche von dem übrigen Volke ab, nicht bloß in der Religion, sondern in ihrer ganzen Wirthschaft. Sie wollten nicht bloß an der Bibel genug haben, sondern auch begnadigt sein durch besondere Offenbarungen Gottes und der Engel an ihre Propheten. Sie hielten das Wesen ihrer Religion und Vieles in ihren Sitten und Gebräuchen geheim und trotzten dem Verdacht, in wichtigen Dingen von der allgemeinen Landessitte abzuweichen. Sie verkündigten frank und frei, sie allein seien die Auserwählten des Herrn und die Anderen alle Heiden und Verworfene. Dabei waren sie nicht bloß einfache Landbauern, Handwerker und Handelsleute, sondern ausgelernte Banquiers und Geschäftsleute, und nicht als friedsame Mitbürger traten sie auf, sondern als entschlossene Männer des Schreckens, welche ihre Bataillone einübten und sich eine Artillerie verschafften. Was Wunder, wenn das amerikanische Volk Grund zu der Befürchtung zu haben glaubte, der Mormonenstaat werde, wenn er stark genug dazu sei, sich wirklich für souverän erklären und die hergebrachte Staats- und Landesordnung zu zerreißen suchen?

Der Gedanke einer Religion der Visionen, einer Religion, die nicht auf festen Lehren beruht, sondern deren Gebote wechseln je nach Erforderniß der zu erreichenden Zwecke, dieser Gedanke ist mit den Mormonen in's Leben getreten als eine außerordentliche Macht. Jehova offenbarte: Führe meine Heiligen durch die Wüste in's gelobte Land! Und wie ein Mann gehorcht das ganze Volk, erträgt unsägliche Leiden und trotzt allen Schrecknissen unerschütterlich bis zum Ziel. Jehova will: Arbeitet wie Brüder, und Nüchternheit und Fleiß sei eure höchste Ehre! Und eine Musterwirthschaft von Tausenden verwandelt in einem Jahre eine Einöde in ein blühendes Land. Jehova gebietet: Predigt mein Wort auch den Sündern! Und Hunderte von Missionären eilen auf den Wink des Propheten nach allen Gegenden der Erde, unbekümmert um jede Widerwärtigkeit und Hemmniß von Menschen und Natur. So weit ist der mächtige Gedanke auch ein geweiheter. Die Entweihung desselben war aber, wie die ganze romanhafte Entstehung, Entwickelung und Benutzung des Mormonenthums unwiderleglich darthut, seines Schöpfers erstes Ziel. Denn derselbe Jehova mußte ferner offenbaren: Ihr allein, ihr Gläubigen Mormons,

seid Heilige, und den Heiligen des jüngsten Tages allein gehört von Gottes- und Rechtswegen alles Land der Erde! Damit aber der verheißenen Macht entsprechend werde die Stärke des Volks, so verordnete endlich Jehova auch für seine Heiligen die Vielweiberei. Jehova mußte das thun, weil, nach dem Staatsgesetzbuch in Washington, 60,000 Seelen nothwendig sind, um ein Gebiet (Territorium) der Union in einen Freistaat Nordamerika's zu verwandeln. Freistaat mußte aber Deseret, wie Young das Land am Salzsee taufte, sein, wenn die Lenker der Mormonen unabhängig von Gouverneuren und Richtern des Kongresses ihr Ziel, die schrankenloseste Priesterherrschaft, erreichen sollten. —

Diese Entweihung hat das Gift der Verderbniß in den Körper der Sekte gelegt; die Krankheit, die ihn vernichten soll, steckt schon in ihm. Die Pseudoreligion der Mormonen sammt der Theodemokratie von Utah konnte nur ein Kitt zusammenhalten, dessen Beseitigung in deren eigenem Plan liegt: die Bedrängniß war's, die den fanatischen Volkshaufen zusammen drängte, und der Fanatismus war's, der den blinden Gehorsam aufrecht hielt. Beides schwindet. Der Weltverkehr hat eine seiner Hauptstraßen durch jene Wüste gezogen; was jetzt noch gefahrvoller Karavanenweg ist, wird eine Schienenbahn, auf welcher der Dampf die langen, rastlosen Wagenreihen auf und ab zieht zwischen dem Mississippi und dem großen Ocean, Ostamerika und Kalifornien. In Salt-Lake-City ersteht der Riesenbahnhof zwischen den Wüsten. Die Schranken der Abgesperrtheit zerfallen, die Beschränktheit schwindet, und die Reaktion des gesunden Menschenverstandes wird zunächst den Schandpfahl niederreißen, an welchen das Weib in der Polygamie gefesselt ist. Die ruchlose Entwürdigung der menschlichen und christlichen Ehren und Rechte des Weibes wird sich rächen. Neue, freisinnige Elemente werden im Kreise des Mormonenthums sich festsetzen, und die Opposition der Volksrechte wird laut werden gegen die alleinherrschende Priestergewalt.

Solchen Voraussetzungen gegenüber hätte man wohl die Mormonengemeinschaft ihrer Auflösung und Umbildung in amerikanische Lebensformen überlassen können, allein es wurden ihnen bald auch Verbrechen zur Last gelegt, die denn doch ihren Richter forderten. Nicht die Vielweiberei der Mormonen an sich, aber die empörende Art und Weise, wie die Vorsteher der Sekte dieses Privilegium geltend machten, die Unterdrückung, der Raub, die Plünderung und der Todtschlag, welche in Folge dieser Institution an anderen sogenannten ungläubigen Personen und Bürgern der Vereinigten Staaten verübt wurden, ohne daß die von der Centralregierung eingesetzten Richter die Macht hatten, die Verbrecher zu bestrafen, namentlich aber das Auflehnen gegen die oberste Regierungsgewalt der Union und die offene Verhöhnung des Kongresses — das waren die Anklagen, welche in Washington gegen die Mormonen erhoben wurden. „Die Regierung der Union ist ein Gestank in Jehova's Nase!“ — hatte Brigham Young

zu den Abgeordneten von Washington gesagt, — der Mann, auf welchem seit Smiths Tod die Gabe des Geistes der Offenbarungen ruhte, und der, ohne Nebenbuhler und Opposition, Alles, Meinungen und Handlungen, Eigenthum und Leben aller Genossen des Mormonenstaates beherrschte. Offen war es ausgesprochen als das Ziel der Mormonen, unabhängig von den amerikanischen Freistaaten nicht nur einen selbstständigen Staat mit der Ausdehnung bis an das stille Meer zu gründen, sondern, in Verbindung mit den unionsfeindlichen Indianern, das gesammte „Heidenthum", d. h. alle Nicht-Mormonen Amerika's mit Gewalt zu bekehren, oder zu vertreiben und zu vertilgen. Dieses Ziel wurde von den Amerikanern anfangs als Wahnwitz verlacht; als aber die ersten Schritte zur Erreichung desselben mit aller Sieges- und Rechtsgewißheit der „Heiligen" und aller Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit gegen die „Heiden" gethan wurden; als Young, der Oberpriester, alle Akten des Unionsgerichtshofs nebst den Gesetzsammlungen der Vereinigten Staaten öffentlich verbremen ließ und mit dieser symbolischen Handlung die Erklärung verband, daß er keinen von der Bundescentralgewalt ernannten Territorialbeamten mehr anerkennen werde; — als eine früher schon aufgetauchte Beschuldigung abermals, und zwar von gewichtigen Stimmen erhoben wurde, die nämlich: daß der Oberpriester, ein moderner Alter vom Berge, aus einer erlesenen Schaar einen Geheimbund gebildet habe, dessen Mitglieder, Danites genannt, verpflichtet seien, alle ihm mißliebigen Personen heimlich zu ermorden, und als selbst aus den entferntesten Kolonien, z. B. am Michigansee, von mormonischen Raubzügen berichtet ward: — da erhob sich in der ganzen Union nur eine Stimme gegen eine längere Duldung solchen Treibens, und in Washington sah man sich zu energischem Einschreiten genöthigt. Brigham Young ward für abgesetzt erklärt und an seine Stelle Oberst Cunning zum Gouverneur von Utah ernannt. Dieß geschah im Herbst 1857. Gleichzeitig ward ein Truppencorps von einigen tausend Mann gen Utah abgesandt, und ansehnlichere Streitkräfte folgten im nächsten Frühjahr nach, um den Gesetzen und Beamteten des Kongresses Achtung und Geltung bei den Mormonen zu verschaffen. Diese, von Young auf's Neue fanatisirt, zeigten sich anfangs entschlossen, den Kampf gegen die Union aufzunehmen. Sie verließen ihre Stadt am Salzsee, in welche die Unionstruppen am 26. Juni einzogen, und machten Provo zu ihrem Sammelplatz, um von da aus zu operiren. Das Ende vom Lied war indessen, daß schon nach wenig Wochen Alle in ihre Heimath zurückgekehrt waren und, sich unterwerfend, die Autorität der Unionsregierung anerkannten. Als religiöse Sekte genießen sie, nach den Gesetzen des Landes, nach wie vor volle Duldung, und über das Geschehene ließ man den Vorhang fallen. Utah ward ein Militärdepartement mit permanenter Besatzung; die Salzseestadt selbst eine Militärstation, was für den Landweg nach Kalifornien von großer Wichtigkeit ist. So ist dermalen der Stand der Dinge im Salzseethale; — auf wie lange? che lo sa, sagt der Italiener.

Stellen wir schließlich das Bild des Mormonen- und übrigen Sektenwesens der Union in seinem haltlosen Wirrwarr vor uns auf, so müssen wir dem Ausspruch eines bekannten Schriftstellers beistimmen: Amerika braucht eine eigene Religion. Das Christenthum ward der leidenden Welt verkündet, der Sehnsucht nach dem Jenseits; hier haben wir ein Reich der That, eine leidenschaftliche Befangenheit im Diesseits, eine absolute Unfähigkeit zur Vertiefung und Verinnerlichung. Lauter Gegensätze zum Christenthum. Und hat es nicht den Anschein, als ob das Volk auf allen Punkten an einer solchen neuen Religion arbeite? Was bedeuten die Hunderte von Sekten, die täglich entstehen und vergehen, anderes, als das Suchen nach einer nationalen Form der Religion?

Das Troitzker Sergiuskloster.

Das Troitzker Sergiuskloster ist das heiligste, reichste, größte nicht bloß in Rußland, sondern in der griechischen Christenheit. Es liegt beim Städtchen Troitzkoi, einige Meilen von Moskau. Es ist eigentlich ein Agglomerat von neun Klöstern, — von denen jedes seine eigene Kirche hat, welche alle, sammt dem kaiserlichen Palast, die äußere Mauer umschließt. Die Stiftung rührt vom heiligen Sergius her, und Volk und Staat fundirten sie seitdem mit Millionen. Die Herrlichkeit von Heiligen-Bildern, -Gebeinen, -Katakomben, -Särgen und von goldnem und silbernem Kirchenschmuck ist hier groß.

Rio Janeiro.

Brasilien ist die einzige Monarchie in der neuen Welt, und die Ehre, eine fürstliche Residenz zu sein, hat unter den amerikanischen Städten Rio Janeiro allein. Es liegt unterm 29. Breitengrade an einer der schönsten Bayen der Welt, umgeben von einem Panorama von Bergen, dessen hinter einander sich aufthürmende Gipfel bei hellem Wetter in einer Entfernung von 20 Seemeilen dem Schiffer sichtbar werden. Die zunächst der Stadt gelegenen sind steil, und auf ihnen sitzen, wie Adlernester, Warten, Klöster, das Observatorium und zwei kleine Kastelle. Einige von Gärten und üppigen Zucker- und Kaffeepflanzungen umgebene Dörfer und Flecken beleben die entfernteren Punkte der Bucht. Quer vor dem Hafen und denselben schützend, liegt ein kleines schmales Felseneiland, — die Schlangeninsel (Cabras), und erst, wenn man dasselbe umschifft

hat, genießt man die volle Ansicht der Stadt, welche mit ihren vielen Palästen, den kaiserlichen Schlössern, den Klöstern und Kirchen über einen Mastenwald hervorragt. Die weiße Farbe der Gebäude macht, daß sie sich von dem dunkeln Hintergrunde der Berge grell abhebt. Glocken ertönen auf verschiedenen Punkten, die Kanonen der Batterien salutiren. Es knallen Böller auf den Höhen, und Raketen zu Hunderten zischen von Zeit zu Zeit in die Luft. Hier ist alle Tage Feiertag; denn jeder Tag hat seinen Heiligen, der von einem Kloster oder einer Kongregation fetirt wird.

Die großen Erwartungen, welche das Aeußere von Rio anregt, löst sein Inneres in Täuschung auf. Statt der regelmäßigen, prachtvollen Straßen und großen Plätze, womit die Phantasie die Kaiserresidenz des Westens freigebig ausstattete, findet man meist enge, übelriechende Gassen, in denen der Unrath sich so lange anhäuft, bis ihn ein Regenguß fortschwemmt. Die Trottoirs sind schmal und ärmlich, und der Fußgänger ist immer in Gefahr, durch die vorbeistreifenden Räder der Fuhrwerke gefaßt oder doch beschmutzt zu werden. Die Marktplätze sind elend; schmutzige Buden stehen ohne Ordnung umher, in denen Gemüse und Früchte &c. zum Verkaufe ausgestellt sind. Die schönste, breiteste Straße ist die Rua direita, und da, aus dem Fenster eines der vielen Kaffeehäuser in derselben, kann man das äußere Leben und Treiben gemächlich beobachten. — Man erkennt bald, daß die Residenz in Rio Null und der Handel Alles ist. Geschäftsleute von allen europäischen Nationen mit dem in sich gekehrten, rechnenden Blick eilen auf den Trottoirs hin, bald da, bald dort an den lässig und faul dahin schlendernden freien Schwarzen stoßend, oder an den gemächlich vor seiner Thür die Cigarre schmauchenden portugiesischen Krämer. Dann und wann stolzirt ein Offizier vorüber mit wichtig thuender, hochmüthiger Miene, gefolgt von einem uniformirten Neger, seinem Bedienten. Caleças (Kaleschen) und Seges (Kariolen), von Maulthieren gezogen, rasseln vorbei unter dem Fluchen und Anspornen ihrer grimmassenfrohen Treiber, und dann und wann kommt eine glänzende Karosse, zwei schwarze goldverbrämte Diener hinten auf, auf dem Bock ein Kerl mit einer ungeheuern Peitsche, hohen Courierstiefeln mit schweren Absätzen, ungeheuern plattirten Sporen, glasirtem Lederhut mit tellergroßer Kokarde und schwankendem Federbusch. Züge von Sklaven, Afrika's unglückliche Kinder, durch eiserne Halsbänder und Ketten von 10—12 Fuß Länge an einander geschmiedet, trotten, angetrieben von der Peitsche ihres Führers, still und verdrossen, mit Körben voll Kaffee und Zucker auf dem Kopfe, dahin; ein anderer Zug folgt, blühende Mädchengestalten, die den traurigen Klang der Eisen durch Gesänge zu übertönen suchen, Lieder aus ihrer Heimath. Jedem Sklavenhaufen folgt außer dem Treiber immer ein Soldat mit gezogenem Pallasch. — Schnell und leicht bewegt sich ein hübsch aufgeputzter Palankin daher, getragen von trabenden Schwarzen; er hält vor dem glänzenden Laden eines Pariser Marchand de Modes, eine farblose,

mit Juwelen bedeckte Hand schiebt den Vorhang zurück, hastig öffnet der Verkäufer die weiten Glaspforten seines Tempels und verbeugt sich tief gegen die eintretende Dame. Hart hinter ihr her trippelt der junge brasilianische Dandy. Er zählt noch nicht 14 Jahre; aber er ist gekleidet wie der Pariser Stutzer von fünf und zwanzig. Ehrfurchtsvoll folgen ihm in abgemessener Ferne zwei Diener, bedeckt mit Goldbrokat. Dann kommen schwarze Wasserträger, nackte, widerwärtige Figuren; und die nächste Figur ist jene hagere Gestalt mit dem langen, scharf ausgeschnittenen Gesicht und der Weltherrenmiene, der man überall auf Erden begegnet. Am Arm des Briten geht ein stattlicher, wohl aussehender Mann, in dessen rundem Gesichte der Bonvivant ausgeprägt ist, dem der liebe Gott die Welt nur um des Genusses willen geschaffen hat. Er trägt einen aufgestülpten Hut mit Straußfedern, einen breitgeschnittenen Frack, eine Weste mit geräumigen Taschen, zierlich ausgenähete Beinkleider, die, wie das Uebrige, schwarz und am Knie über ein paar rothseidenen, gewirkten Strümpfen zugeschnallt sind. Ein paar lackirte Schuhe mit großen Schnallen, auf welchen farbige Steine funkeln, Manschetten von Spitzen, schwarzseidene Handschuhe und ein Rohr mit schwerem, goldnem Knopfe vollenden den Anzug. Don Gonzalo, Mitglied des Kongresses, geht eben zur Sitzung. —

Nächst der Rua direita sind die Rua d'Ouvidor und d'Ourives (wo die Goldschmiede und Juweliers ihre Magazine haben), die besuchtesten und schönsten. — Die Bauart in Rio ist im Allgemeinen tüchtig. Die Häuser sind massiv, zwei Stockwerke hoch, rauh beworfen und weiß getüncht. — Bei der Milde des Klima's (denn Rio liegt unter'm tropischen Erdgürtel!) kennt man das Bedürfniß künstlicher Erwärmungsmittel nicht, also auch keine Kamine. Die Dächer sind platt, wie in Italien. Die Fenster des zweiten Stocks nehmen die ganze Zimmerhöhe ein und öffnen sich auf eiserne Veranda's, wo der Hausherr, beschattet und angefächelt von der Zugluft, den ganzen Nachmittag mit der Cigarre im Munde des Müssiggangs pflegt. Decken und Wände sind meist getäfelt. — Architektonische Werke von großer Schönheit besitzt Rio nicht. Die Paläste sind plump und geschmacklos; deren Erbauung fällt meist in die Zopfzeit des vorigen Jahrhunderts. Theater, Opernhaus, die großen Hotels sind mehr geräumig, als schön. Kirchen gibt es einige 40 in Rio; voller Ungeschmack von außen und innen, voller Vergoldung, Schnitzerei und Schnörkelei ohne Kunstwerth. Viele aber besitzen einen großen Schatz an Juwelen, silbernen Gefäßen und Statuen von Heiligen. Die Hauptkirche, San Francisco de Paulo, ist ein ungeheueres Gebäude, ganz überladen mit schlechten Verzierungen. Doch schön sind die Glasmalereien der Fenster, obschon sie nicht der höchsten Blüthezeit der Kunst angehören. In dieser Kirche werden unaufhörlich Todtenmessen gelesen, bei welcher Gelegenheit die Frommen auf Teppichen und Matten knieen, schweigend Perle um Perle an ihrem Rosenkranz um die Ruhe der Abgeschiedenen abzählend. Zu den Kata-

komben unter der Kirche führt eine Treppe von 60 Stufen. In diesem schauerlichen Tempel des Todes, den das Licht der an den Gräbern gestifteten ewigen Lampen erleuchtet, sieht man eine Menge Sklaven beschäftigt, die Ruhestätten ihrer Herren zu schmücken. Große Urnen, die die Asche der Todten enthalten, sind in langen Reihen unter Baldachinen von rothem und schwarzem Sammet, die mit goldenen Franzen oder breiten Borden besetzt sind, aufgestellt. In der ganzen Länge und Höhe der Seitenmauern des Gewölbes befinden sich Löcher, jedes groß genug, um einen Sarg fassen zu können. In ein solches wird der Neuankömmling geschoben und die Oeffnung mit Kalk verstrichen. So bleibt der Sarg zwei Jahre stehen. Dann wird die Leiche herausgenommen, verbrannt, und die Asche in einer Urne beigesetzt.

Der Brasilianer hat in seinem Benehmen noch vieles vom Ceremoniellen des vorigen Jahrhunderts, da dieß seiner Bequemlichkeit am meisten zusagt. Die Fremden klagen über kalte Aufnahme und Ungastlichkeit in Rio. Leute, die längere Zeit in der Hauptstadt lebten, schildern die Männer als eine träge, indolente Raçe, bloß dem Genuß lebend, fremd höhern Bestrebungen, und sehr selten mit den wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet, die man in Europa bei jedem Gebildeten voraussetzt. Artigkeit, Liebenswürdigkeit und Feinheit im Umgange sind hingegen in den höhern Damenzirkeln auch hier allgemeine Zierden. In Musik und Tanz gelten sie als Meisterinnen; Konzerte sind ihre gewöhnliche Unterhaltung. Die Brasilianerin ist stark brünett, mit schwarzen, glühenden Augen, und obschon zum Embonpoint geneigt, ist sie doch leicht und graziös in ihren Bewegungen. Wie in allen tropischen Klimaten heirathen die Mädchen hier sehr früh; im 12. Jahre Hausfrau und Mutter zu sein, fällt in Rio nicht auf.

Das größte Bauwerk in der Nähe von Rio und zugleich das bedeutendste in ganz Südamerika ist eine Wasserleitung, die aus einer Entfernung von $1^1/_2$ Stunde vortreffliches Trinkwasser auf einem Aquaedukt, römischen Baustyls, zur Stadt führt. Er kostete über 1 Million Dukaten.

Rio Janeiro, das jetzt 100,000 Einwohner zählt, prangt zwar mit einer Universität, einem großen botanischen Garten, Sternwarte, Museum, naturhistorischen und artistischen Sammlungen und einem zahlreichen, gut besoldeten Lehrercollegium ꝛc.; aber die Leistungen aller dieser Anstalten sind sehr gering. — Der Handel ist's, der hier alle Welt mehr oder minder in seinen Kreis zieht. Jede Handelsnation der Erde hat in Rio unter ihrem Consul eine kleine Kolonie. Die Basis der Geschäfte ist der Produktenreichthum Brasiliens zur Ausfuhr nach Europa: die Diamanten, das Gold und Silber der Minen, — vor Allem aber Kaffee und Zucker. Die Kultur dieser beiden Artikel hat in den letzten Jahrzehnten unglaublich zugenommen.

Inhaltsverzeichniß.

